

Theologisch-praktische Quartalschrift

***** 1906 *****

* * 59. Jahrgang * *

* * * IV. Heft * * *

Reformvorschläge und Reformfragen.

Von P. Albert M. Weiß O. P., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

IV.

Die Mittel zur Reform.

Die Literatur über die Zeitlage und über die Mittel zur Besserung unserer Zustände lässt an Umfang nichts zu wünschen übrig. Niemand wird behaupten, daß er alles gelesen habe, was zu ihr gehört, niemand wird auch verlangen, daß einer alles bewältige. Wir gestehen offen, daß wir diese Forderung nicht erfüllt haben, daß wir sie auch gar nicht für erfüllbar halten. Wir reden darum auch nur von dem Teil, den wir kennen gelernt haben. Wir meinen übrigens annehmen zu dürfen, daß dieser so ziemlich eine Übersicht ermögliche über die hauptsächlichsten Richtungen und Ansichten, die sich auf den verschiedensten Seiten vertreten finden.

Legen wir aber all das Gelesene zur Seite — denn das ist nach der Aufnahme so vieler und so widersprechender Stimmen nötig — und suchen wir Übersicht und Ordnung in das Vernommene zu bringen, so lässt sich, wie uns scheint, der Inbegriff dessen, was als Mittel zu einer Reform im sogenannten modernen Sinn vorgeschlagen wird, auf fünf hauptsächliche Punkte zurückführen: Soziales Wirken, Beteiligung am politischen Leben, energischerer Betrieb der Wissenschaft und der Belletristik, endlich Aneignung größerer Weltläufigkeit, wie man sich auszudrücken pflegt. Die einen betonen mehr diesen Punkt, die andern jenen, im ganzen sind wohl so ziemlich alle modernen Gesinnten in der Empfehlung all dieser Mittel einig und diese hängen auch augenscheinlich durch ein inneres Band miteinander zusammen,

so daß sie zuletzt nur fünf verschiedene Anwendungen eines und desselben Grundgedankens genannt werden können.

Diesen Gedanken drückt eine bekannte Reformsschrift mit den Worten aus: „Man hält es allem Anscheine nach fast für ein Kriterium der geoffenbarten Wahrheit, wenn das natürliche und das wissenschaftliche Denken dabei möglichst viel Selbstverleugnung üben muß. Das sind Folgen jener Ueberspannung des Unterschiedes von natürlich und übernatürlich, welche den inneren organischen (!) Zusammenhang zwischen beiden nach Möglichkeit lockerte.“ Und abermals heißt es in der nämlichen Broschüre: „Die Scheu des Geistlichen vor dem Weltlichen, die theoretische Loslösung des Natürlichen vom Uebernatürlichen vermag nun allerdings keine eigentliche Vernachlässigung der irdisch=zeitlichen Güter katholischerseits zu bewirken, denn ihre Pflege ist durch Naturnotwendigkeit und durch instinktiven Drang sicher gestellt. Aber diese weltlichen Aufgaben bleiben dem Religiösen und Geistlichen (in der herkömmlichen katholischen Anschauung) mehr oder minder unvermittelt fremd gegenüberstehen, sie erscheinen dem religiösen Sinn mehr als zu verwünschende Notwendigkeit, als Gefahr und Verführung, höchstens als äußerer Anlaß und Stoff zu religiösem Verdienst. Allein innerlich verwertet, organisch eingegliedert in das Reich Gottes werden sie nicht, sie bleiben profan.“ So einer von den Häuptern des Modernismus, der hier sicher die gemeinsamen Gedanken der von ihm so mächtig geförderten Richtung ausspricht.

Lassen wir die bedenklichen, höchst bedenklichen Aussfälle gegen die katholische Glaubenslehre und Lebensrichtung, die in diesen Worten liegen, bei Seite, so bleibt ein Gedanke zurück, den wir als einen der Grundprinzipien für die genannte Richtung festhalten können. Die alte katholische Auffassung, lautet dieser Gedanke, habe darin gefehlt, daß sie das Uebernatürliche zu sehr betont, das Natürliche ungebührlich vernachlässigt habe, die Modernisierung des Christentums müsse ausgehen von dem Gegenteil, wenn nicht von der Zurückdrängung des Uebernatürlichen, so doch jedenfalls von der entschiedenen Hervorhebung des Natürlichen und von der Durchführung größerer Wertschätzung des Natürlichen auf allen Gebieten der Kultur und des Lebens.

Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, daß es heute wie immer auch unter den Katholiken solche gibt, die den natürlichen Pflichten

nicht genug Aufmerksamkeit widmen, so gut wie es heute und immer deren gab und gibt, die der übernatürlichen Aufgabe des Christen nicht gerecht werden. Wir wüßten nicht, wer das jemals in Abrede gestellt hätte. Wir für unsere Person haben über diesen Gegenstand einen dicken Band geschrieben, finden also keine Veranlassung dazu, die Möglichkeit und die Tatsächlichkeit dieser Einseitigkeit zu leugnen. Desto mehr müssen wir Verwahrung dagegen einlegen, daß man diese Schwäche einzelner Personen der katholischen Lehre und Lebens- einrichtung selber zur Last lege. Sie hat gewiß nie jemanden darum gelobt, daß er seine natürliche Aufgabe zu kurz kommen ließ. Sie hat keinen um seiner übernatürlichen Pflichten willen von seinen natürlichen entbunden. Sie hat zwar den Christen verpflichtet, auch sein irdisches Leben so einzurichten, daß es dadurch zur Erreichung seines ewigen Ziels beitrage. Das ist aber gewiß keine Lehre, die der natürlichen Tätigkeit Eintrag tut, sondern gerade indem diese als Mittel zur Erfüllung unserer übernatürlichen Aufgabe betrachtet wird, ist für ihre gewissenhaftste Erfüllung ein neuer, höherer Beweggrund gegeben, ohne daß dem früheren irgend etwas genommen wäre. Die natürliche Ordnung wird nicht verkürzt, indem die übernatürliche Ordnung eingeführt wird. Und wenn auch der Mensch angewiesen wird, die eine wie die andere gemeinsam auszufüllen, so wird doch die Grenzscheide zwischen beiden aufrecht erhalten. Die eben angeführten Worte trifft der Vorwurf, daß sie die Linien zwischen beiden verwischt und damit beide beeinträchtigt, die echte katholische Lehre ist von diesem Vorwurf frei. Wir können diese Sätze hier nicht weiter durchführen, sonst müßten wir unsere ganze Apologie ausschreiben.

Es kann also um der menschlichen Gebrechlichkeit willen nur vom Nutzen sein, wenn die treue Erfüllung aller natürlichen Aufgaben immer wieder eingeschärft wird, wie auch umgekehrt die übernatürlichen Pflichten nicht oft und nicht ernstlich genug ins Gedächtnis gerufen werden können. Nur darf die Hervorhebung des Natürlichen nicht bis zu dem Grade getrieben werden, daß es an den Naturalismus oder, wie man in England sagt, an den Säkularismus streift. Immer bleibt das Wort des Apostels in Kraft: „Die Waffen unserer Kriegsführung sind nicht fleischlich, sondern mächtig durch Gott zum Niederreißen der Festen, indem wir die Vernunftschlüsse niederwerfen und all die Hoheit, die sich erhebt wider die Kenntnis Gottes.“

(2. Kor. 10, 4. 5.) Damit hört das Schwert nicht auf, aus natürlichem Eisen geschmiedet zu sein, weil es von Gott geweiht ist. Und dadurch wird der Ritter von keiner Kunst und von keiner Anstrengung des natürlichen Kriegsdienstes befreit, daß er mit Gottfried von Bouillon das Kreuz nimmt und das Schwert zur Eroberung des heiligen Grabes verwendet. Das trifft auch auf unsere Frage zu, wie sich hoffentlich sogleich herausstellen wird.

Alle natürlichen Mittel in Ehren, die uns von den Predigern des Modernismus empfohlen werden, glauben wir also mit gutem Gewissen zwei Warnungen oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, zwei Einschränkungen an die Seite setzen zu müssen. Einmal haben wir oft den Eindruck, als erwarte sich unsere Zeit doch gar zu viel von den genannten Dingen, von der Wissenschaft, von den schönen Künsten, insbesonders von der Politik. Sicher bedürfen wir dieser Tätigkeiten, sicher leisten sie uns höchst erstaunliche Dienste, sicher wissen die, die uns aus der politischen Tätigkeit Vorwürfe machen, recht gut, warum sie das tun, weil sie uns nämlich diese nützliche Waffe entreißen wollen. Nur darf der Eifer für den Gebrauch dieser Waffen nicht dahin führen, daß wir deren Bedeutung übertreiben. Gut, wenn die Katholiken lesbare Romane und erträgliche Liebeslieder haben. Macht es aber nicht doch manchmal einen seltsamen Eindruck, wenn man sieht, wie unsere Zeitungen für die Bearbeitung dieser immer fragwürdigen Literatur werben, als handelte es sich um die Gründung eines neuen apostolischen Missionswerkes? Gut und sehr gut, wenn wir hervorragende Gelehrte und Schriftsteller in unseren Reihen zählen. Jedoch eine Liste von katholischen Gelehrten aufzählen, um zu beweisen, daß der katholische Glaube, von solchen Männern bekannt, zweifellos der wahre sei, wie das ein sonst vielfach verdientes apologetisches Handbuch tut, das geht über das Ziel hinaus, denn auch der Unglaube könnte denselben Beweis zu seinen Gunsten führen und er führt ihn auch. Das sind also offenbar Uebertreibungen, die eher schaden als nützen. Innerhalb der rechten Grenzen dienen diese natürlichen Mittel. Ueberschätzt man sie, so läuft man Gefahr, das Mittel und den Zweck zu verwechseln, um dadurch den Zweck selbst herabzusetzen, gerade so, wie wenn man aus den Sätzen der Heiden und aus bewußten oder unbewußten Zugeständnissen von modernen Ungläubigen das Christentum als göttliche Wahrheit und die Kirche als übernatürliche Anstalt erweise-

zu können glaubt. Nicht anders wird es wohl mit all den sozialen Verpflichtungen und mit der sozialen Tätigkeit sein, die uns die Bedürfnisse dieser Zeit auferlegen. Wir müssen unter die Menschen gehen, wir müssen sie selber auffuchen, damit sie uns wieder aufsuchen, wir müssen den öffentlichen Zuständen unsere Hilfe zuwenden gerade im Interesse der Seelsorge. Alles gewiß und unbestreitbar, so lange wir nur nicht die Ordnung verkehren und aus dem Mittel den Zweck machen. Deshalb dürfen wir uns schon manchmal die Frage stellen, ob denn auch diese ewige Nebentätigkeit außer dem Haus, ob dieser fortgesetzte Besuch der Versammlungen und Vereine vom Sonntag bis zum Freitag, ob diese zahlreichen Reisen zu allen Kongressen wirklich notwendig seien. Wenn es denn einmal sein muß, daß der Geistliche im Vereine redet, ist es dann auch notwendig, daß er nach der Rede Bier mit den Laien trinke und bis Mitternacht sitzen bleibe? Wenn die Anwesenheit eines Priesters in der Versammlung erwünscht ist, müssen dann alle Priester des Pfarrhauses, um nicht zu sagen, der ganzen Stadt sich dort einfinden? Kann nicht diese Art von Neben-Seelsorge auch ein schweres Hindernis für die Haupt-Seelsorge werden? Kann sie nicht auch zum Schaden des klerikalen Geistes, des priesterlichen Wirkens, zur Richterbauung des Volkes, zur Belästigung für die Laien ausarten? Ähnlich ist es mit der Politik. Man kann auch das Politisieren übertreiben, bis es zum Schaden des Christentums ausschlägt, wie man sich mit der Kaltwasserkur eine Krankheit und mit Morisonpillen den Tod holen kann. Jedes Mittel wirkt verderblich, wenn es nicht mit Rücksicht auf den Zweck und die Umstände angewendet wird. Uns in Deutschland hat die Politik bisher zweifellos genützt. Folgt daraus, daß die Deutschen den französischen und den italienischen Katholiken das Politisieren als das einzige Mittel zur Wiedererhebung mit jener vollen Zuversicht anpreisen dürfen, wie sie es gewöhnlich tun? Wäre es nicht möglich, daß sich der französische Klerus in seinem Lande geradezu unmöglich mache, wenn er noch mehr Politik trieb, als er ohnehin schon oft treibt? Und wenn bei uns die katholischen Laien unbestreitbar große Vorteile errungen haben, brauchen wir deshalb die Frage als unnütz abzuweisen, ob nicht vielleicht die Geistlichen auf dem Felde der Politik des Guten auch zu viel tun können? Es hat doch Seiten gegeben, von denen selbst Katholiken behaupten, die Kirche habe sich zu viel auf das politische Gebiet begeben und dadurch ihrer eigent-

lichen Aufgabe Hindernisse bereitet und Schaden zugefügt. Uns will das strenge Urteil mancher nicht so ganz einleuchten. Dennoch wird sich nicht immer alles und jedes loben lassen, was im Laufe der Zeiten in dieser Hinsicht geschehen ist. Auf jeden Fall mag die Geschichte der kirchlichen Politik so gut wie des Humanismus dazu dienlich sein, uns mit einiger Zurückhaltung zu erfüllen, damit wir nicht der natürlichen Tätigkeit übermäßige Bedeutung beilegen und uns demzufolge in der Praxis mit übertriebenem Eifer an sie hingeben zum Schaden unserer eigentlichen, unserer übernatürlichen Aufgabe.

Denn das ist dann fast immer die selbstverständliche Folge, daß das Übernatürliche in eben dem Maße gering geschätzt und vernachlässigt wird, in dem die Bedeutung des Natürlichen übermäßig erhoben wird. Wir haben dafür Beispiele genug in dem Buche über die „Religiöse Gefahr“ beigebracht. Es berührt schmerzlich, wenn uns ein katholischer Gelehrter sagt, der Grund, warum wir Katholiken so sehr in Beruf bei dieser unserer Zeit geraten seien, liege in der ewigen Hervorhebung des Übernatürlichen. Ein anderer, verdienter Vorkämpfer für die katholischen Interessen findet, daß wir für heute die Nachfolge Christi nicht mehr gut vertragen und gebrauchen könnten, weil sie doch nur den Geist der Weltentfremdung predige und uns in eine Atmosphäre versetze, die — leider ist das nur zu richtig — der uns umgebenden Welt nicht mehr ganz entspreche. Deshalb ist er insbesonders der Seminarerziehung des jungen Klerus Feind, weil dieser in jenen Mauern zu sehr von der Welt abgeschlossen sei und zu wenig in sie eingeführt werde. In diesem Stücke hat er nicht wenige unter den leitenden Geistern auch in unserer Mitte, selbst hervorragende und hochverdiente Männer, zu Bundesgenossen. Unsere katholischen Laien stehen fast alle ebenso zu der genannten Anschauung. Selbst der Ordensklerus sei zu sehr weltflüchtig geworden. Gerade darin, so behaupten sie, liege der Grund, warum die Orden ihren Einfluß auf die Welt verloren hätten. Noch verderblicher aber sei diese Absonderung von der Welt bei dem jungen Weltklerus. Nicht bloß das Bedürfnis höherer Bildung, sondern auch die Notwendigkeit, mit der Welt bekannt zu werden, auf die er einstens wirken soll, lasse die Seminarerziehung als minderwertig, die Universitätsbildung als das einzige Richtige erscheinen. Dort könne der junge Theologe den Umgang mit der Welt, Verbindung weltlicher Fröhlichkeit mit dem Christentum, mannhaftes, selbstbewußtes Auftreten, stramme,

imponierende Haltung, heiteren Lebensgenuss, Kenntnis des Guten wie des Bedenklichen in den Darbietungen der modernen Zivilisation, nebenbei auch den geziemenden Takt im Umgang mit dem weiblichen Geschlechte lernen, lauter Dinge, die ihm bei der Ausübung seines Berufes später gut zu statten kommen und ihn vor vielen Gefahren bewahren könnten. So und ähnlich diese modernen Grundsätze, die zur Heranbildung eines neuen Klerus und zur Reform des kirchlichen Lebens und Wirkens vorgeschlagen werden und das mit einer Zuversicht, einer Entschiedenheit, einer Gewalttätigkeit, daß einem bangt würde, wenn jemand im gleich barschen Ton die definierten Dogmen der Kirche vortrüge.

Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, im einzelnen auf die vorgebrachten Sätze einzugehen, denn das würde uns viel zu weit von unserem Gegenstand abziehen. Eines ist klar: Diese Auffassung sieht in unserer ganzen Frage einzig die natürliche Seite und die natürlichen Mittel, übersieht aber vollständig den übernatürlichen Charakter des priesterlichen und des Ordensstandes, ja selbst der christlichen Frömmigkeit. Dächte die genannte Richtung nur einen Augenblick an die übernatürliche Aufgabe des Christen und insbesondere des Priesters, so müßte sie sich sagen, daß, da die Mittel dem Zweck entsprechend sein sollen, die übernatürlichen Mittel nicht so grundsätzlich ausgeschlossen werden dürfen. Vielmehr müssen diese sogar die erste Stelle einnehmen und alles übrige muß mit Rücksicht auf sie und als Mittel zu ihrer Förderung eingerichtet werden, da der übernatürliche Charakter wenigstens beim Priester unbestreitbar den ersten und beherrschenden Platz einnehmen muß. Sicher hat der Herr auch seine Jünger zum Wirken in der Welt erzogen. Sicher sollten sie eine Reform in der Welt zustande bringen, und zwar eine Reform, wie sie gründlicher noch nie beabsichtigt war. Sicher sollten sie selber vorher eine Reform durchmachen, die sie zu Reformatoren fähig machen sollte. Ein Blick auf den Herrn genügt, um uns zu zeigen, wie er diese Reform verstand und mit welchen Mitteln er sie vorbereitete. Hier ist das mindeste, was wir sagen wollen, daß jedenfalls der nicht irre geht, der sich das Wirken des Herrn in diesem Punkte zum Vorbild nimmt und daß der nicht betrogen sein wird, der auch in diesem Stück auf sein Wort vertraut: Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles übrige wird euch drein gegeben werden. (Mt. 6, 33.) Nein, davon können wir uns nicht

überzeugen, daß einer im Natürlichen zu kurz komme, der das Ueber-natürliche verfolgt, vorausgesetzt, daß er es recht und in vollkommener Weise sucht. Wir wissen schon auch von Leuten, denen man nachsagt, daß sie über dem Beten ihre häuslichen Pflichten vernachlässigen. Zugegeben, daß es hie und da deren gibt — denn sehr häufig ruht dieser Vorwurf auf ungerechten und lieblosen Anklagen — so finden wir den Grund für dieses Mißverhältnis gerade darin, daß sie das Uebernaturliche noch nicht zu seinem vollen Rechte haben kommen lassen. Hoffentlich wird niemand glauben, sie würden pflichttreuer, arbeitsamer, freundlicher, opferwilliger und fanstümpter werden, wenn sie dem Beten und dem Besuch der Kirche den Abschied gäben. Wir wenigstens sind fest überzeugt, daß es dann noch viel schlimmer würde. Aber bringe man ihnen nur den rechten Begriff vom über-natürlichen Leben bei, dann wird sich schon zeigen, ob die eben genannten Erfolge nicht allmählich eintreten. Das Uebernaturliche wird nicht über Nacht Wunder wirken, aber es wird dem Unvollkommenen helfen, seine Laune, seine Bequemlichkeitsliebe, seine Trägheit zu überwinden und dann wird sich zeigen, daß das Versprechen des Herrn auch an ihm Geltung hat. Ebenso mag es schon sein, daß ein Geistlicher, der eine rein klerikale Erziehung genossen hat, sei es im Seminar, sei es auf der Universität, alle Bande abschüttle und ein Kind der Welt werde doppelt und siebenfach mehr als einer, der bis zur letzten Vorbereitung in der Welt gelebt hat. Sollen wir etwa von einem solchen Unglücksmanne glauben, es würde jetzt mit ihm besser stehen, wenn er in einer Studentenverbindung gelebt hätte? Jetzt seufzt alles darüber, daß ihm das Wirtshaus mehr am Herzen zu liegen scheint als das Haus Gottes und daß ihm die Gesellschaft lustiger Becher mehr zusage als der Beichtstuhl und die Vorbereitung auf Predigt und Katechese. Traurig ein solcher Fall nach solcher Vorbereitung. Nicht minder traurig, wenn daraus die Folgerung gezogen wird: Augenscheinlich taugt eine solche Vorbereitung nichts; seht seinen Kollegen an, ein wahres Muster priesterlichen Wandels, ob-schon er in keinem Seminar war! Das heißt doch kühnen Mutes das sophisma accidentis begehen. Als ob das, was einem nicht nützte, allen schädlich sein müßte und umgekehrt! Wäre nicht vielleicht der musterhafte Nachbar noch viel erbaulicher und vollkommener, wenn er das, was er allmählich durch eigene Uebung gelernt hat, schon vom Anfang an durch eine gediegene Schulung empfangen

Hätte? Und der unerbauliche Gesellschaftsmann, würde er heute weniger trinken, wenn er schon während seiner Studien täglich auf der Kneipe gesessen hätte, und würde er jetzt Gebet und Betrachtung und Seelsorge eifriger betreiben, wäre er damals besser mit allem studentischen Urf und all dem jugendlichen Sich-Ausleben und mit Konzert und mit Theater besser bekannt gemacht worden? Traurig, wir sagen es nochmals, daß ihn die Klerikale, die übernatürliche Erziehung innerlich so wenig umgewandelt hat. Vielleicht liegt die Schuld an ihr, es ist gar nicht so fernliegend, daß wir an diese Möglichkeit denken. Vielleicht war sie selber zu oberflächlich, zu wenig übernatürlich, zu sehr von Rücksicht auf Weltläufigkeit und modernes Leben beeinflußt. Liegt aber die Ursache nicht auf ihrer, sondern lediglich auf seiner Seite, dann sind wir gerne geneigt, uns wieder eher aufzurichten, denn wir denken, daß, wenn ein fester übernatürlicher Grund gelegt ist, die Gnade Gottes und irgend ein äußeres Ereignis dazu ihn wieder aufrütteln und zur Erinnerung an das damals Gelernte und Geübte zurückführen wird. Und dann wird er leicht den Geist seines Berufes und seine Aufgabe für diese Zeit fassen und das Versäumte mit gehöriger Anstrengung in kurzer Zeit hereinbringen.

Das Uebernatürliche schließt ja, wie bereits gesagt, die eigene natürliche Tätigkeit nicht aus, sondern verlangt sie und unterstützt sie. Deshalb, weil wir den Satz aufstellen, die kräftigere Anwendung der übernatürlichen Mittel sei die erste Bedingung für die Erneuerung unseres persönlichen und des kirchlichen Lebens, deshalb, sagen wir, ersparen wir keinem den weiteren Satz, daß wir in der Ausübung unserer übernatürlichen wie unserer natürlichen Aufgaben ebenfalls viel, viel größere Anstrengungen machen müssen, um den genannten doppelten Zweck zu erreichen. In diesem Stücke können wir uns mit großer Gemütsruhe auf eine durch Jahrzehnte fortgesetzte öffentliche Predigtätigkeit berufen, die uns wahrhaftig nicht den Ruf eines Layisten eingetragen hat. Sollen wir aber das Ergebnis der hiebei gemachten Erfahrungen mitteilen, so können wir sagen, daß uns dieser Ruf nach ernsterer Ueberwindung und beharrlicherer Arbeit dort, wo man nicht zuvor die Predigt vom Uebernatürlichen mit offenem Herzen empfangen hat, wenig Anerkennung erworben hat. Die immer nur natürlich denken und natürlich leben wollen, nehmen Angst und schreien über Pessimismus, Rigorismus, Jeremiasübertreibung, sobald man sagt: Das alles, was wir bisher getan, genügt für heute nicht

mehr; das Himmelreich leidet Gewalt; wir müssen alles weltliche Leben und alle Halbheit abschütteln; wir müssen nach dem Höchsten streben, wenn wir unsere Aufgabe in dieser Zeit erfüllen und dieser Welt zu Hilfe kommen wollen. Die aber das Wort von der Ueber-natur verstehen und es nach Möglichkeit in ihrem Wandel zur Tat machen, die urteilen ganz anders, die finden nichts übertrieben, die wundern sich, wie man davon nur überhaupt so viel Redens machen könne, die zeigen durch die Tat das, was unsreiner, der eigenen Erfahrung des Gepredigten entbehrend, nur mit unklaren Worten stammeln kann, verwirkt in einem Grade, daß man sich dadurch nur beschämt fühlen kann.

Ja, das sind die wahren Reformatoren, die nicht lange Programme entwerfen, sondern kurzweg zur Tat schreiten. In der Reform des kirchlichen Lebens ist es wie in der Politik: Je mehr Verheißungen, je weniger Erfüllung, je längere Pläne, je kargere Ausführung, je größer die Worte, je kleiner die Taten. Von den Heiligen haben wir nicht viel Reform-Programme, desto mehr Reformationen. Vielfach wußten sie kaum, daß sie reformierten, meistens hatten sie vor Tun nicht einmal Zeit, schöne Grundsätze auszudenken. Darum machen uns die vielen Reden von Reform heute etwas bange, denn wir fürchten sehr, diese Prediger der Reform werden es beim Worte belassen und nicht bis zur Tat kommen.

Diese Besürchtung liegt um so näher, als es sich darum handelt, selber zu handeln. Hier gilt das derbe Sprichwort, das da sagt: Hege jeder vor seiner Tür, dann ist die Straße bald rein. Ein sehr gesunder und nüchterner Grundsatz, nur leider nicht nach dem Geschmack aller Menschen, zumal nicht nach dem Geschmack der Weltverbesserer. Diese ganz achtbare Menschenklasse mag sonst eine Ge-sinnung haben welche immer, in der Reformfrage hält sie es mit dem Sozialismus. Dieser erwartet alles Heil von der mechanischen Gemeinhilfe. Erst, meint er, müsse die Welt besser werden, dann würden die Einzelnen ganz von selbst gut werden. So erwarten auch die meisten unserer Reformer eine Umgestaltung der Dinge, ohne daß sie selbst Opfer zu bringen und sich umzugestalten hätten, das werde sich schon finden, wenn nur erst Welt und Kirche erneuert sei. In diesem Stücke ist selbst der unselige Liberalismus immer noch annehmbarer. Allerdings übertreibt er auch, wenn er alle Besserung von der Selbsthilfe abhängig macht. Immerhin aber sagt er damit

eine Wahrheit, die wenigstens zum Teil den Weg zur Besserung weist. Auf dem sittlichen und dem religiösen Gebiet, auf dem wir uns hier bewegen, liegt sogar der wichtigste Teil der Lösung in dem genannten Wort. Freilich können die Einzelnen allein nicht alle Uebel beseitigen, sondern es muß auch die Gesamtheit das Thürige tun. Indes, das kann, wie wir schon früher einmal gesagt haben, nur dann mit Aussicht auf Erfolg geschehen, wenn zuvor in vielen kleineren Kreisen durch eigene Tätigkeit der Boden vorbereitet, die Empfänglichkeit geweckt und das Bedürfnis nach kräftiger Nachhilfe stark gemacht worden ist.

Darum ist es eitle Täuschung, auf eine plötzliche und allgemeine Reform zu hoffen. Es kennzeichnet die ganze unpraktische Gesinnung, die dem Reformertum so häufig anhängt und die vollständige Unkenntnis des eigenen Herzens wie der Dinge in der Welt, wenn man meint, die Kirche brauche bloß ein paar Dekrete zu machen, dann sei alles gut. So dachten und sprachen schon die Reformer des 15. Jahrhunderts, gegen die der edle Rieder seinen herrlichen Formicarius schrieb. Und jene redeten doch wenigstens noch von einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern, wenn sie schon in der Wirklichkeit ihre Forderungen nur an die Häupter richteten. Aber, sagt Rieder, das ist völlig umsonst. Zuerst muß die Erneuerung im einzelnen und im kleinen geschehen, dann kann sie erst an das Große und das Allgemeine gehen. Hier gilt das Wort des Herrn: Wer getreu ist im kleinen, der ist es auch im größeren und wer ungerecht ist im geringen, der ist auch ungerecht im bedeutenden. (Luk. 16, 10.) Eine solche Erneuerung geht also nicht nur jeden für seine Person und jeden für seine nächste Umgebung, sein Amt und seine Stellung an, sondern sie ist auch eine ebenso mühevolle als langsame Arbeit. Man braucht nur in der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts nachzulesen, um sich davon zu überzeugen. Kaum gibt es eine Zeit, in der von Dienern Gottes, die nicht reden, sondern handeln, so viele Reformen in einzelnen kleineren und größeren Kreisen durchgeführt wurden, wie in jenem Jahrhundert. Aber von welchen Kämpfen und Mühen waren diese begleitet, die Reformation von Bursfeld, die von San Marco, die von S. Justina, die von Valladolid und so viele andere kleinere! Dennoch schritten die Gottesmänner und die ehrwürdigen Frauen, die dem Ruf Gottes folgten, mutig, beharrlich voran und zuletzt erreichten sie, wenn nicht alles,

so doch vieles und Solides, dank ihrer Beharrlichkeit und ihres Opfermutes.

Denn ohne Opfer geht eine Erneuerung nicht ab, das mögen sich alle gesagt sein lassen, die sich von der Reformlust berührt finden. Wer nicht Opfer zu bringen vermag, der ist nicht zum Reformator geschaffen. So viel Opferfähigkeit, so viel Fähigkeit zum Reformieren. Reformieren in der Kirche, sei es im großen, sei es im kleinen, ist ein Gotteswerk und ein Gotteswerk gedeiht nicht, es sei denn mit Opferblut getränkt. Selbst ein so großer und heiliger Mann wie der selige Raimund von Capua, der Beichtvater und Biograph der heiligen Katharina von Siena, stieß oft Seufzer aus über die Schwierigkeiten, die er in seinem Reformwerk zu überwinden hatte. Doch er überwand sie, denn er war ein Mann, vom Geiste Gottes erfüllt. Stellt man sich ein solches Vorbild vor Augen, dann erwacht es ein schmerzliches Gefühl, wenn man sehen muß, mit welchen Ausdrücken und in welchem Geiste so manche Reformer dieses heikle Werk angreifen! Wissen sie auch, was sie tun? Gilt nicht jedem, der sich zum Reformer aufwirft, die Frage des Herrn: Könnt ihr den Kelch trinken, den ich trinken muß? (Mt. 20, 22.) Die Jünger haben freilich darauf geantwortet: Wir können es. Sie haben jedoch dies große Wort nicht eben zum besten gehalten. Möge Gott ihren Nachahmern verleihen, daß sie das Wort im Ernst sagen und in heiliger Treue erfüllen können.

Aber sie mögen nur nicht denken, daß Gott in solchen Dingen mit dem guten Willen zufrieden ist. Wie er das Opfer, das ihm sein Sohn auf den Armen der seligsten Jungfrau im Tempel dargebracht hat, aufs buchstäblichste verstanden und demgemäß zur Ausführung gebracht hat, so hält er es stets, wenn es sich um ein Werk handelt, das er als sein Werk anerkennen soll können. Darum muß alles, um was es sich bei einer Reform handelt, mit vollster Klarheit des Geistes über das, was in Frage steht, und mit vollstem Ernst des Willens geschehen. Glaube doch niemand, daß die Abstaltung von Übelständen, die Eingießung eines neuen Geistes, die Erhebung zur höherer Vollkommenheit mit einigen verschwommenen, weichen Gefühlen und einigen idealen Vorstellungen zustande gebracht werden könne. Liest man so manche Auslassungen dieses oder jenes Reformers, so merkt man, daß wir im Zeitalter des Darwinismus leben. Wie unsere Naturforscher einen allgemeinen Lebensstern in den weichen

Schlamm hetten und ihn dort ruhigen Herzens im Lauf der Jahresbillioen der Entwicklung durch ungezählte Mittelstufen hindurch bis hinauf zum Menschen überlassen, wie die Bibelkritiker den Astralnebel der christlichen Ideen zuerst sich immer weiter ausdehnen und dann allmählich verdichten lassen, bis sich die Evangelien als Niederschlag herausbilden, so scheinen jene zu glauben, es brauche weiter nichts, als ein paar schöne Worte in die Luft zu sprechen, das übrige gebe sich ganz von selber. Jedoch da täuschen sie sich gewaltig. Von selber gedeicht keine Reform. Um ein solches Werk zu fördern, braucht es sehr klare Vorstellungen und sehr bestimmte Worte und sehr entschiedene Willensentschließungen und sehr kräftige, greifbare Mittel. Mit so allgemeinen Phrasen, wie Idealismus, neuer Aufschwung zu höherer Erfassung unseres Lebensgehaltes, sublimiertere Darstellung der persönlichen Selbstbestimmung, kurz mit den modernen Redensarten ohne Knochen und ohne faszilichen Inhalt ist nichts zu gewinnen, aber viel zu verderben. Wir haben in der „Kunst zu leben“ scharfe Worte dagegen gesprochen, glauben aber nicht, daß man gegen dieses Unwesen scharf genug sprechen kann. Soll in unserer Frage irgend eine Aussicht auf Erfolg geboten werden, so müssen die Forderungen und Vorschläge so deutlich und fest gefaßt werden, daß alle Welt weiß, wie man daran ist. Je einfacher, desto besser. Dem christlichen Volk die treue Befolgung der göttlichen und der kirchlichen Gesetze, zumal des dritten, sechsten und siebenten Gebotes, Mäßigkeit, Arbeitshamkeit, Gerechtigkeit einschärfen, dem geistlichen und dem Ordensstande treue Befolgung der Standesregeln, Abtötung und Gebetsgeist, den Gelehrten das sentire cum Ecclesia und die gewissenhafte Einhaltung der kirchlichen Entscheidungen empfehlen, das ist eine gesündere Grundlage für eine Reform als die längste Abhandlung über die Anwendung des Positivismus zur Herstellung einer neuen apologetischen Methode oder die Verwertung der bombastischen Ausdrücke von Nietzsche zu einer zeitgemäßer Schilderung der Person und der Lehre Christi.

Eine Reform wäre nicht so schwer, würde sie nur nüchtern und klar angegriffen, dafür mit desto größerem Ernst und vor allem mit der Überzeugung, daß es sich da um ein Werk Gottes und deshalb vor allem um den Segen Gottes handelt. Wir wollen ja doch nicht eine menschliche Phantasiegestalt einführen, sondern das Christentum zu seiner vollen, zu seiner ursprünglichen Reinheit und Kraft zurück-

führen. Das Christentum ist aber das Werk des Sohnes Gottes selber, gestiftet in seinem Blute, befruchtet durch sein allerheiligstes Beispiel, gegründet auf sein Wort, das sich nicht verändern wird, wenn auch Himmel und Erde vergehen. Jedes Ding aber wird auf dieselbe Weise erhalten, auf die es zustande gekommen ist. Das darf man sicher auch von der Wiedererneuerung sagen. Nun gut, wir wissen, wie das Christentum gegründet und verbreitet worden ist: in Mühseligkeit und Elend, in vielfältigen Nachtwachen, in Hunger und Durst, in vielen Fasten, in Frost und Blöze, durch große Geduld und Trübsale, in Schlägen und Gefängnissen, durch Keuschheit, mit Weisheit, mit Langmut, mit Freundlichkeit, mit dem heiligen Geiste, mit ungeheuchelter Liebe, mit dem Worte der Wahrheit, mit den Waffen der Gerechtigkeit, bei Ehre und Schmach, bei schlechtem und bei gutem Rufe (2. Cor. 6, 4. ff. 11, 25. ff.). Da haben wir die Mittel, durch die es wieder zu seiner apostolischen Kraft und Herrlichkeit zurückgeführt werden kann. In diesem Sinn haben die großen Reformatoren zu allen Zeiten ihre Aufgabe angegriffen. Schon im Alten Bund hat der Geist Gottes den großen Gottesmännern, die die Wiedergeburt des Volkes Israel verbreiteten oder durchführten, diesen Weg gewiesen. Das zeigen die Reformpropheten Jeremias, Ezechiel, Daniel, die *viri desideriorum*, die Männer der Buße, der Marter, des Gebetes; das zeigen die Eiferer für das Gesetz wie Esdras, die Männer der Selbstdhinopferung wie Nehemias. Nicht anders war es stets in der heiligen Kirche Gottes. Petrus Damiani, Gregor VII., Pius V., Ignatius, Petrus von Alcantara, Johannes vom Kreuz, die heilige Theresia, sie alle haben zuerst an ihrem Leibe die Übelstände gebüßt, an deren Abschaffung sie gingen und darum war ihr Wirken von Gott gesegnet, denn der Buße kann Gott nicht widerstehen. Sie haben keine Mittel gebraucht, als ihr leuchtendes Beispiel, als die Geißel und den Rosenkranz. Ihre ganze Tätigkeit kannte nur das kurze Programm, das der Herr gegeben hat mit den Worten: Diese Art kann auf keinem andern Weg ausgetrieben werden als durch Gebet und durch Fasten (Marc. 9, 28).

Hier heißt es: Wer es fassen kann, der fasse es! Gebe Gott, daß alle, die diese Worte lesen, es fassen und befolgen! Was wir brauchen, damit eine gewiß nötige Erneuerung des Christenvolkes eintrete, das sind nicht müßige Worte, sondern kräftige Taten. Die

kräftigsten aller Taten, die den Himmel durchdringen und das Herz Gottes öffnen, sind Gebet und Buße, die Buße vielleicht sogar noch mehr, als selbst das Gebet. Hätten wir eine entschlossene und geschlossene Schar von Betern und von Büßern, gewiß, die so viel erschante Wiedergeburt wäre bald vollbracht, die Lahmen und die Gichtbrüchigen erhöben sich von ihren Lagern, die Toten verließen ihre Gräber und die ganze Christenheit verstünde das Wort: Wach auf, du Schläfer und steh auf von den Toten und erleuchten wird dich Christus. (Eph. 5, 14.)

Moderne Leben Jesu für das Volk.

Von Dr. Vinzenz Hartl, St. Florian.

(Schluß.)

III. Voreingenommenheiten; Missverständnisse und Zugeständnisse.

Harnacks Christus können wir allein schon deshalb niemals als den historischen anerkennen, weil er eine logische und psychologische Unmöglichkeit ist. Das glauben wir in der „Kritik“ hinlänglich gezeigt zu haben. Daraus aber folgt an und für sich schon mit Sicherheit, daß Harnack nur auf Grund einer gänzlich unwissenschaftlichen Methode zu einem so unhaltbaren Resultat hat gelangen können. Wo liegt der Fehler? Darin, daß Harnack ebenso wie Furrer¹⁾ von der völlig wertlosen und widersprüchsvollen Voraussetzung ausgegangen ist, das Evangelium Jesu müsse das Evangelium der modernen Richtung der Theologie, das Christentum Christi das Christentum Harnacks sein. Im Gegensatz zu Furrer ist Harnack freilich klug genug gewesen, die Gleichung nur auf das Wesen zu beschränken und im Unwesentlichen die größten Divergenzen zuzulassen, allerdings zu Gunsten des fortgeschrittenen, nicht des originalen Christentums. Wäre nun evident bewiesen, aus der Sache selbst, aus der Geschichte des menschlichen Denkens auf religiösem Gebiete, daß nur Harnacks Religion wirklich Religion ist, so könnte man über jene Gleichung zwischen dem Wesen des Christentums Christi und dem Wesen des Christentums, rechte Religion Harnacks mit sich reden lassen. Aber nachdem Harnack nach keiner Richtung hin diesen Nachweis versucht, geschweige denn erbracht hat, müssen wir sagen, daß er aus purer Voreingenommenheit an Stelle des von Paulus, von den Evangelisten und der ganzen Urgemeinde akzeptierten Evangeliums Christi sein eigenes gesetzt hat, er, der dem Glauben derer, „die mit Jesus geessen

¹⁾ Der unterdessen schon die 3. Auflage seines Lebens Jesu veröffentlicht hat!

und getrunken haben“ (7), eine so maßgebende Bedeutung zugestehet! Eine so grobe Versündigung an der historischen Methode ist aber umso bedauerlicher, als ja gerade Harnack beteuert, seine Absicht sei, „die Verkündigung Jesu in ihrer geschichtlichen Gestalt oder das Urchristentum zu schildern (IV), wobei er nachdrücklichst betont, bei einem solchen Versuche müßten alle „vorgefaßten Meinungen“ verbannt werden: „Hier hat allein der Historiker das letzte Wort, weil es eine rein historische Aufgabe ist, die wesentliche Eigentümlichkeit einer geschichtlichen Erscheinung festzustellen“ (l. c.). Wenn wir nun im folgenden noch kurz diese Voreingenommenheit klarzustellen versuchen, so geschieht es nicht zur positiven Verteidigung der Offenbarungswahrheiten, sondern nur zum Zwecke des Erweises, daß Harnack dort, wo er Jesu andere religiöse Ansichten zuschreibt, als Er nach katholischer Auffassung lehrte, nicht aus geschichtlichen Gründen, sondern aus reiner Willkür von der Darstellung und Auffassung der Urgemeinde abgewichen ist. — Dem schicken wir eine Bemerkung voraus. Wir verlangen von einem Historiker nicht, daß er die Berichte der Quellen kritiklos hinnimmt, aber so viel müssen wir fordern, daß er nicht auf der einen Seite leugnet, was ihm auf der anderen Seite als Voraussetzung dient, daß er nicht Wunder leugnet und zugleich postuliert. Wenn also Harnack Christus sprechen läßt: „Gehet hin und saget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret; die Blinden sehen und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein und die Tauben hören . . .“; wenn man zufolge dieser Heiltätigkeit Jesu in dem Grade von einer „Überwindung und Begräumung des Elendes, der Not, der Krankheit“ sprechen konnte, daß der Täufer „an diesem tatsächlichen Wirken spüren kann, daß eine neue Zeit angebrochen ist“; wenn die „Heilung der Besessenen“ geradezu „einen Teil dieser Heilstätigkeit“ ausmachte, sodaß Jesus dieselbe „als Sinn und Siegel seiner Mission bezeichnen“ durfte: dann ist faktisch damals „der Naturzusammenhang durchbrochen worden“, dann haben wir hier Wunder im eigentlichen Sinne vor uns (cf. S. 38 f.). Wenn Jesus eine solche Menge von Nervenkrankheiten der schwersten Form, eine Art Besessenheitsepidemie „mit einem Schlage zum Stillstande gebracht hat, . . . so war das ein Wunder“, sagt mit Recht die leider jüngst verstorbene Missionsärztin an der städtischen Irrenanstalt in Frankfurt a. M., Fräulein Dr. Karolina Hub. Kenur in ihrer den Fachkollegen und Gebildeten überhaupt gewidmeten Schrift „Christus medicus?“ (S. 42). Wer so von sich spricht wie Jesus Mt. 9, 4 f., der setzt voraus, daß ihm keine Krankheit und keine Besessenheit widersteht: das aber ist gegen jedes ärztliche Analogon namentlich dann, wenn die Besessenheit wirklich nichts anderes war als Geisteskrankheit. Es hat noch niemand gegeben, der jede Geisteskrankheit heilen konnte; selbst die Kunstgerechte „Hypnose versagt gänzlich beim Versuche, die Wahnsymptome der Geistesfranken wegzusuggerieren“ (Kenur 65). War aber die Besessenheit hysterischer Natur, so sagt dazu die Medizin: „Sehr viele

Fälle von Hysterie widerstehen jeder hypnotischen Beeinflussung, bei anderen löst jeder derartige Versuch hysterische Paroxysmen aus" (id. 68). Endlich ist es eine Entstellung der Berichte, wenn fast der Glaube erweckt werden soll, Jesus habe es nur mit solcher "Befessensheit" zu tun gehabt. „Lahme, Blinde, Taube“ (S. 18) sind entweder keine Hysteriker oder solche Prachtexemplare klassischer Hysterie, die einerseits äußerst selten sind, und bei denen andererseits „die Prognose absolut ungünstig“ lautet (id. 30). Ja „es widerspricht aller Wahrscheinlichkeit, daß sich unter den vielen unrechtfähigen Blinden des jüdischen Volkes keiner an Christus gewendet haben soll, nur die relativ seltenen hysterisch Blinden“ (28). Dasselbe gilt von derlei Lahmen und Tauben; Aussatz scheidet überhaupt von dieser Möglichkeit aus (67). Wenn sich aber Jesus selbst und die Jünger nicht genug wundern konnten, daß in Nazareth kein Wunder geschah, dann folgt daraus nicht, was Harnack damit beweisen will (19), sondern daß es kaum einen anderen Ort gab, wo Jesus gepredigt hat, ohne „Wunder“ zu wirken. Kurz es geht nicht an, die Wunder im eigentlichen Sinne aus den Evangelien zu streichen und gleichzeitig die ohne sie unverständlichen Worte Jesu zu behalten, weil man sie zu seinen Zwecken gut brauchen zu können glaubt. Hier gilt vielmehr das Wort: „Ich finde, daß man unsere evangelischen Berichte aus den Angeln heben muß, um das Gewünschte zu erreichen“ (Harnack 82). Wenn übrigens Harnack meint, vor Konstatierung des unverrückbaren Naturzusammenhangs durch die Naturwissenschaft habe es „keine Wunder im strengen Sinne geben können“ (17), so möge er gefälligst die großen Theologen des Mittelalters fragen, ob sie nicht den korrektesten Begriff des „Wunders“ gehabt haben, möge er gütigst die Ansicht des Verfassers des Johannesevangeliums darüber beachten, die Auffassung der Urrünger und eines Paulus von der Bedeutung der Auferstehungstatfache berücksichtigen und er wird vielleicht mit etwas geringerer Voreingenommenheit über die Denkfähigkeit der Alten urteilen. Wenn sie aber die logische Konsequenz und eigentliche Natur eines Wunders als solche zu ermessen nicht imstande gewesen wären: die nackte Tatsache zu konstatieren und uns zu bezeugen, brauchten sie nur ihre fünf Sinne.

Doch nun zum Wesen des Christentums!

Wir verargen es keinem Historiker, aus zweifellosen Aussprüchen einer historischen Persönlichkeit ihre religiösen Anschauungen abzuleiten und zu prüfen, ob und welche Zentralidee denselben zu Grunde liegt und darnach Ansichten, welche dieser diametral entgegengesetzt sind, bezüglich ihres Ursprunges aus dem Munde jener Persönlichkeit zu untersuchen. Nur darf hier keine engherzige Konsequenzmacherei getrieben werden; nur dürfen nicht sicher bezeugte Tatsachen einer unsicheren Spekulation geopfert werden! Man wird demnach nichts einwenden dagegen, wenn Harnack versucht, aus seiner Erkenntnis, daß Jesus den Hauptton auf die Innerlichkeit und die Liebe gelegt

hat, Schlüsse zu ziehen auf den Sinn oder auch auf die Echtheit anderer Aussprüche. Allein wir müssen bitten, hier nur von *zweifellosen* Prämissen auszugehen und mittelst *evidenter* Schlußfolgerung zu operieren und nicht etwa bloß deshalb kritisch sichere Texte als Rückdatierungen des Gemeindeglaubens aus dem Evangelium auszumerzen, weil sie mit dem modernen „Christentum“ in Widerspruch stehen. Will Harnack Jesum zeigen wie er war, dann darf er nicht voraussetzen, daß er ein Harnackianer war, sondern er muß die Weitherzigkeit besitzen zuzugestehen, daß Jesus vielleicht auch anders denken konnte wie er, namentlich wenn die ganze Christenheit, die Evangelisten und Paulus mit eingeschlossen, wenn die größten Denker und insbesonders die Helden der Innerlichkeit, wie sie uns in den auch von Harnack anerkannten Heiligen begegnen, eben jene von Harnack bestrittenen Säcke nicht bloß selbst ruhig mit dem Obersatz verbanden, sondern auch in Jesu Seele vereinigt vorzufinden keinen Anstand nahmen. Gegebenen Falles muß der ungläubige Historiker ehrlicherweise gestehen: Ich denke so, Christus dachte anders.

Diese elementare Forderung hat Harnack völlig außeracht gelassen, wenn er als Wesen des Christentums, also als Evangelium Jesu die alles Kirchliche und Rituell-Sachliche ausschließende und jede Lehrforderung perhorreszierende Überzeugung des Menschen hinstellt, „einen gnädigen Gott zu haben“; wenn ihm Kirche, Lehre, Sakrament einen Abfall vom Christentum Christi bedeutet und er darum alles streicht, was der „Sache“ und der Lehre Tür und Tor öffnen und die Hierarchie auf den Thron erheben würde. Wo ist ein Wort Jesu, welches ihn als prinzipiellen Gegner dieser drei Dinge ausweisen würde? Harnack weiß keines und sucht keines. Die Berechtigung dieses Vorgehens ist lediglich seine fixe Idee, daß Kirche, Sakrament und Lehre das Grab der Gottinnigkeit sind. Ja, wenn Harnack für sich diese Meinung hat: *habeat sibi!* Aber daß deshalb auch Jesus diese Ansicht teilen mußte, und somit alles, was dagegen spricht, nicht ursprünglich sein darf, das ist nicht mehr die Methode des Historikers, sondern die Methode der Willkür, das ist — Voreingenommenheit und nichts weiter. Wo ist der Beweis geblieben, daß jene Trias und die Gottinnigkeit schlechthin unverträgliche Begriffe sind? Daß sie einander auch nur hinderlich sind? Daß dies eine für ein ‚religiöses Genie‘ des Altertums evidente Wahrheit ist? Hat denn nicht eben dieser selbe Harnack dort, wo er sich durch die Entdeckung des Augustinismus als der einzigen Schutzwehr des Evangeliums im Katholizismus eine so arge Blöße¹⁾ gegeben hat, zugestehen

¹⁾ Ich kann nicht umhin, mein Staunen auszusprechen über die mehr als sonderbaren Begriffe, welche sich Harnack (und Anhänger) von den Lehren der katholischen Kirche gebildet zu haben scheint. Würde man die Darstellung des Dogmas „Extra ecclesiam non est salus“, welche

müssen, daß gerade jene Konfession, welche diese Trias in reichster Ausbildung besitzt, stets eine Mutter der Heiligen gewesen ist? — Wir fragen also 1. Ist Dogma und Lehrforderung ein Abfall vom Evangelium — Gottinnigkeit u. zw. so notwendig, daß sich Jesus darüber klar sein mußte? Wir antworten: Nicht Abfall, sondern Postulat! Nach Harnack ist das Evangelium nichts als „das Bekenntnis zu Gott dem Vater — im Glauben und in der Erfüllung seines Willens“ (S. 93)! Also wenigstens die Doctrin von ‚Gott dem Vater‘, also in jedem Falle eine Doctrin gehört ins Evangelium! Warum denn aber dann nicht auch eine andere? Warum denn nicht wenigstens eine solche, welche eben diese Vaterliebe Gottes in das allerschönste Licht setzt, der denkbar rührendste und ergreifendste Beweis derselben ist, die Lehre von der Inkarnation, vorausgesetzt natürlich, daß sie stattgefunden hat? Noch etwas gehört nach Harnack ins Evangelium: die Erfüllung des göttlichen Willens. Wenn aber dieses: mit welchem Rechte darf ich dann noch behaupten, Lehrforderungen seien ein Abfall vom Evangelium, der Ruin des Evangeliums? Heißt denn dies etwas anderes als sagen, Lehrforderungen könnten und dürften einfach nicht in den Bereich der Willensobjekte Gottes gehören? Das aber wäre eine ebenso gedankenlose, wie anmaßende Hypothese! Was heißt denn das anders als Gott vor schreiben, was er von uns verlangen und was er uns sagen darf? Wäre es denn wirklich Gottes unwürdig, wenn er uns über sich selbst menschlich-richtige Begriffe geben und dafür aber auch verlangen wollte, daß seine Geschöpfe, denen er doch offenbar mit der Fähigkeit auch die Bestimmung gegeben hat ihn zu erkennen, diese seine Selbstoffenbarung ehrfürchtig hinnehmen und treu bewahren, oder muß er, weil er eben gnädig ist, damit zufrieden sein, wenn

Harnack auf S. 158 f. coll. 147 f. gegeben hat, nicht im Buche, sondern auf einem losen Blatte finden, so würde man den ursprünglichen Fundort dieses Blattes im Werke eines theologischen Laien suchen. Was soll man dazu sagen, wenn man S. 159 f. der Behauptung begegnet: In der katholischen Kirche „gilt der Traditionalismus nach wie vor; wenn aber ein Element in ihm unbequem geworden ist, so fällt es und der Wille des Papstes tritt an die Stelle“!! Welch niedriger Begriff von Askese spiegelt sich in solchen und ähnlichen Sätzen wieder: „Selbstverleugnung, nicht Askese ist es, was Jesus verlangt“ (55); Askese hat überhaupt keine Stelle im Evangelium; es verlangt aber einen Kampf, den Kampf gegen den Mammon, die Sorge und Selbstsucht“ (55)! Wenn man sieht, wie ein Gelehrter vom Knefe eines Harnack, ohne mit der Wimper zu zucken, definiert: „daß die volle Nachfolge Christi nur den Mönchen möglich ist, ist katholische Lehre“ (51); bei aller „generellen Verzichtleistung, wie die Mönche sie üben — kann alles beim alten bleiben“ (55); so kommt man notgedrungen zur Überzeugung, daß die protestantischen Vorurteile selbst die besten Köpfe unfähig machen, katholisches ohne Lehrer zu verstehen! Da erscheint es einem aber auch als eine der katholischen Sache unwürdige Bettelhaftigkeit, unter beständigen Fußtritten von dieser Seite nach den Brotsamen zu haschen, die vom Tische des erklärtesten Kirchenfeindes für uns etwa abfallen mögen.

seine Kinder von ihm die notdürftigsten und selbst offenbar unrichtige Vorstellungen haben, solange sie ihn wenigstens noch Vater nennen wollen? Wäre es Gottes, wenn er dreipersönlich sein sollte, so ganz und gar unwürdig, uns auch davon einige Kenntnis zu vergönnen? Würde Gott wirklich jede Innerlichkeit im Menschen unterdrücken, wenn er nun auch fordern wollte, daß wir ihm glauben, was er uns sagt? Oder muß er schon froh sein, wenn wir uns an seiner Vaterliebe sonnen? Ist Gotteserkenntnis der Gottesliebe Tod? Sonderbarer Gedanke, zu glauben, das Kind, das sich am Apfel vergnügt, sei dankbarer denn jenes, das sich an den Spender selbst wendet, und bittet, er möge sich ihm doch auch zu erkennen geben! Wie es ein Kind über alles beglückt, wenn Vater und Mutter sich ihm so ganz mitteilen, so sehnt sich unser Herz, immer tiefer und tiefer eindringen zu können in die Geheimnisse unseres Gottes und es ist unruhig und unbefriedigt, bis wir dem Vater ins Angesicht schauen. Wenn vollkommene Religion vollkommene Liebe ist, dann muß vollkommene Religion vollkommene Erkenntnis sein, weil wir nicht lieben, was wir nicht erkennen. Weiß ich nur eine Tugend des Guten, so liebe ich den Guten nur um dieser einen Tugend willen; kenne ich aber den Guten in seiner ganzen Schönheit und Heiligkeit und Erhabenheit, so liebe ich ihn um alles dessen willen — soweit ich überhaupt der Liebe fähig bin. Darum wird die vollkommene Religion, weil die vollkommene Liebe, weil vollkommene Erkenntnis, erst kommen, wenn wir einmal nicht mehr fremd und weitab sind von Gott, wenn wir ihn einmal erkennen, wie er wirklich ist, nicht mehr bloß, wie wir ihn im Spiegel schauen. Je weiter wir aber von der wahren Erkenntnis Gottes entfernt sind, desto geringer ist notwendigerweise unsere Liebe, desto niedriger unsere Religion. Hat also Jesus die irdisch vollkommenste Religion gebracht, so hat er den irdisch-höchsten Grad der Erkenntnismöglichkeit des Vaters gebracht. „Iam non dicam vos servos, sed amicos; servus enim nescit, quae sunt Domini eius“ (Jo. 15, 15)! Und wäre das auch nicht Wort des Herrn, so wäre es doch nichtsdestoweniger — Wahrheit! Es ist Knechtessinn und Knechtesliebe, die nichts weiß von dem, quae domini sunt. — Ist Gott unser Vater, so wird sein Vaterherz auch den Herzensdrang seiner Kinder, ihren Vater zu kennen, nicht ungestillt lassen; sind wir Gottes Kinder, so werden wir ihm nicht verbieten wollen, auch Erkenntnisse in den Bereich dessen einzuschließen, was er von uns will. Pure Voreingenommenheit ist es von Harnack, wenn er nur ein dogmenloses Evangelium als Evangelium der Gottinnigkeit anerkennen will. Ja, wenn das Wissen und die Kenntnis gar nichts beitragen kann zur Veredelung der Seele; wenn die Bildung des Geistes der Feind der Bildung des Herzens ist, dann mag er recht haben!

Hat aber Jesus so denken müssen? so gedacht? Schon das Gesagte macht es unwahrscheinlich, wenn er überhaupt nur ein klarer

Kopf war! Harnack aber hat keinen einzigen Anhaltspunkt dafür in den Evangelien, der es ihm ermöglichen würde, das Unwahrscheinliche, ich sage nicht: sicher, ich sage nur: wahrscheinlich zu machen. Ja, obwohl er frisch und froh alles aus den Akten streicht, was ihm nicht genehm ist, so hat er uns dennoch, um von anderem zu schweigen, ein Wort gelassen, das uns genügt, ihn des Irrtums zu überführen, das im Zentrum seiner Erwägungen stehende Wort: „Du sollst Gott lieben aus allen deinen Kräften“! Alle Kräfte unserer Seele hat Jesus in den Dienst der Gottinnigkeit gefordert, Harnack hat kein Recht, unseren Verstand davon auszunehmen, ja abzuweisen. — Christus hat der Welt das Evangelium geschenkt, die größte Wohltat. Die elementarste Dankbarkeit treibt uns an, nicht bloß den kennen lernen zu wollen, der ihn gesandt hat, sondern auch Jesus selbst. Das ist freilich wiederum ein johannäischer Gedanke (17, 3), aber auch ein Postulat der Vernunft. Kann man es also wirklich eine Verunkreitung des Evangeliums nennen, wenn das Christentum von Anfang an eine gewisse Christologie gepflegt hat? Wenn Paulus und „die mit Ihm gegeßen und getrunken haben“ das Christentum gar nicht anders denken konnten, denn als Resultat einer richtigen Christologie (I. Kor. 1, 23; 2, 2 . . .)? Und hat denn wirklich derjenige, der die Barmherzigkeit gegen den Mitmenschen zur Barmherzigkeit an Ihm selbst erklärt hat, gemeint, Er gehöre nicht ins Evangelium? Und wenn; kann man dann noch sagen (48), Er habe eben mit diesem Worte „die Frage der Barmherzigkeit . . . als religiöse Frage gestellt“?

2. Der Ausschluß der Lehre, der Theologie und der Christologie, aus der Religion überhaupt und aus dem Evangelium Christi insbesondere ist eine Voreingenommenheit; aber der Ausschluß des „Dinglichen“, des „Sachlichen“, des Sakraments nicht minder! Seit wann schließt denn Ritus, Sakrament und „Sache“ den Jubel der Seele über den gnädigen Gott aus? Ja, wenn alles Unpersönliche widerpersönlich; wenn alles Sinnfällige geistwidrig; wenn die Sinne des Geistes Mörder, der Leib der Seele Todfeind ist: — dann gehört die „Sache“ aus der Religion, dann gehört aber auch die Seele aus dem Leib, dann ist die Materie als solche, die Habe als solche schlecht, dann hat Schopenhauer das Wesen des Christentums entdeckt, dann ist Sitte Selbstverneinung. Die Theorie des Selbstmordes ist die logische Konsequenz des Antisakramentalismus.

Wenn aber die „Sache“ nicht der Feind der Person ist, dann kann sie deren Diener werden; wenn die Sinne im Menschen, wie er ist, nicht des Geistes Hemmnis sind, dann können sie ihm zur Leiter werden. Aber sie können es nicht bloß, sie sind es, — es sei denn, daß der Blinde und der Taube, daß der Stumme und der Gefühllose, daß der Kretin das Ideal des geistigen Menschen ist.

Die „Sache“ ist fähig, dem Geiste zu dienen und sie dient ihm in wertvollster Weise: dient seinem Erfennen und Denken; dient

seiner Willenskraft; dient ihm in der Liebe und dient darum seinem Gott. Das ist so klar, daß wir auf einen Beweis verzichten und uns auf einige Bemerkungen beschränken können.

Harnack ruft ohne weiters „das Wort“ in den Dienst der Religion (S. 183) — und er hat Recht. Das Wort kann meiner Seele ein starker Halt sein für ihren Aufstieg zu Gott, kann ihr auch ein reicher Quell sein echter Freude an Gott. Die abstrakte Gewißheit vom gnädigen Gott ist ja wohl ein fruchtbare Boden religiöser Erlebnisse, aber vielfach nur kalter, verblaschter Erlebnisse: aber das lebendige Wort kann mich gewaltsam mit fortreissen. Das Wort, an alle gesprochen, kann das schon tun: aber das Wort, an mich allein gesprochen, hat potenzierte Gewalt. Das Wort des aus sich selbst sprechenden Trösters hat Balsamkraft; aber das Wort dessen, der spricht als Bote Gottes, hat göttliche Heilkraft. Gehört also in das Evangelium das Wort, das Wort an Alle: dann auch das Wort an die einzelne Seele; das Wort des Menschen: dann umso mehr das Wort, das aus dem Munde Gottes für die eine Seele kommt: das Wort des Sakraments. Und doch kenne ich noch ein Wort, das stärker ist als bloßes sakramentales Wort: das ist „die Sache“. Es ist zwar eine unehrliche Finte Harnacks, Sakrament und Sache zu identifizieren; aber nun, wir wollen davon abssehen und dem böswilligen Wort den rechten Sinn geben. Die „Sache“ ist nicht stumm, die Sache hat eine gewaltige Sprache. Der Sternenhimmel in stiller Nacht predigt mit himmlischer Macht die Herrlichkeit Gottes: Das Auge hat manchmal eine bestrickendere Gewalt über die Seele als das Ohr. Ich werde auf mein Auge nicht verzichten, wenn es gilt, Gott und Seele zu verbinden, zu vereinen. Gerade die Propheten, oder um mit den Modernen zu sprechen, die Genies der Gottinnigkeit sind es gewesen, welche den Dienst der Sache am tiefsten erfaßt und am überzeugtesten verwertet haben; wollten sie ihr Wort verstärken, taten sie es am Bild, in der Handlung. Das hinreißendste Wort, das Jesus gesprochen, waren seine Taten. Will der Bote Gottes an die Seele seine Macht nicht zu guter Hälfte brach liegen lassen, dann greift er zur sakramentalen Tat. Gehört das Wort in die Religion, dann umsonst „die Sache“ im Sinne des Sakraments; denn das Sakrament ist Wort, ist verdichtetes Wort. Das Sakrament ist ja nicht nackte Sache, ist eigentlich gar nicht Sache: das Sakrament ist Tat, ist Handlung. Nicht das Wasser ist die Taufe und die Ehe ist nicht das Weib: der Weiheakt der Reinigung ist Taufe und die Verbindung, die Hingabe an das Haupt das *μυστήριον* der Ehe. Die Sakamente sind auch nicht bloße Handlung; sie sind bedeutsame Handlung, sie sind Zeichen, und zwar gottgegebene Zeichen und weil göttliche Zeichen, darum Wahrheitszeichen und darum wirksame Zeichen. Wenn Harnack Sache und Sakrament schlechthin identifiziert, so weiß ich nicht, ob er das im Protestantismus gelernt hat; aber unter den Katholiken

hat niemand, selbst nicht die Vertreter der physischen Wirksamkeit der Sakamente, diese Gleichung vollzogen. Und der klarste Geist und tiefste Denker und maßgebendste Theologe, der darüber geschrieben hat, der hl. Thomas, sagt kurz und bündig: *Sacramentum secundum propriam formam significat vel natum est significare effectum illum, ad quem divinitus ordinatur; et secundum hoc est conveniens instrumentum, quia sacramenta significando causant* (de verit. q. 27. a. 4. ad 13.). Was aber das Sakrament vom Sakamente, wenn es erlaubt ist so zu sprechen, was unsern Herrn in der Gnadenhülle anbelangt, so fehlt Harnack ganz einfach das Organ, ihn zu verstehen, ὅτι ψυχός ἀνθρώπος οὐ δέχεται τὰ τοῦ πνεύματος τοῦ Θεοῦ· ψυχή γάρ κύτη ἐστιν, καὶ οὐ δύνεται γνῶναι, ὅτι πνευματικῶς ἀνακρίνεται (I. Kor. 2, 14). Harnack wird ja wohl nichts gegen diese Anwendung auf sich und diese „Sache“ einwenden wollen, denn er leugnet ja doch das πνεῦμα! Allerdings wenn das Sakrament z. B. nur Sache und nicht vielmehr Jesus in fachlicher Hülle ist und wenn Jesus nicht Gott ist oder nicht ins Evangelium gehört, dann hat er auch in Brotsgestalt keinen Platz mehr im wahren Christentum. Selbst einem Harnack, meine ich, müßte es aber zu denken geben, ob er nicht doch hier einer Vor-eingenommenheit zum Opfer gefallen ist, wenn er wüßte, welch eine Fülle von Gottinnigkeit dieses Sakrament seit jeher und zu aller Zeit in der kath. Kirche entbunden hat. Ein Blick in die vollen Kirchen mit dem Sakrament und in die Leere der nichtkatholischen Gotteshäuser könnte ihn davon überzeugen! Dass der katholischen Kirche niemals Heilige gefehlt haben, dafür liegt der Erklärungsgrund nicht erst im „Augustinismus“, daran ist Augustinus, so groß er war, unschuldig, dafür gibt es keine andere Ursache als den heiligen Geist und das Sakrament. Man braucht zur Begründung dessen nur auf die auffallende Unfruchtbarkeit des Protestantismus hinzuweisen, die aber noch größer wäre, hätte er nicht doch wenigstens den Schein des Sakmentes bewahrt.

Aus allem dem ergibt sich aber: So wenig wir auf die Sinne zur Förderung der geistigen Erkenntnis verzichten können; so wenig wir auf die passiones zur Stählung des Willens verzichten wollen; so wenig werden wir auf das Sakrament verzichten dürfen in der Religion, solange wir das Wort Jesu gelten lassen, dass wir Gott lieben aus allen Kräften. Können wir unsere Hingabe an Gott steigern durch die „Sache“, so muß uns auch das „Sachliche“ willkommen sein und von diesem Standpunkte aus müßten wir um das Sakrament bitten, wenn wir es nicht hätten und von diesem Standpunkte aus wäre es fast befremdend, wenn Gott diesem unscrem Bedürfnisse nicht entgegengekommen wäre.

3. Jesus hat zwar niemanden ob seiner unverschuldeten Unfähigkeit von seiner Liebe ausgeschlossen, aber er bestimmte seine frohe Botschaft doch eigentlich nicht für Schwachköpfe: darum konnte er

auch an ihren Geist und ihr Denkvermögen appellieren und darum stellte er die Lehrforderung! — Jesus wandte sich mit seinem Evangelium nicht an Menschen ohne Leib und ohne Sinne, sondern an den Menschen wie er ist: und darum gab er ihm das Sakrament!

Jesus herzte nicht die Geistesbatten, sondern Kinder: und darum gab er ihnen Lehrer, darum gründete er die Kirche. Wer sagen kann, das Evangelium vertrage keine „Kirche“, der hat nicht verstanden, daß „den Armen das Evangelium verkündet werden soll“, der hat vergessen, daß Jesus ein Herz hatte für das Volk. Wer es wie Jesus so schwer empfunden hat, daß das Volk „keine Hirten hat“, der weiß, daß das Volk Hirten braucht; und wer es so tief empfindet, daß der Herde ein Hirt not tut, für den liegt doch wohl der Gedanke nicht so fern, für Hirten zu sorgen. Freilich, wenn Jesus sich zur Hilflosigkeit des um sein Brot arbeitenden Mannes nicht herablassen konnte — dann ist die Kirche ein Abfall vom Evangelium und von Christus, dann war aber auch Christus eben nicht der Christus! Ja freilich, wenn Jesus nicht gewußt hat, daß der Mensch wie individuelle Fähigkeiten und individuelle Bedürfnisse, so soziale Fähigkeiten und soziale Bedürfnisse hat, dann durfte er die Fähigkeit der Vereinigung brach lassen und das Bedürfnis nach Einigung unterdrücken. Wenn Jesus den Seinen lieber den Wolf, statt des Hirten gönnte; wenn die Zugehörigkeit zur Gesellschaft der Untergang des Individuums; wenn die Aufsicht der Eltern der Ruin, Verwahrlosung das Heil des Kindes; wenn der Lehrer eine Gefahr für das Wissen des Schülers und der General der Feind der Armee; wenn der Richter eine Geißel für den Guten; dann ist der Priester der Feind der Religion, der Seelsorger ein Seelenmörder und die Kirche das Grab des Evangeliums.

Es bleibt Harnack unbenommen, so zu denken; aber wenn er behauptet, im Sinne Jesu seien Evangelium und Kirche entgegengesetzte Begriffe, so beweise er es, aber nicht auf Grund einer so aufgelegten Voreingenommenheit, sondern mittelst klarer Aussprüche Christi. Solange er aber den Beweis schuldig bleibt, solange hat der altgläubige Professor der lutherischen Theologie in Kristiania, D. Odland, nicht so Unrecht, wenn er behauptet, auf Deutschlands hohen Schulen werde seit 25 Jahren mit religiösen Begriffen „Falschmünzerei“ getrieben. Es ist in der Tat eine planmäßige Münzfälschung, wenn man die Begriffe gänzlich ‚umwertet‘ und dennoch dieselben Worte beibehält, mit denen die ganze Christenheit, von Paulus und den Evangelisten, von den Urvätern an, etwas ganz anderes bezeichnet hat; es ist eine umso kühnere Münzfälschung, als die Plattierung nicht bloß bei den niederen Einheiten, sondern selbst beim höchsten Nennwert des Christentums, bei der Sohn-gottes-würde Jesu vorgenommen wurde. Ja, es könnte einen fast wundernehmen, daß es dem Meister der Mühe wert erscheinen kann, nach jener Um-

prägung im Großen zu so kleinen Dingen, gleichsam zur Scheidemünze herabzusteigen, ja diesen gegenüber die Mühe zu verdoppeln; wie es denn auch vielleicht manchen gewundert haben mag, warum wir uns nicht so sehr gegen die große Fälschung als gegen die Plattierung des Kleingeldes gewendet haben. Der Grund für unser Vorgehen ist genau dort zu suchen, wo der Grund für die Vorliebe Harnacks für jene Kleinarbeit liegt: Die großartige Substitution „der religiösen Hypergenialität“ für „Sohnschaft Gottes“ würde sofort alles Interesse für die weitesten Kreise verlieren, ja man würde überhaupt auffangen an der Person Jesu mit vornehmstem Nasenrumpfen vorüberzuschreiten, wenn sich nicht jene Scheidemünzen als brauchbare Einheiten des höchsten Nennwertes bewähren würden. Wenn Jesus nicht in Anspruch genommen werden kann für Lehrfreiheit, Dogmenlosigkeit, Kirchen- und Sakramentsverachtung, dann nimmt man ihn eben überhaupt nicht mehr in Anspruch und andererseits, dann hat Harnack das Recht verloren, sich Christ zu nennen und sein Anhang in der gelehrten Welt muß die christlichen Katheder verlassen! Dies zu verhüten will der Heide nicht als Heide, sondern als Christ, wenn auch als Ueberchrist gelten und wehe, wer ihm's nicht glaubt! — Ferner bei aller Liebe und Verehrung für die Person Jesu, seine Gottessohnschaft ist einem Harnack an sich etwas sehr nebensächliches. Sie ist ja ohnehin etwas, mit dem im Leben nichts anzufangen ist; die Haupthache ist die Gleichung: Christentum und Gottinnigkeit; Evangelium und Religiosität. Zur Gottessohnschaft Jesu steht Harnack mit Bergnügen ein Fragezeichen, wenn nur das Andere gerettet ist.

Das ist es, warum wir uns, soweit es hier möglich ist, bemüht haben, die Fälschung der Scheidemünzen nachzuweisen — aber noch aus einem anderen Grunde: weil wir Katholiken, abgesehen von diesen „kleinen“ Willkürlichkeiten, welche gleicherweise dem Protestantismus wie dem Katholizismus den Garans zu machen imstande wären, mit Harnack und Genossen recht zufrieden sein können! Nicht als ob wir uns auf ihn berufen möchten, da wir ja doch dies selbst als unwürdige Bettelhaftigkeit verurteilt haben! Aber es kann uns Katholiken immerhin willkommen sein, wenn im protestantischen Lager selbst sich wohlgerüstete Streiter erheben, um mit gewissen eingerosteten Vorurteilen in der protestantischen Begriffswelt aufzuräumen. Wir Katholiken können noch so oft gegen die Entstellung unserer Lehren von Seiten der Protestanten remonstrieren: es hilft nichts, denn Katholisches liest man nicht! Aber gegen Schriften aus der eigenen Mitte, und mögen sie mit dem Christentum völlig tabula rasa machen, ist man weniger empfindlich, zumal, wenn im allgemeinen ein antikatholischer Ton angegeschlagen wird. Der Wahrheit ist nun aber auch schon auf diese Weise gedient, wenn nur überhaupt gewisse Entstellungen der Lehre Jesu und der kathol. Kirche entfernt werden, mag dies geschehen von wem immer, wird ja doch in gewissem Sinne auch

so „Christus verkündet“ (cf. Phil. 1, 18). So ganz nutzlos kann das nicht sein, denn immerhin wird es die Bibelfesten hinterdenklich machen, wenn ihre Leute, soweit sie nicht überhaupt über das Christentum hinausgehen, gegen die bisherigen patentierten Texterklärungen Front machen und fast in allen Kontroversfragen — katholisierten; es muß wohl doch einem „orthodoxen“ Protestanten sonderbar vorkommen, wenn die freie Richtung der evangelischen Theologie vom spezifisch Christlichen im Denken Jesu eigentlich nur das spezifisch Katholische übrig läßt und diejenigen katholischen Lehrsätze, welche sie bekämpft, nur dadurch aus dem Christentum zu entfernen vermag, daß sie die fraglichen Texte der Evangelien als unecht erklärt. Solch ein Vorgehen muß wohl einen gläubigen Protestanten wie das Geständnis anmuten: Entweder Leugnung der Inspiration und Echtheit der Bibel — oder katholisch! . . . Was der Rostocker Theol.-Prof. Dr. W. Walther in Bezug auf die Luthersforschung so sehr bedauert, nämlich „die betrübende Tatsache, daß die Römischen sich mehr und mehr auf die liberale protestantische Theologie berufen können“, — das kann der nächstbeste protestantische Bibelerklärer in Bezug auf die Schriftforschung konstatieren.

Freilich Harnack wird sich die Zumutung zu katholisierten entschieden verbieten, nicht nur weil er gar keine Ahnung davon hat, wie viele seiner Ansichten waschechte katholische Lehre sind, sondern auch, weil solch ein Geständnis eine Gefahr für sein Ansehen wäre; ja er geniert sich nicht, Sätze, die z. B. Reinhold (Das Wesen des Christentums) längst (1901!) als offenkundige Entstellungen der katholischen Lehre angemerkt hat, immer wieder unverändert abdrucken zu lassen. Und dennoch ist es sonnenklar: der Jesus Harnacks und seiner Richtung, ist, was die religiösen Anschauungen anbelangt, Katholik, wo er überhaupt Christ im vulgären Sinne des Wortes ist. Es sind nur wenige Punkte, die wir der Hauptfrage nach oben als Voreingenommenheit erklärt haben, wo das nicht gelten würde.

Da mag sich nun mancher baß wundern, warum wir von Publikationen, die soviele Widersprüche, soviel Unfertiges und Unrichtiges, handgreifliche Willkürlichkeiten aufweisen, solch ein Aufhebens gemacht haben: So etwas kann doch nicht im Ernst gefährlich werden! Lieber Leser, ich wünsche Dir Glück, daß Du keines von diesen Leben Jesu hast in die Hand nehmen und studieren müssen. Ich habe niemals die Notwendigkeit des Bücherverbotes klarer eingesehen, als da ich mit herzlichem Dank gegen Gott das Letzte derselben aus der Hand legen durfte. Ich möchte es allen Seelsorgern, den katholischen und noch mehr den evangelischen zurufen: Hütet eure Herde vor dem Wolf! Es ist unter diesen Büchern nicht ein Einziges — German vielleicht ausgenommen — das nicht geeignet wäre, auch einem bisher frommgläubigen Gemüte den Glauben bis zum letzten Rest zu nehmen. Es ist etwas anderes, das Gift in kleinsten Dosen und mit dem entsprechenden Gegengift zu kosten und es ist

etwas anderes, es ohne Maß hineinzutrinken. Es ist etwas anderes, die Lehren der Modernen aus dem Munde eines sie ablehnenden Referenten aphoristisch kennen zu lernen und etwas anderes, die ganze Beweisführung, dieses wundersame Gemisch von Wahrheit und Entstellung, auf sich einwirken zu lassen. Es gehört nur eine gewisse innere Zerfahrenheit, ein gewisser Widerspruch zwischen unserem Leben und dem Sittlichkeitsideal der Kirche dazu (Jo. 3, 19) und wir werden uns willig um unser Heiligstes betrügen lassen. Armes protestantisches Volk, das solchen Gelehrten ausgeliefert ist! Armes protestantisches Volk, das Hirten hat, die zum großen Teil ihr Christentum bei solchen Lehrern haben impfen lassen. Wohin wird es kommen, wenn, wie Rasmussen (158) schadenfroh sagt, „in den protestantischen Ländern die Hälfte der theologischen Lehrstühle mit Männern besetzt ist, die nicht mehr an Jesu Göttlichkeit glauben“? Zum Nihilismus? Zum Katholizismus? Vielleicht durch den Nihilismus zum Katholizismus!

Ueber die Operationsmittel dieser Richtung verliere ich kein Wort! Die Willkür Harnacks und seiner Richtung in der Verwerfung der Schrifttexte ist so groß, wie die Willkür Turrers in der Erklärung der beibehaltenen. Man beläßt, womit man noch auskommen kann, um nicht Wunder zu glauben und Supranaturalist sein zu müssen. Je geschickter man ist, mit den Evangelien, mit Jesus fertig zu werden, desto mehr wird von der Schrift als kritisch gesichert zugestanden. Vielleicht kommt eine Zeit, da man alles gelten läßt und alles leugnet! Vederemo! Die „Wissenschaft“ hat nichts dagegen!

C. Populäre Leben Jesu auf gläubiger Grundlage.

Da dieses Referat ausschließlich dem Interesse des Seelsorgers deutscher Zunge dienen soll, so beschränke ich mich auf jene Leben Jesu, die für ihn in Frage kommen, also für das deutsche Volk berechnet, sich nicht an die Fachgenossen, sondern an alle Stände, wenn auch etwa in besonderer Weise an einzelne derselben, wie z. B. an die akademische Jugend wenden. Eben deshalb hielt ich es für unnötig, hier auf jene Fäden hinzuweisen, die von diesen Volksschriften zu den gelehrten Leben Jesu gleicher Richtung zurückführen, obwohl dies manchmal sehr verlockend gewesen wäre. Andererseits hielt ich mich aber auch nicht für verpflichtet, jeden Schund zu registrieren und habe darum sowohl von den „Theosophen“ als von den „Germanen“, welch letzteren der Nationalitätenrausch jedes Urteil benommen, ganz abgesehen.¹⁾ Meiner Ansicht nach wäre es auch verlorene Mühe, den Phantasie-Christus unserer Poeten auf seine Realität zu prüfen. Ich meine hier zunächst den J. N. R. J. unseres Landmannes Dr. P. K. Rosegger.

¹⁾ Wer den Beruf in sich fühlt, sich hierüber weiter zu informieren, findet reichliche Literatur bei Schweizer Alb., Lic. theol. Dr. phil. Privatdozent an der evangelisch-theologischen Fakultät zu Straßburg: Von Reimarus zu Wrede. Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung, Tübingen 1906 und

Ich halte es für genügend, diese Dichtung als Beweis dafür zu registrieren, wie sehr der Seelsorger Ursache hat, dem Volke gute Unterhaltungslektüre zu bieten, damit es nicht nach solch schädlichen Büchern, resp. Zeitschriften greife. Noch dringender müssen wir warnen vor dem Christus, den der ehemalige Pastor Gustav Frenssen als Sprachrohr der deutschen Gelehrten der freien Richtung in seinem Romane *Hilligenlei* (Berlin, Grote 1905, 816 S.) dem Volke mundgerecht machen zu müssen glaubte. Da aber Frenssen zu sehr auf die schiefe Bahn eines Nassmussen geraten ist, sein Christus seine Jugend „in wachem Schlaf“ verträumt, zum Leben erwacht aber „bis an die Grenze (?) eines erhabenen Wahnsinns“ (S. 542) geht, so können wir Frenssens Widerlegung ruhig seinen S. 616 zitierten Gewährsmännern überlassen. Aber Houston Stewart Chamberlain? — Zu dem, was uns die bereits besprochenen Leben Jesu Neues gebracht haben, fügt er nichts Erwähnenswertes hinzu. Was ihm über sie hinaus eigen ist, hat er eigentlich selbst an anderen verspottet, nämlich die Nassenborniertheit. Wenn man für die geschichtliche Erscheinung Jesu ohnehin nur 60 Seiten übrig hat und davon zwei Drittel dazu verwendet, um die Behauptung zu „begründen“ (!), „dass Jesus Christus der jüdischen Rasse nicht angehörte“, und die Stirne hat, dies „als sicher zu bezeichnen“ (S. 219), so sind wir gerechtfertigt genug, wenn wir über ihn schwiegen. Uebrigens wird dieser herrische Kraft- und Ueberlegenheits-Christus höchstens „Urgermanen“ anziehen, festzuhalten wird er auch sie nicht vermögen, weil sie zu kraftlos sind, diesem Christus gerecht zu werden. — Wir würden uns jedoch unserer Aufgabe, dem Seelenhirten zu dienen, auch nicht zur Hälfte entledigen, würden wir nicht jenen populären Leben Jesu noch einige Zeilen widmen, welche geeignet sind, in der Seelsorge die besten Dienste zu leisten. Wir lehnen es jedoch ab, ihren wissenschaftlichen Wert zu besprechen. Nur soviel setzen wir voraus, dass sie mindestens ebenso verlässlich sind, wie die früher besprochenen Schriften der Gegner. Hier haben wir bloß ihre Verwendbarkeit in der Seelsorge im Auge und fragen nur: Welche Leben Jesu kann der katholische Priester gegenwärtig¹⁾ seinen Gläubigen in die Hand geben teils als Gegengift gegen die schädlichen Bücher dieser Art, teils als Unterrichts- und Erbauungs-

bei Schmiedel O.: Die Hauptprobleme der Leben-Jesu-Forschung², Tübingen 1906. Hier ist auch Rücksicht genommen auf die sonstige Hilfsliteratur; ich habe nur die formellen Leben Jesu der neuesten Zeit beachten können. Das Doppelheft: Wilh. Hes., Jesus von Nazareth (1906), soeben erschienen, konnte hier nicht mehr eingereiht werden. Der Leser erleidet aber dadurch nicht die leiseste Einbuße.

¹⁾ Die teilweise sehr trefflichen katholischen Leben Jesu, welche im Buchhandel nicht mehr zu haben oder zu sehr veraltet sind, scheiden somit aus! Schegg, Sechs Bücher des Lebens Jesu ist vergriffen; Louis Beuillot-Waldeyer erschien schon 1864, Hirscher in erster Auflage 1839. Kuhn ließ sein Leben Jesu unvollendet (1840).

schriften? Da wir nicht für Protestanten schreiben, so sei auf „Das Leben unseres Heilandes“ von W. Thiele (8°, 119 S., M. 0.60) und „Das Leben Jesu“ von J. W. Farrar, deutsch von J. Walther (gr. 8°, 769 S., M. 12.—), nur kurz verwiesen. Das erstere bleibt trotz einzelner schöner Gedanken auf halbem Wege stehen; das letztere ist streng gläubig, aber in seiner Antipathie gegen das Papstium echt anglikanisch.

1. Allgemein verständliche Leben Jesu.

Die Gestalt des Heilandes übt auf jedermann eine große Anziehungskraft aus. Viele, welche für andere gute Bücher gar kein Interesse zeigen, werden sich gerade für ein Leben Jesu zugänglich erweisen. Darum sind unsere zum Unterschiede von den oben angeführten, wirklich echt populär geschriebenen Leben Jesu die geeigneten Mittel, gute Lektüre unter das Volk zu bringen. Sehr brauchbar zu diesem Zwecke ist „Das Leben Jesu“ von Dr. A. Eigoi O. S. B., herausgegeben von der St. Josef-Bücherbruderschaft in Klagenfurt. Dieses prächtige Werk allein ist es wert, der so segensreich wirkenden Bruderschaft beizutreten und recht viele zum Beitrete zu bewegen. — Wenn darin wegen der Aufnahme des vollständigen Textes der Evangelien und der Beigabe einer gediegenen Erklärung die Darstellung des eigentlichen Lebensbildes Jesu mehr zurücktritt, so ist das verhältnismäßig weniger der Fall in dem für die weitesten Kreise des Volkes berechneten „Leben unseres lieben Herrn und Heilandes Jesus Christus . . .“ von L. C. Buslinger (Benziger, Einsiedeln). Die echt volkstümliche Sprache, der große, selbst dem schwächsten Auge leicht lesbare Druck, die reiche Ausstattung mit Illustrationen und großen farbigen Bildern macht dieses Werk zu einem Hausbuch z. s. Welch eine Fülle von wahrer Volksaufklärung bietet nicht schon der vorbereitende Teil (vom SchöpfungsWerke bis Christus)! Dem Leben Jesu selbst, erbaulich und belehrend zugleich, folgt eine höchst beachtenswerte Darstellung der Entwicklung und Ausbreitung der Kirche, ein vortrefflicher Unterricht über Gottesdienst und Sakramente, über die Gesetze der Kirche (Fasten, Zölibat u. c.), über die Orden u. s. w. Bei solchen Vorzügen erklärt es sich, daß das große Buch (gr. 8°, XVI und 1039!) bereits im 75.—79. Tausend (24. Auflage) gedruckt ist. (Preis in Leder, Rotschnitt M. 12.—, Goldschnitt M. 16.—.) Immerhin ist nicht jeder Lesefreund in der Lage, sich dies Buch zu verschaffen; für Personen, die durch Kränklichkeit an das Bett oder den Fahrstuhl gefesselt sind, ist das mächtige Buch zu unbequem. Solche finden einen vortrefflichen Eratz in dem „Leben und Leiden unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi und seiner . . . Mutter Maria“ von dem ehrwürdigen P. Martin von Cochem, Stereotyp-Ausgabe, nach der 6. Auflage des P. Parvilliers S. J. neu bearbeitet von einem Priester der Diözese Münster. (Volksausgabe mit 1 farbigem Titelbilde und 50 Holzschnitten, Münster i. W.

Aschendorff; 8°, XVI und 488 S.; $\frac{1}{2}$ Leder M. 2.30, mit Titel M. 2.65.) P. Martin von Cochem hat bekanntlich 1682 sein Leben Jesu zum erstenmale herausgegeben. Der bischöfliche Verfasser der Vorrede zu Businger nennt es sehr richtig „einen segensreichen Fruchtbau, der an Schönheit und Fülle wie an nie alternder Fruchtbarkeit soviele Produkte dieser Gattung weit überragte“ (XIII.). Der vorliegende, soeben erschienene Auszug aus dem umfangreichen Original darf eine geschickte, mit Fleiß, aber auch mit Pietät veranstaltete Modernisierung genannt werden. Besonders älteren Personen mit ernster Frömmigkeit kann der Seelsorger das Buch wärmstens empfehlen; er wird jedoch gut tun, den Leser über den Wert gewisser Erzählungen und Offenbarungen näher zu informieren, die P. Martin aufgenommen hat und diesbezüglich besonders auf die Worte hinweisen, mit denen der Verfasser selbst darüber Aufklärung gibt (Vorrede VI).

2. Für bürgerlich gebildete Leser.

Lehrerfamilien, besseren bürgerlichen Kreisen in Städten und Märkten kann der Priester als passende Lektüre empfehlen das Werk: „Unser Herr Jesus von Nazareth“ von Dr. Nik. Heim, das bereits in 3. Auflage erschienen ist (Köln, Bachem; gr. 8°, XXIII und 623 S. in Originaleinband zirka K 13.—). Es ist hauptsächlich eine Darstellung der Familien- und Jugendgeschichte Jesu und verwendet viel Fleiß auf die Wiedergabe der freilich nicht immer verlässlichen Nachrichten der Väter und der Apokryphen über die Verwandten und Apostel des Herrn. Diesbezüglich wird eine ähnliche Belehrung am Platze sein wie bei Cochem. Die vornehme Ausstattung, die vielen ebenso prachtvollen als instruktiven Illustrationen verdienen die höchste Anerkennung. Ueber die Sitten und Gebräuche und Beziehungen Palästinas orientiert dieses Buch wie kein zweites.

Für Leser dieser Kreise erscheint als sehr geeignet „Das Leben Jesu“ von B. Schmitz (Paderborn, Schöningh., 8°, 669 S., M. 2.—). Es ist ein recht liebenswertes Büchlein, eine sehr glückliche Popularisierung der gröżeren theologischen Werke, die auch dem Priester zur geistlichen Lefung gute Dienste leisten kann und eine Neuauflage wohl verdient hätte.

3. Für akademisch gebildete Leser.

Jeder Seelsorger, wenigstens in Städten und Märkten, hat Schäflein, welche gerne von den gemeinen Christen unterschieden und als „Wissende“ behandelt werden möchten. Es wäre wohl ein Fehler, solche einfach zu belächeln und abzustoßen. Um sie nicht zu veranlassen, sich selbst die ihnen zusagende Lektüre zu wählen — meist eine verhängnisvolle Wahl! —, wird man in christlicher Liebe ihre Marotte extragen und helfen, wo man helfen kann. An Leben Jesu, die über den Gesichtskreis der gewöhnlichen Leser weit hinausgehen, fehlt es uns ja keineswegs; es sind das jene, welche für die höchst gebildeten Laien berechnet sind: Krälik, Schell und Meschler. „Jesu

Leben und Werk" von R. v. Kralik (Kempten, Kösel 1904, 8°, 484 S.) wird jeden in der Ueberzeugung bestärken, daß der klarste Verstand und die größte Gelehrsamkeit sich ebenso aufrichtig mit dem ehrlichsten und überzeugtesten Glauben vereinbaren lassen, wie sich ein wahrhaft künstlerisches Gemüt an der Schönheit der christlichen Offenbarung laben und bereichern kann. Wir Katholiken dürfen stolz sein auf unsren Kralik und wenn Harnack die herrlichen Gedanken über das Gebet lesen würde, die wir in diesem Leben Jesu fanden, so würde er es vielleicht auch als einen Beweis anführen, daß im Katholizismus das Evangelium nicht zu Grunde gegangen ist. Ich bin weit entfernt davon, für die nicht gar seltenen Fehler Kraliks einzustehen. Aber indem ich den wissenschaftlichen Wert dieses Buches im allgemeinen betone, gebe ich der Ueberzeugung Ausdruck, daß unter wahrhaft gebildeten Herren dieses Buch nur den größten Nutzen stiften kann. Wenn ich wünschen möchte, daß Kraliks Jesus in keiner Professorenbibliothek der Mittelschulen fehle, habe ich einen ähnlichen Wunsch bezüglich Schells Christus (Weltgeschichte in Charakterbildern: Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung. Mit Buchschmuck und 89 Abbildungen. Mainz, Fr. Kirchheim, 1903, gr. 8°, 156 S., M. 4.—). Schells seltene Selbständigkeit hat das Schicksal aller menschlichen Forschung geteilt, den Irrtum; es ging ihm, wie manchen Reformern des 15. Jahrhunderts, welche die Sprache der Väter und Scholastiker beiseite lassend, die Wahrheit verdunkelten. Seine Sprache, nach der Terminologie der Gegner gebildet und auf ihr Verständnis berechnet, mußte katholische Theologen fremd anmuten; aber ein Blick in die „moderne Theologie“ beweist, daß ihre Eigenart nicht nur der Persönlichkeit des Verfassers, sondern auch dem edlen Streben den Ursprung verdankt, das Paulus in die Worte kleidet: Quis infirmatur, et ego non infirmor? (II Kor. 11, 29.) Soviel als Zoll der Achtung für den Verstorbenen! Seinen „Christus“ aber möchte ich, ohne mich im Einzelnen mit seinen (Schells) Auffassungen zu identifizieren, einen für die Gewinnung von am Scheidewege stehenden Höchstgebildeten ganz vortrefflichen Behelf nennen. Das Schlagwort von der katholischen Inferiorität wird kein Religionsprofessor seinen weltlichen Kollegen an den Mittelschulen, kein Theologieprofessor seinen Kollegen an den übrigen Fakultäten schlagender widerlegen können, als wenn er ihnen dieses Charakterbild zur Lektüre gibt. Zu diesem Behufe steht ihm nunmehr auch eine wohlfeile (akademische) Ausgabe (11.—13. Tausend. Mainz und München, Kirchheim & Co., 8°, 242 S., geh. M. 2.—, geb. M. 2.60) zu gebote. Der neu hinzugegebene summarische „Rückblick“ erhöht die seelhörgliche Verwendbarkeit des Buches.

4. Die letzte Zeit stellt für die äußerst wichtige, leider nicht immer gebührend gewürdigte Studentenseelsorge ein neues Leben Jesu zur Verfügung: „Der göttliche Heiland“. Ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet von Moritz Meischler S. J. Mit

einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu. Freiburg i. B., Herder 1906. 8° (670 S.), M. 4.50, geb. 6.50. Es sind jedoch nur sehr reife Studierende ernster Lebensauffassung, für die dieses Buch passend ist, obwohl der Verfasser einen größeren Leserkreis im Auge gehabt haben wird. Die Schönheit der Sprache, der hohe Flug der Gedanken, das große Wissen, das sich in allen Publikationen Meischlers zeigt, gibt auch diesem Werk das eigentümliche Gepräge. Für Studenten entschieden nicht berechnet ist die Zitationsweise; würde eine zweite Auflage wenigstens bei markanteren Stellen aus dem A. B. nicht bloß die Verse (z. B. 1 Kg. 2, 1 ff. S. 41 . . .), sondern auch den Text kurz notieren, so wäre dies sicherlich ein Fortschritt. Gerade angeichts dieses sonst vortrefflichen Buches können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß uns eine berufene Feder für akademische Kreise ein Leben Jesu von der leichten, ansprechenden Art eines Turrer, aber auf solider wissenschaftlicher Grundlage spenden möge.

5. Leben Jesu für den Seelsorger.

Wer andere führen will, muß selbst auf vertrauten Pfaden wandeln; und wer als Seelsorger nicht Gefahr laufen will, vom nächstbesten Leser eines Lebens Jesu in tödliche Verlegenheit gebracht zu werden, muß vor allem selbst mit den Problemen der modernen Leben-Jesu-Forschung vertraut sein. Gegenüber Lesern, die infolge der Lektüre eines rationalistischen Lebens Jesu von Zweifeln angestieckt sind, wird besonders Schells Christus gute Dienste leisten. Zu demselben Zwecke, aber auch behufs Aneignung eines soliden positiven Wissens möchte ich sehr empfehlen das „Leben Unseres Herrn Jesus Christus“ von E. Le Camus, deutsch von E. Keppler. 2 Bände (8°, 492 und 600 S.) mit je einer Karte. Freiburg i. B., Herder 1893. Bd. I/II M. 11.—, geb. 15.—. Der Verfasser, jetzt Bischof von La Rochelle, berücksichtigt auf Schritt und Tritt, aber in edler, positiver Arbeit die deutsche Hyperkritik u. zw. mit streng wissenschaftlicher Methode. Besonderen Fleiß hat er auf die Darstellung der Lehrtätigkeit Christi verwendet. Dennoch ist das Buch eine keineswegs ermüdende, sondern vielmehr eine sehr anregende, ja stellenweise reizende Lektüre. Eine zweite reife Frucht echt französischen Esprits hat uns Dr. Ceslaus M. Schneider geschenkt in seiner Uebersetzung jenes Lebens Jesu, das, wie selbst Schweizer (S. 293) hervorhebt, in katholischen Kreisen „besonders günstiges Aufsehen erregte“, ich meine „Jesus Christus“ von P. Didon aus dem Predigerorden. Die deutsche Ausgabe (Regensburg, Manz, 1905. 2 Bände 8°, 671 und 531 S.) liegt in 4. Auflage vor (brosch. M. 10.—, geb. M. 12.—). Nebst dem Porträt des Verfassers, Plänen und Karten weist es, seinem besonderen Vorzuge entsprechend, mehrere gute Illustrationen denkwürdiger Stätten auf. Didon versteht es vortrefflich, uns Jesum, durch die Fluren Palästinas

wandelnd, schauen zu lassen. Obwohl er den Reiz seiner Darstellung dadurch erhöht, daß er „dem Lebensbilde Christi das Gewand des 19. Jahrhunderts umgehängen“, hat dennoch „die göttliche Majestät . . . des Erlösers nichts eingebüßt“ (Vorwort des Uebersetzers VII).

Warum ich nicht vielmehr unsere großen deutschen Leben Jesu (Grimm und Sepp) empfohlen habe? Wer besonderes, namentlich wer Fach-Interesse für Exegese besitzt, der wird auch ohne weitere Empfehlung zu allererst zu ihnen greifen. Aber bei dem von dem „täglichen Andrang“ (II. Kor. 11, 28) seelsorglicher Pflichten in Altem gehaltenen Leser müßte ich fürchten, daß er beim Studium dieser allzu umfangreichen und mit deutscher Gründlichkeit geschriebenen Werke, vor allem bei Sepp, nur allzuschnell die Flügel sinken lassen würde, während die französische Eleganz und Schönheit des Stiles, die auch in den Uebersetzungen möglichst gewahrt ist, auf uns trockene Deutsche besonders anzichend wirkt. Selbständigen Denkern möchte ich jedoch noch empfehlen die von Joh. Bapt. Lohmann S. J. mit bewunderungswürdigem Geschick zusammengestellte „Evangelienharmonie mit erklärenden Anmerkungen“. 3. verbesserte Auflage. Mit 1 Karte (Paderborn, Junfermann. 1897; 8°, 359 S.). Das Werk heißt: „Das Leben unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus nach den vier Evangelisten“. Wenn man auch selbstverständlich nicht jeden einzelnen Harmonisierungsversuch völlig gelungen nennen kann, so dürfen wir doch dreist behaupten, daß dieses Buch mit seinem Texte und seinen reichlichen Anmerkungen dem Seelsorger einen Kommentar erzeigt und ihn zu selbständigem Urteile anregt.

Schlußwort.

Schweizer gelangt bei seiner Prüfung der rationalistischen Leben-Jesu-Literatur zu dem Ergebnisse, das jeder andere, nur er nicht, einfach trostlos nennen muß: „Als ein Unbekannter und Namenloser kommt Jesus zu uns . . . Weisen und Unweisen wird er sich offenbaren in dem, was sie in seiner Gemeinschaft wirken, kämpfen und leiden dürfen, und als ein unaussprechliches Geheimnis werden sie erleben, wer er ist . . .“ (S. 401). Mit freudigeren Gefühlen nehme ich Abschied von dem kurzen Ueberblick über die gläubigen Leben Jesu unserer Zeit. Freilich, auch sie lösen uns nicht alle Rätsel im Wirken, in den Worten und im Selbstbewußtsein unseres Erlösers. Es darf uns aber das nicht bedrücken. Wenn sich ein geistesstolzer Gelehrter vom Schlag eines Harnack mit bewunderungswürdiger Bereitwilligkeit damit tröstet, daß sich kein gewöhnlicher Sterbliche das Auftreten und das Selbstbewußtsein eines (rein menschlichen!!) Messias restlos zu begreifen vermessen darf; wenn die Unergründlichkeit der Psychologie eines Menschenmessias wissenschaftliches Dogma werden konnte: dann wäre es geradezu wissenschaftliche Häresie, wenn wir sogar über einen Gottmessias volle Klarheit beanspruchen wollten. Es wird daher ewig

gelten das Wort des Heilandes: Confiteor Tibi, Pater . . quia revelasti ea parvulis (Mt. 11, 25). Je demütiger wir werden, desto besser werden wir Jesus verstehen.

Aphorismen zum Kirchweihfeste.

(Die Menschheit ohne Christus. — Die Menschheit mit Christus.)

Von J. B. Näf, Prof. u. Apost. Missionär.

Ecce nova facio omnia. — Siehe, ich mache alles neu. Apocal. 21, 5.

I.

Das Kirchweihfest war immer und überall ein großes Freudenfest. Mit welchem Jubel, mit welcher Begeisterung hat Salomon und das ganze Volk die Einweihung des Tempels gefeiert. Durch Jahrhunderte hindurch hatte die Bundeslade mit ihren Heiligtümern keine bleibende Stätte. Nun ist sie an der Stelle, welche Gott selbst auserwählt hat; nun ist sie in einem Tempel, dem an Pracht und Reichtum wohl wenige Gebäude gleichkommen, die je von Menschenhänden erbaut wurden. Deshalb die unbeschreibliche Freude, deshalb die unzähligen Opfer an Groß- und Kleinvieh, die durch 14 Tage Gott dem Herrn dargebracht wurden. Und wie rührend sind die Gebete, welche Salomon an den Herrn richtete, und wie trostreich die Antwort, so er von Gott erhielt!

Nicht geringer war wohl die Freude der Christen, als Kaiser Konstantin auf dem lateranensischen Hügel die erste Kirche unter Gottes freiem Himmel erbauen ließ. Bis anhin mußten die Christen ihren Gottesdienst unter der Erde in Sandhöhlen feiern. Mit Todesgefahr durchheilten die Gläubigen die engen, finstern, unterirdischen Gänge; mit Todesgefahr hörten sie die Predigt an, nahmen an dem heiligen Opfer teil und kehrten in ihre fernen Wohnungen zurück. Nicht selten erhielten die Heiden Kunde von dem Gottesdienste, überfielen die Teilnehmer und überlieferten sie dem Richter, — dem Tode. Jetzt ist das ganz anders; frei und offen darf man sich endlich, nach dreihundert Jahren, als Christ bekennen. Der römische Kaiser selbst, der Beherrscher der Welt, entfaltet jetzt die Fahne des Kreuzes. In diesem Zeichen hat er gesiegt, und dieses Zeichen siegt glorreich über ihn und die ganze Welt. Schon da gehen die Worte in Erfüllung: Ecce nova facio omnia, Siehe, ich mache alles neu. Mit welch' unbeschreiblicher Freude mag die Christenschar der Weihe der ersten Kirche durch Papst Sylvester beigewohnt haben und diese Kirche als die mater omnium ecclesiarum urbis et orbis (Mutter aller Kirchen der Stadt und des Erdkreises) begrüßt haben!

Das auserwählte Volk Israel freute sich mit Recht, daß dem Allheiligen, so weit es Menschen möglich ist, eine würdige Wohnung bereitet war. Aber noch mehr, ja vorzüglich freute es sich, weil Gott

in diesem Tempel fortan wohnen, da seinen Gnadenthron haben werde. An dieser Stätte konnten sie fürderhin in allen Anliegen Hilfe und Trost finden.

Ebenso freuten sich die Christen bei der Kirchweihe auf dem Lateran mit Recht, daß sie endlich ihre Höhlen verlassen, im Angesicht des Himmels ihren Gottesdienst feiern konnten, den Erlöser der Welt offen und laut loben und preisen konnten. Aber noch mehr als beim Anblick des steinernen Tempels freuten sich die Gläubigen bei dem Gedanken, wie in diesem Gotteshause der Sohn Gottes selbst wirklich, wahrhaft und wesentlich zugegen sein werde, bei dem alle, die mühselig und beladen sind, Trost und Erquickung finden können, mit einem Wort, bei dem Gedanken, wie viele Gnaden sie in diesem Heiligtume erlangen können. Jede Kirche ist ja für die Gläubigen eine Gnadenquelle, noch reichlicher fließend als die Quelle, welche Moses mit seinem Stabe dem Felsen entlockte. Auf Golgatha hat Longinus seine Lanze gegen den lebendigen Felsen, der da ist Jesus Christus, erhoben, und seither strömt aus dem göttlichen Herzen Wasser und Blut über die Menschheit. Was für die Israeliten die Wolke war, Erleuchtung in der Nacht, Schutz gegen die Feinde am Tage: das ist jede Kirche für die Gläubigen. Sie ist eine Leuchte in den Finsternissen des Lebens, am Tage, der beständig Kämpfe bringt, ein mächtiger Schutz gegen alle Angriffe der Feinde, — der Aegypter.

Die Wohltaten, welche uns durch die Kirche zu teil werden, sind in der heiligen Schrift sehr schön zusammengefaßt in den Worten, die sich auch in der Epistel des Kirchweihfestes vorfinden und welche der Geheimen Offenbarung (21,5.) des heiligen Johannes entnommen sind und die da lauten: „Und es sprach der Greis, der auf dem Throne saß: siehe, ich mache alles neu.“ In der Tat ist durch Christus, dessen Gnadenthron eben unsere Kirchen sind, alles neu gemacht und das Angesicht der Erde erneuert worden. Davon kann sich jeder überzeugen, der vor seinem Geiste die Welt vorüberziehen läßt, wie sie war vor der Ankunft Christi und wie sie jetzt noch ist, wo das Christentum noch nicht hingedrungen ist, wo es noch keine christlichen Kirchen gibt, — und sie sodann vergleicht mit der Welt, wie sie von Christus gleichsam neu geschaffen wurde, wo sein göttliches Licht leuchtet und seine himmlische Gnadenquelle fließt.

II.

Bergegenwärtigen wir uns die Menschheit ohne Christus. Mit Recht sagt die Kirche von ihr, sie befindet sich in einer Finsternis. Damit wir Gegenstände sehen und benützen können, bedürfen wir des Lichtes. Für den ganz Blinden sind sie wie nicht vorhanden; der Schwach sehende sieht sie nur unvollkommen und ist in ihrem Gebrauch gehindert. Aehnlich verhält es sich mit dem Geiste. Die Wahrheiten sind vorhanden; aber um sie zu sehen, bedarf es des Lichtes, der Be-

lehrung. Das gilt von allen Wahrheiten, von denen der Mathematik, Geschichte, Kunst, Sprache u. s. w. Noch mehr aber gilt es von den Wahrheiten, die auf unser sittlich-religiöses Leben Bezug haben. Da wandert der Mensch, sich selbst überlassen, so recht im Finstern. Es gibt wohl auch da verschiedene Abstufungen des Sehens. Wie wir mit den körperlichen Augen nur dann die Gegenstände ganz genau sehen, wenn sie von der Sonne beleuchtet sind: so erkennen wir auch religiöse Wahrheiten nur dann genau, wenn uns die geistige Sonne leuchtet, die da ist Jesus Christus, der in die Welt kam, um alle Menschen zu erleuchten, die in diese Welt kommen. Beachten wir es wohl: wie es für unsere leiblichen Augen nur eine Sonne gibt, so gibt es für unsere geistigen Augen auch nur eine Sonne, und die ist Christus und die von ihm gestiftete Kirche. Wo diese Sonne nicht leuchtet, ist Finsternis, Irrtum, Zweifel. Bleiben wir vorderhand bei der Finsternis des Heidentums stehen.

Die Finsternis ist unserer Natur zuwider; deshalb weichen wir ihr aus so gut wir können. Wir fühlen uns unwohl in einem finstern Zimmer, in einem stockfinstern Walde. Wir bedauern mit Recht die Blinden, für welche auf die Nacht kein Morgen folgt, welche nie die Schönheit und Pracht der Schöpfung bewundern können, welche nie das zärtliche Auge der Mutter, nie das würdige, liebevolle Angesicht des Vaters schauen.

Dass nun die Heiden sich in geistiger Beziehung in einer ähnlichen Finsternis befinden, mit einer ähnlichen Blindheit behaftet seien, ist leicht zu beweisen. Daraus folgt von selbst, dass ihr Zustand ein höchst trauriger sei, und dass wir dem Allgütigen nie genug danken können, weil uns die Sonne der ewigen Wahrheit in Christus, in seiner Kirche leuchtet.

Es gibt Wahrheiten, über welche jeder vernünftige Mensch Aufschluss zu haben wünscht und welche, wenn er den Aufschluss nicht erhalten kann, wie ein Alpdrücken auf ihm lasten. Zu diesen gehört die Erschaffung der Welt. Jeder, der den Namen Mensch verdient, wird zuweilen die Frage an sich richten: wie ist wohl das alles, was ich um mich sehe, die Welt entstanden? Von selbst kann sie nicht entstanden sein. Wir sehen ja in der Natur einen beständigen Wechsel. Wann und wie hat dieser Wechsel begonnen? Wer hat ihn verursacht? wer leitet ihn? Ferner: in der ganzen Schöpfung erblicken wir eine wunderschöne Ordnung. Woher kommt sie? Von selbst kann sie nicht entstanden sein. Dass kleinere und grössere Steine durch Zufall sich auf der Straße befinden, das mag sein, dass aber ein stattliches, wohleingerichtetes Haus durch zufälliges Zusammentreffen von Stein und Holz entstanden sei, das ist unmöglich! Da muss ein Baumeister, da müssen verschiedene Arbeiter mitgewirkt haben. Ein solch' schönes, großes, wohleingerichtetes Haus ist das Weltall und nun wo und wer ist der Baumeister? Was die

Weltweisen¹⁾) über die Entstehung der Welt sagen, — alles sei aus Wasser, Luft, Feuer entstanden, leuchtet mir nicht ein. Keiner kann seine Sache beweisen, keiner erklären, warum nicht ähnliche Übergänge von Stoff zu Stoff, von Gattung zu Gattung, von Art zu Art noch stattfinden.

Ebenso war der Heide im Unklaren über den Ursprung des Menschen und über dessen Bestimmung und Ziel. Bin ich da, nur um wie die Tiere einige Jahre zu leben, zu arbeiten, zu leiden, zu genießen und dann eine Speise der Würmer zu werden? O nein! In meinem Innern sagt mir eine Stimme: du bist kein Tier, du bist zu Höherem berufen, aber wozu denn? In meinem Innern ist Etwas, das nicht sterben will, nicht sterben kann, aber was soll aus ihm werden, wenn der Leib ins Grab sinkt? Gibt es ein Fortleben im Jenseits? Gibt es ein Elysium, wie die Dichter sagen? Diese und ähnliche Fragen drängen sich unwillkürlich jedem denkenden Menschen auf. Niemand ist, der dem Heiden Aufschluß gibt. Wie hohe Tannen erheben sich die Fragen um ihn im finstern Walde, kein Lichtstrahl läßt ihn die Wahrheit erkennen, die Fragen lösen. Eine Frage, ja ein Rätsel ist es für den Heiden, wenn er sieht, wie die Großzahl der Menschen, und zwar die Tugendhaften oft noch mehr als die Lasterhaften, ihr ganzes Leben hindurch von Not und Elend, von Leiden und Unglück verfolgt, in Tränen und Klagen ihre Tage zubringen, so daß die Weltweisen und Dichter mit Recht zu sagen schienen, am glücklichsten sei, wer nicht geboren werde und am zweitglücklichsten, wer bald nach der Geburt sterbe. Wozu diese vielen Leiden? Haben die Götter — wenn es solche gibt — Wohlgefallen an den Leiden der Menschen? Wer gibt mir Aufschluß auf diese Fragen? Nirgends erhalte ich eine befriedigende Antwort. Ich rufe in den Wald hinein; er wiederholt mir meine Frage, gibt mir aber keine Antwort.

Wie traurig ist diese Ungewißheit, dieses im Finstern Dahinleben, Dahinstorben! Und doch ist das erst der Anfang des traurigen Zustandes der Menschheit ohne Christus. Denn noch trauriger als die Finsternis selbst sind ihre Werke.

III.

Das erste Werk der Finsternis ist der Götzendienst. Wir sehen, wie da die Menschen Sonne, Mond und Sterne anbeten, wie sie unvernünftige Tiere, Kinder, Schlangen, Krokodile u. s. w. anbeten. Ist es möglich, fragen wir jetzt, daß der Mensch, soweit über die Tiere erhaben, sich soweit verirren kann, daß er vernunftlose, oft häßliche Wesen anbeten, sich vor ihnen niederwerfen, sie um Hilfe anrufen kann? Ja, es ist möglich, antwortet die Geschichte aller

¹⁾ Thales aus Milet 640—545, alles aus Wasser; Anaximander aus Milet 614—545, ein unsichtbares Wesen; Anaximenes, alles aus Luft; Heraclitus aus Ephesus (500), alles aus Feuer u. s. w.

Jahrhunderte; es ist möglich, wenn dem Menschen nicht die Sonne der ewigen Wahrheit, Christus der Herr, leuchtet. Auch dabei blieb die Torheit und Blindheit der Heiden noch nicht stehen: sie machten sich Götter mit ihren eigenen Händen von Holz, Stein, Ton, Metall u. s. w. Diesen gaben sie oft die häßlichsten und wider-natürlichsten Gestalten und Gesichter; dann warfen sie sich vor ihnen nieder und beteten sie als Götter an! Ist es möglich, rufen wir erstaunt und entrüstet aus, daß der mit Vernunft begabte Mensch vor einem so unform-leblosen Gebilde niedersalle und ihm göttliche Kraft zuschreibe? Ohne Christus ist auch das Unglaublichste, Entseßlichste möglich. Wer an dem Gesagten zweifelt, begebe sich nur in ein Museum von Altertümern und lasse sich dort die kleinen und die großen, hölzernen und steinernen Gözenbilder zeigen. Da wird er das Gesagte nur zu wahr finden; da wird er voll Entsezen und Mitleid ausrufen: solche Gestalten kann man als Götter anbeten!

Nur Geistigblinde konnten und können dies. In dieser Blindheit ging man noch weiter und hatte von den Gottheiten Ansichten, die unsere Begriffe übersteigen. Wir glauben, daß die Himmelsbewohner frei seien von allen Fehlern, daß sie geschmückt seien mit allen Tugenden. Die Heiden in ihrer geistigen Blindheit schrieben ihren Göttern alle erdenklichen Laster, selbst unnatürliche, selbst Lug und Betrug und Diebstahl zu. Mit Recht sagt ein berühmter Geschichtsforscher: wenn die von den Alten geträumten Götter den Olymp oder das Elysium verließen und sich in einer christlichen Stadt zeigen würden, würden alle Götter und Göttinnen sogleich eingesperrt und als Verbrecher zum Zuchthaus oder zum Tode verurteilt werden. Alle Laster, welche man begingt, wurden vergöttert und dann als Gottheiten verehrt.

Wenn die Gözenbilder uns Entsezen einflößen, so ist das noch mehr der Fall bei der Art und Weise, wie sie verehrt wurden, beim Gözendiffend. Zwei Eigentümlichkeiten sind es, die uns bei Be-trachtung des Gözendiffendes mit Entrüstung und Entsezen erfüllen, die Grausamkeit und die Unsittlichkeit. Nicht bloß Feldfrüchte, nicht bloß Tiere wurden als Opfer dargebracht, sondern auch Menschen! Bei allen heidnischen Völkern finden wir Menschenopfer, bei den einen Völkern häufig, bei andern selten. Selten kommen sie bei den Griechen und Römern vor, häufiger bei den Germanen, am häufigsten bei den Völkern Amerikas, wo die Mexikaner alljährlich bei 60.000 Menschen ihren Göttern opferten. Welche Verblendung! welche Grausamkeit! Zu dieser, man möchte sagen, vom Satan eingegebenen Grausamkeit kam noch hinzu die Unsittlichkeit, wohl auch auf Antreiben der Hölle. Mit Recht sagt ein frommer Gelehrter: die Menschheit war so tief gefallen, daß wir es nicht begreifen können, ohne die Erbsünde anzunehmen, d. h. der natürliche Mensch, der Mensch im Naturzustande hätte sich wohl nie so verirrt, wäre wohl nie in die Greuel des Gözendiffendes gefallen, wenn nicht die Erb-

jünde und durch sie die Herrschaft Satans über die Menschen dazu gekommen wäre. Dadurch fiel der Mensch so tief, so unbegreiflich tief, daß die Unzucht, und zwar die natürliche und die unnatürliche, nicht etwa bloß gelegentlich geduldet wurde, sondern ein Bestandteil des Gottesdienstes wurde! Ist das nicht Verblendung? ist das nicht grauenhafte Finsternis? Dank, unendlicher Dank demjenigen, der gekommen ist, uns zu erleuchten, und dafür sorgt, daß die Sonne der Wahrheit in der Kirche nie untergehe!

IV.

So stand es mit den Ansichten der Heiden in Bezug auf höhere, göttliche Wesen. Wie waren die Verhältnisse der Menschen unter einander? Auch da fehlte es am Lichte des Christentums; auch da gelten die Worte: Siehe, ich werde alles neu machen. Daß bei den Heiden die gesellschaftlichen Verhältnisse ganz andere waren, können wir begreifen, wenn wir bedenken, daß der Heide weder seine eigene Lebensaufgabe, noch die der Mitmenschen kannte. Ein jeder war sich selbst sein höchster und einziger Zweck; sein Glück, sein Wohlbefinden war die Triebfeder aller seiner Handlungen. Warum sollte er sich um seinen Mitmenschen kümmern? Auch er war da, um sein Glück zu fördern. Daher war schon das Los der Gattin bei allen Völkern ein trauriges. Bei vielen hatten sie es wenig besser als die Slavinnen. Bei keinem Volke war das Weib dem Manne ebenbürtig; denn überall finden wir die Vielweiberei, bald in einer gröbner, bald in einer mildern Form. Das Recht der Ehescheidung, der Entlaßung der Frau, bestand überall. Wo aber dieses ist, ist die Frau dem Manne nicht ebenbürtig, ist die Frau im Nachtheile. Die Unauflöslichkeit der Ehe ist nur in der katholischen Kirche ein Dogma. Das weibliche Geschlecht hat daher doppelt Ursache, dem Alten auf dem Throne zu danken, der da sagte: sieh', ich mache alles neu. Wie bei uns das vierte Gebot Gottes das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern regelt, so tat es bei den Römern die vierte Gesetzesstafel. Auf welche Weise? Sie gewährte dem Vater unumschränkte Gewalt über die Kinder. Er durfte sie sogar aussehen, wenn sie ihm nicht gefielen oder lästig waren. Daß die Väter ihre Gewalt nicht zu oft missbrauchten, dafür sorgte die angeborene, instinktive Liebe der Eltern zu ihren Kindern. Daß es aber oft geschah, das beweist uns der große, freie Platz an der Tiber, etwas außerhalb der Stadt. Welch' herzerreißender Anblick! Da liegen Scharen von Kindern, welche die Millionenstadt Rom gleichsam ausgespien, — weggeworfen hat. Wie Würmchen wälzen sich die Unglücklichen im Staube und Kote herum. Sie wurden von unnatürlichen Vätern und Müttern dahin getragen oder tragen gelassen, damit sie da bald sterben. Wer erträgt ihr Wimmern und Winseln! Glücklich diejenigen, die bald sterben. Wohl kommen von verschiedenen Seiten Leute herbei, um Kinder zu holen,

aber in welcher Absicht? Kommen sie etwa aus Mitleid, um so ein unglückliches Geschöpf dem Hungertode zu entreißen? O nein! Da kommen ein paar alte Weiber, die Hässlichkeit selbst im Gesichte tragend. Es sind Zauberinnen; diese holen Kinder, um sie zu töten und aus den zuckenden Herzen die Zukunft zu erkennen oder aus ihrem Blute Zaubermittel zu bereiten. Da sind andere; diese suchen sich die bestgestalteten Kinder aus. Sie wollen sie erziehen, aber sie nachher für Geld den Wohlüstlingen preisgeben. Noch andere kommen und nehmen Kinder weg. In welcher Absicht? Zu Hause angekommen, verstümmeln sie dieselben an Händen oder Füßen, an Ohren oder Augen. Dann ernähren diese Blutmenschen die so verstümmelten Kinder, bis sie ein gewisses Alter erreicht; hernach müssen sie auf den Strafen durch ihre Mißgestalt und Krüppelhaftigkeit das Mitleid der Vorübergehenden erregen und betteln, selbstverständlich zum Nutzen ihrer unmenschlichen Herren. Ist es möglich? ist es möglich? fragen wir, daß der Mensch gegen Seinesgleichen, gegen zarte, liebenswürdige Kinder, so grausam, so gefühllos handeln kann? Wir erhalten von der Geschichte zur Antwort: ohne Christus, die Sonne der Wahrheit, ist jeder Freitum und jede Freveltat möglich!

V.

Welches war erst das Los der Sklaven? Wie es selbstverständlich auch gute und edle Gatten und Eltern gab, so gab es auch Herren, welche aus angeborener Menschlichkeit, oder weil sie davon größeren Nutzen erwarteten, gegen die Sklaven mit Milde und Güte verfuhrten. Aber das waren doch mehr Ausnahmen. Im allgemeinen war das Los der Sklaven ein höchst trauriges. Sie wurden wie Tiere gekauft und verkauft, mußten sich dabei alle Untersuchungen und Prüfungen gefallen lassen. Der Preis richtete sich nach dem zu erwartenden Nutzen. Unbarmherzig wurden sie zur Arbeit angetrieben; jedes kleine Versehen zog eine schwere Strafe nach sich. Nicht selten wurden sie gepeitscht und zwar ohne Ursache, nur damit sie nicht übermüdig, zu fröhlich würden. Die reichen römischen Damen hatten immer große goldene Nadeln bei sich, um die dienenden Sklavinnen, welche teilweise entblößt waren, durch Risse oder Stiche an ihre Pflicht zu erinnern. Die Zahl der Sklaven war groß, ja so groß, daß man ihnen keine besondere Auszeichnung gestattete, damit sie nicht selbst ihrer großen Anzahl bewußt, sich zur Empörung hinreißen ließen.

Um das traurige Los der Sklaven uns klarer zu machen, laßt uns im Geiste nach Rom versetzen, wie es vor etwa 1800 Jahren beschaffen war. Wir haben vor uns ein endloses Häusermeer, mehrere Millionen Menschen bewohnen nach der Ansicht der Geschichtsforscher dasselbe. Zahllos sind die Gassen mit den prachtvollsten Palästen, in denen sich Schätze befinden, wie sie jetzt kaum ein Fürst besitzt. Rom ist in der Tat die Hauptstadt der Welt; alles von Sonnen-

aufgang bis Sonnenuntergang beugt sich vor ihr. Sie ist auch der Mittelpunkt der Bildung und Kultur. Die Bildung eines Volkes zeigt sich am besten bei Festanlässen; da zeigt es sich, woran man Freude, Wohlgefallen hat. An einem solchen Feste, etwa dem Geburtstage des Kaisers, laßt uns beiwohnen. Da sehen wir unabsehbare Scharen zu Fuß und zu Wagen dem Amphitheater zueilen. Dasselbe liegt ungefähr in der Mitte der Stadt. Es ist ein unermesslicher Bau aus Marmorsteinen; goldene Klammern halten dieselben zusammen. Man sagt, daß bei 150.000 Personen da versammelt seien, und zwar das gebildete, vornehme Rom, der Kaiser, die Senatoren, die Priester und Priesterinnen, die zahllosen Beamten, Gelehrte, Künstler u. s. w. Auf welches Schauspiel harren diese alle so ungeduldig? Siehe da, von einer Seite werden einige nackte Sklaven in die Mitte des Platzes entsendet. Die Unglücklichen nähern sich dem Kaiser und rufen: Morituri te salutant (die im Begriffe sind zu sterben, grüßen dich). Nun stürzen von einer anderen Seite mordlüstig Wölfe, Tiger, Löwen u. s. w. auf die Elenden los. Zuerst ist ein furchtbarer Kampf zwischen den Sklaven und den Tieren. Allmählich unterliegen die unglücklichen Sklaven; zerfleischt, zerrissen von den wilden Tieren, wanken sie herum, dann legen sie sich unter furchtbaren Schmerzensrufen nieder; nun liegen sie zuckend und röchelnd am Boden und sterben! Wenn dieses Gemetzel zwischen Tieren und Menschen zu Ende ist, öffnen sich von neuem die Zwinger und Scharen von Sklaven treten heraus; es sind mehrere Hunderte. Diese müssen nun gegeneinander kämpfen, d. h. verwunden, töten. Erst wenn die meisten tot oder sterbend am Boden liegen, ist die Schaulust und der Blutdurst der Römer befriedigt. So grausam kann der Mensch gegen seinen Mitmenschen sein, wenn er in den Finsternissen des Heidentums wandelt, fern von Christus, der nicht bloß die Wahrheit, sondern auch die Liebe ist!

Das Elend, zu dem die ungläubige Welt den armen Sklaven verurteilt, ist noch nicht erschöpft. Verlassen wir die blutgetränkte Stätte des Amphitheaters und durchziehen einige der prachtvollsten Straßen in der Richtung nach der Tiber. Was hören wir da? Dort, von der Insel her ertönt ein durchdringendes Jammergeschrei. Wer sind die Unglücklichen? Es sind Sklaven und Sklavinnen, die als alt und nicht mehr brauchbar von ihren Herren auf diese Insel geschafft wurden, damit sie da Hungers sterben. O, welch' schrecklicher Anblick! Dort kauern sie am Boden herum, von Hunger, Durst, Kälte u. s. f. gequält. Sie kauern dort und stöhnen, bis einer nach dem andern stirbt. Niemand, niemand ist, der sich ihrer erbarmt! So gefühllos, härter als Stein und Eisen, kann der Mensch werden ohne Christus!

Überblicken wir noch einmal das unermessliche Häusermeer der Weltstadt. Da sind Gassen, Paläste, Tempel ohne Zahl. Aber, fragen wir, wo ist ein Waisenhaus, ein Spital, ein Haus für Blinde,

für Greise u. s. w. So etwas findet sich nirgends vor, erhalten wir zur Antwort: Nächstenliebe, Mitleid, Mildtätigkeit, Barmherzigkeit sind unbekannte Dinge im Reiche der Finsternis.

Man wird vielleicht einwenden: das waren allerdings traurige, höchst traurige Zustände; aber so war es doch nicht überall. Ich gebe zu, daß es, wie gesagt, Ausnahmen gab, daß bei verschiedenen Völkern manches verschieden war. Im großen ganzen jedoch war kein so großer Unterschied, und die Lage des weiblichen Geschlechtes, der Kinder, der Armen und Notleidenden, der Sklaven war überall eine sehr harte, traurige. Wenn wir z. B. vor etwa 1900 Jahren nach Deutschland gekommen wären, was hätten wir da gesehen? Wenn wir da dem allgemeinen wilden Geschrei folgend in einen Hain eingedrungen wären, so hätten wir wohl auf einer kleinen Säule das Bild eines der vornehmsten Götter, des Kriegsgottes Thonar, erblickt. Es ist ein nackter Knabe, aus Birkenholz sehr unbeholfen geschnitten. Sein Haupt ist von Sternen umgeben, in der Rechten hält er einen großen, eisernen Hammer. Um ihn her sammeln sich halbnackte, in Tierfelle gekleidete Menschen. Nun teilen sich die Haufen: man führt eine Schar Kriegsgefangener herbei. Einer nach dem andern wird dem Götter zu Ehren erstochen. Die Priester fangen das aus den Wunden fließende Blut auf, trinken davon und reichen alsdann den Vorgesetzten und dem Volke zum Trinken dar. Andere Gefangene werden unter entsetzlichem Geheul in Birkenkörbe gesteckt und lebendig verbrannt. Welch' schrecklicher Anblick! Welch' schreckliche Grausamkeit!

Man möchte vielleicht auch einwenden: diese Roheit und Grausamkeit kam nur in den ältesten Zeiten vor, da die Völker noch ganz ohne Kultur und Bildung waren. Mit der Bildung wären auch die Sitten milder und humaner geworden. Darauf muß geantwortet werden, daß das, was von Rom erzählt wurde, sich zur Kaiserzeit zutrug, zur Zeit, als die sogenannte Bildung den Höhepunkt erreicht hatte, in mancher Beziehung sogar die gegenwärtige Kultur überragte. Ähnlich verhielt es sich übrigens in Griechenland, Karthago, Phönizien, Aegypten, Babylonien u. s. f. Ja, ähnlich verhält es sich auch jetzt noch bei den heidnischen Völkern. Da gibt es immer noch Menschenopfer, Menschenfresser, Schamlosigkeit, Unsitlichkeit, Grausamkeit jeder Art. Alle Reisebeschreibungen, die von diesen Völkern handeln, beweisen es. Wer die Geschichte kennt, der weiß, daß selbst Völker, die vom christlichen Glauben abfielen, wieder in die alte Barbarei zurückversanken. Am deutlichsten wohl sehen wir, was aus einem Volke ohne Christus wird, an den Ereignissen, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich zutrugen, in Frankreich, über welches damals eine geistige Sonnenfinsternis gekommen zu sein schien, wo man das Christentum über Bord warf, und wo mit dem Unglauben die Grausamkeit, Unsitlichkeit, alle Laster wahre Bacchanalien feierten.

Wenn wir diese höchst traurigen Zustände uns vergegenwärtigen, begreifen wir, daß nicht bloß Israel, sondern die ganze Welt, wie mehrere heidnische Schriftsteller es beweisen, ein sehnslüchtiges Verlangen nach einem Erlöser hatten. Er ist gekommen, Gott sei gedankt! Das Wort, der Sohn Gottes, ist Fleisch, ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt. Er, die Sonne der Wahrheit, ist bereit, alle Menschen zu erleuchten, die in diese Welt kommen. Er tut es selbst und tut es durch die von ihm gestiftete Kirche, die er durch sein bitteres Leiden und sein kostbares Blut sich erworben. Durch ihn wurde das Angesicht der Erde erneuert; durch ihn ging in Erfüllung, was der Alte, der auf dem Throne saß, sprach: „Sieh, ich werde alles neu machen.“ Nachdem wir geschen haben, wie es um die Menschheit stand, bevor Christus erschien, so laßt uns sehen, wie sie durch ihn geworden ist.

VI.

Im Mittelalter war eine weit verbreitete Sage die von den Siebenschläfern. Sieben Männer befanden sich in einer Höhle, wurden vom Schlaf überfallen und schliefen nun da Jahrhunderte hindurch. Als sie erwachten, fanden sie alles ganz anders als beim Einschlafen, andere Menschen, andere Kleider, andere Sitten und Gebräuche, andere Häuser, überhaupt alles anders. Aehnlich geht es auch uns, wenn wir unsern Blick von den Finsternissen und den Greueln des Heidentums wegwenden und auf die Seiten lenken, wo die Sonne des Christentums alles erleuchtet, erwärmt und befruchtet. Wie war wohl dem Blindgeborenen zu Mute, welchen Christus heilte, als er plötzlich den Heiland selbst, seine Eltern, den Tempel, alles vor sich sah? Seine Freude war so groß, daß er offen für Christus Zeugnis ablegte, als sogar noch seine Eltern zauderten, und daß er es gerne ertrug, um dieses Bekenntnisses willen aus der Synagoge ausgestoßen, d. h. aus der Gemeinschaft der Rechtgläubigen ausgeschlossen zu werden. Ein noch größeres Glück ist jedoch der Menschheit widerfahren, als Christus, das wahre Licht der Welt, erschien, Christus, der mit Recht von sich sagen konnte (Joh. 8, 12.): „Ich bin das Licht der Welt! Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben.“ Er ist jenes Licht, bei dessen Anblick der heilige Märtyrer Ignatius ausrief: „Erschienen ist am Himmel ein Stern über alle Sterne, sein Licht war unaussprechlich, und sein Erscheinen erregte Bewunderung, und alle übrigen Sterne samt Sonne und Mond bildeten den Chor um diesen Stern. Er aber strahlte sein Licht über alles aus; daher ward aller falschen Weisheit Licht ausgelöscht, alle Bande der Bosheit wurden zerrißnen, die Unwissenheit wurde vernichtet und das alte Reich zertrümmert. Denn Gott war erschienen zur Erneuerung des ewigen Lebens.“ (S. Ign. de adventu Salv.)

Ich lade den freundlichen Leser ein, mit mir einen kleinen Spaziergang außerhalb der Stadt oder des Dorfes zu machen. Da begegnet uns ein etwa 8jähriger Knabe, der, wie man an seiner Tasche ansieht, aus der Schule kommt. Ich frage ihn: Was habt ihr heute gehabt? Antw.: Katechismus. Nun, so sag' mir: Wer hat die Welt, Himmel und Erde erschaffen? Antw.: Gott hat alles erschaffen. Fr.: Wie? womit? Antw.: Durch seinen allmächtigen Willen aus nichts. Fr.: Woher stammen die Menschen? Antw.: Von Adam und Eva, den Stammeltern des ganzen Menschengeschlechts. Fr.: Wo waren sie? Antw.: Sie wurden von Gott, der sie erschaffen hatte, in das Paradies gesetzt. Fr.: Blieben sie immer dort? Antw.: Nein, da sie ungehorsam waren und von der verbotenen Frucht aßen wurden sie aus dem Paradiese vertrieben und ihre Sünde ging auf alle Nachkommen über.

So antwortet auf diese wichtigen Fragen jedes Kind; so hätte Aristoteles, wohl der größte Denker, den es unter den Nichtchristen gegeben hat, nie antworten können. Ja, wie hätte wohl Aristoteles, Plato und alle, die aufrichtig die Wahrheit suchten, sich gefreut, solche Antworten zu vernehmen! Jetzt weiß jeder Ungebildete, daß ein allmächtiger Gott alles Sichtbare und Unsichtbare durch seine Allmacht erschaffen hat, daß ebenderselbe allweise sei und der Urheber der so wunderbaren Ordnung in der Schöpfung sei. Jeder Ungebildete weiß, daß er nicht auf Erden ist, nur um zu arbeiten, zu leiden und nach 50 oder 60 Jahren mühevollen Lebens im Grabe die Speise der Würmer zu sein. Er weiß, daß er einen erhabenen Lebenszweck hat, nämlich: Gott, das höchste und vollkommenste Wesen zu erkennen, zu lieben, ihm zu dienen und darnach ewig selig zu werden. Der Christ, auch der ungebildete, weiß, daß alle Leiden von einem liebevollen Vater, nicht von einer zürnenden und schadenfrohen Gottheit, ihm geschickt werden. Der Vater im Himmel, weiß er, läßt die Leiden zu, nicht um sich an den Tränen und Seufzern der Unglücklichen zu ergötzen, sondern damit der fehlerhafte Mensch schon in dieser Welt seine Fehler abbüße; damit der nach Tugend strebende geprüft werde und sich viele Verdienste sammle für den Tag der ewigen Vergeltung. Je mehr Leiden auf Erden, desto mehr Freuden im Himmel, je schmerzhafter die Dornenkrone, desto glorreicher die Himmelskrone, so urteilt der Christ, vom Lichte des Glaubens erleuchtet. Somit quält ihn kein Zweifel mehr. Dem, der im Lichte Christi wandelt, ist klar, was er zu wissen wünscht, und es wird ihm noch klarer werden, wenn sein leibliches Auge erlischt, und sein geistiges in der ewigen Wahrheit selbst alles schauen kann.

Und nun die Ansichten über Gott selbst! Wie grundverschieden sind diejenigen, welche wir von Christus erhalten haben, von denen der Heiden! Den Christen ist Gott das vollkommenste Wesen, ganz rein, allheilig, der alles Böse tief verabscheut, höchst gerecht, er belohnt das Gute und bestraft das Böse, unendlich weise, unendlich

gütig und barmherzig. In seiner unbegreiflichen Güte gibt er seinen eingeborenen Sohn hin, um die unglücklichen Menschen zu erlösen. Und der Sohn ist bereit; er wird Mensch, leidet und stirbt am Kreuze für die Menschen. An einen solchen Gott haben die Heiden nie gedacht. Ja, als er ihnen verkündet wurde, wollten sie es nicht glauben und hielten es für „Torheit“, wie der Apostel sagt. Wie wahr ist es: „Ich mache alles neu!“

VII.

Das erste Werk der Finsternisse des Heidentums ist, wie wir gesehen, der grausame und unsittliche Götzendienst. Die erste Frucht des Christentums ist der reine erhabene Gottesdienst. Da wird kein unformliches Gebilde von Holz oder Stein oder ein unvernünftiges Tier angebetet. Da wird kein Tier oder gar ein Mensch geopfert. Die Hände und Kleider der Priester sind nicht blutbefleckt. Das Christentum kennt nur ein blutiges Opfer, und das hat Christus der Sohn Gottes am Kreuze dargebracht. Dieses blutige Opfer wird täglich auf unzähligen Altären in unblutiger Weise erneuert. In Verbindung mit diesem göttlichen Opfer bringen die Christen sich selbst mit Leib und Seele dem Allheiligen zum Opfer dar, d. h. sie wollen ihm angehören, ihm dienen, aus Liebe zu ihm arbeiten und leiden, was und wie Gott will. Statt der empörenden Unsittlichkeit, die zum heidnischen Götzendienste gehörte, ist hier alles rein. Jungfrauen und Jünglinge, Männer und Frauen, alle geloben dem Allreinen die standesgemäße Keuschheit zu beobachten, und Millionen beiderlei Geschlechtes haben schon am Fuße des Altars ewige Keuschheit gelobt.

Ja, welch' ein Unterschied zwischen einem heidnischen Tempel und einer christlichen Kirche. Bei den heidnischen Völkern war das weibliche Geschlecht nirgends als ebenbürtig angesehen. Von vielen wurden sie als Menschen zweiter Klasse, als Mittelstufe zwischen Mensch und Tier angesehen. Staatsmänner, wie bei den Römern Cato, hätten die Weiber als das größte Uebel am liebsten ganz vertilgt. Und was das Traurigste ist, die Weiber, Ausnahmen selbstverständlich abgerechnet, verdienten dieses Los. Sie standen in Bezug auf Bildung, Gesinnung, Sittlichkeit so tief, daß man von ihnen mit Ekel sich abwendet und die Feder sich sträubt, ins Einzelne einzugehen. Nur durch das Christentum ist das Weib zum Menschen erhoben worden; nur durch das Christentum ist sie würdig geworden, dem Manne ebenbürtig an der Seite zu stehen. Wenn doch alle Männer bedenken würden, daß ich eine brave, liebenswürdige, treu ergebene, liebevolle Gattin: die sich ganz mir und meinen Kindern opfert, die mein Trost in schweren Stunden ist und meine Freuden verdoppelt, an meiner Seite habe, verdanke ich ganz dem Christentum! Wenn doch jede Gattin bedächte: daß ich einen so guten, edlen Beschützer zur Seite habe, der für mich sorgt, wie für

sich selbst; der mich wirklich liebt und achtet, verdanke ich Christus und der Kirche, welche solche Männer durch edle Vorschriften heranbildet.

Bei den Christen ist die Gattin in Wahrheit die ebenbürtige Lebensgefährtin des Mannes, der an ihrer Seite durch die Irrgänge des Lebens wandelt und der ewigen Heimat entgegen eilt. Sie ermahnen sich gegenseitig zum Guten, zum Dienste Gottes durch Wort und Beispiel und erfüllen so Hand in Hand die von Gott den Verelichten gesetzte Bestimmung. Die Kinder sind in ihren Augen Geschenke des Himmels und das Unterpfand gegenseitiger Liebe. Christliche Eltern halten es für ihre heiligste Pflicht, nach Kräften für das leibliche und geistige Wohl ihrer Kinder zu sorgen. Wenn doch die Kinder wüssten, wie viel sie demjenigen verdanken, der aus Liebe zu ihnen auch ein Kind wurde, und der nicht bloß natürliche Liebe in das Herz der Eltern pflanzte, sondern auch unter Androhung ewiger Strafe und dem Versprechen ewiger Belohnung die Eltern auffordert, für sie zu sorgen und sie zu Kindern Gottes zu erziehen!

Und ihr heranwachsende oder erwachsene Söhne und Töchter, die ihr vielleicht veranlaßt seid, fern von euern Eltern zu weilen, wie trostreich ist es für euch zu wissen, zu Hause wird in Liebe meiner gedacht und von mir gesprochen, und jeden Morgen und jeden Abend wird für mich von Vater und Mutter, von Brüdern und Schwestern um Glück und Segen gebetet! Das aber verdankt ihr ganz dem göttlichen Heilande!

Und die Sklaven, wie steht es mit diesen bei den Christen? Das Christentum weiß eigentlich gar nichts von der Sklaverei. Nach ihrer Lehre sind vor Gott alle Menschen gleich, alle sind Kinder Gottes, der Bauer wie der Fürst. Das Christentum lehrt: Der Mensch lebt nicht allein für sich, er ist nicht sich Selbstzweck; er ist allerdings sich selbst der nächste, aber er ist auch Glied der menschlichen Familie und hat als solches auch seine Pflichten, vor allem die Pflicht der Nächstenliebe. Wie oft wird diese von Christus selbst und von den Aposteln empfohlen, befohlen, so daß die christliche Kirche mit Recht das Reich der Liebe genannt wird. Diese Liebe konnten die Heiden, weil sie den Grund davon nicht erkannten, nicht begreifen. Tertullian (im 2. Jahrhundert) erzählt uns, wie die Heiden auf die Christen hindeutend sagten: „Seht doch, wie sie einander lieben!“ Da die Christen den gleichen Vater, den gleichen Erlöser, die gleiche Hoffnung haben, im Himmel bei einander ewig selig zu sein, wie könnte es da Sklaven geben? Die Reichen, welche Sklaven hatten und zuweilen bei Tausenden, schenkten ihnen die Freiheit und wenn dieselben es vorzogen, bei ihrer Herrschaft als Dienstboten oder Arbeiter zu bleiben, wurden sie sehr milde und als Hausgenossen behandelt. Kaiser Konstantin erließ schon verschiedene Gesetze, wodurch die Lage der Sklaven viel erträglicher wurde. Ganz aufheben war auf einmal nicht möglich, ohne die ganze

menschliche Gesellschaft beinahe umzustürzen und ohne vielen Be-
fiktenden schweren Schaden zuzufügen. Aber die Kirche hat zu allen
Zeiten und überall auf die Abschaffung der Sklaverei oder wenig-
stens auf eine milde Behandlung der Sklaven gedrungen. Also auch
da: Sieh', ich mache alles neu!

Wenn wir die römischen Kaiser, welche an den Kämpfen der
Gladiatoren und der Sklaven mit wilden Tieren die größte Freude
hatten, mit christlichen Fürsten vergleichen, welch' ein Unterschied!
Welch' ein Unterschied zwischen Nero, Caligula, Domitian, Diokle-
tian u. s. w. — und Konstantin dem Großen, der sich durch seine
Gerechtigkeit und Güte auszeichnete, mit dem mächtigen Kaiser
Theodosius, welcher von einem Priester gemahnt, sich freiwillig der
strengen Kirchenbuße unterwarf, — mit dem siegreichen Kaiser
Heraclius, der seine Prachtkleider ablegte und im Büßergewande
das heilige Kreuz auf sich nahm und auf Golgatha hinauftrug, —
mit einem heiligen Stephan, dessen Freude es war, Pilger zu be-
wirten und zu bedienen und während der Nachtzeit Arme und Kranken
auffsuchte, um ihnen Trost und Hilfe zu spenden, — mit Karl dem
Großen, dessen Eifer für die Ehre Gottes kein Maß und keine Grenzen
kannte, — mit den erhabenen Ottonen, — mit Heinrich II., dem
Heiligen, — mit dem heiligen König Ludwig, dessen Saftmut und
Güte so groß war, daß ihn selbst die Ungläubigen zum König von
Aegypten erwählen wollten u. s. f., u. s. f. Ja, welch' ein Unterschied!

Das Christentum, haben wir gesehen, ist das Reich der Liebe.
Man könnte es auch das Reich der Armen nennen. Welcher Gott
ist aus Liebe zu den Menschen arm geworden? Nur der Gott der
Christen, der einzige wahre Gott. Das hätten die Heiden ihren Göttern
nie zugedacht. Ihre Götter liebten nur die Menschen, wenn es sich
darum handelte, ihre Lüste zu befriedigen. Die Armut und die Armen
waren bei den Heiden verachtet. Nirgends erhob sich, wie schon ge-
sagt, ein Haus zu ihrem Schutze. Mildtätigkeit und Mitleid waren
zwar nicht unbekannt; dafür hatte der Schöpfer gesorgt, aber sie
fanden sich selten und in bescheidenem Maße vor. Die Armen waren
gar oft dem Hungertode und dem Selbstmorde preisgegeben.

Der Christen Gott ist arm geworden! Ist das nicht neu?
Aus Liebe zu uns wird er von einer armen Jungfrau geboren,
liegt in einer Krippe, auf Stroh gebettet. Selbst als er lehrend und
Wunder wirkend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf zog, hatte
er nichts, wohin er sein Haupt legen konnte. Und wie arm endigte
er am Kreuze! Christus war selbst arm und forderte auch zur Armut
auf. Die Reichtümer verglich er mit Dornen, die man schwer be-
rühren kann, ohne sich zu verletzen; so ist es schwer, Reichtümer zu
sammeln, ohne die Gerechtigkeit oder Liebe zu verlieren, und sie zu
behalten, ohne das Herz an sie zu hängen. Wer Christus nachfolgen,
sein Schüler werden will, soll alles verlassen, soll sich Schätze im
Himmel sammeln. Daher auch diese große Liebe aller Heiligen zur

Armut und zu den Armen. Der heilige Franziskus nannte die Armut seine Braut. Der heilige Winzenz von Paul bat die Armen demütig um Verzeihung, wenn er sie hatte ein wenig warten lassen. O, wie wahr ist, was der Greis auf dem Throne sagte: Siehe, ich mache alles neu! Welch' ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Dieser Unterschied offenbart sich überall, ganz besonders auch in der sogenannten öffentlichen Meinung.

Die Begriffe von schicklich und nicht schicklich, von geziemend und ungeziemend, von erlaubt und unerlaubt, wurden nun ganz andere. Das Benehmen gegen sich selbst, gegen Vorgesetzte und Höhergestellte, gegen Gleichgestellte, gegen Untergebene und Tieferstehende ward ein ganz anderes. Alles wurde „neu“. Dass die menschliche Gesellschaft, so lange sie Diebstahl, Lug und Betrug unter die Gottheiten zählte, von „mein“ und „dein“ sonderbare Begriffe hatte, und nicht aus Gewissenhaftigkeit dies oder jenes unterließ, ist selbstverständlich. Als ein römischer Feldherr sich nicht vom Feinde bestechen ließ, erregte dies im ganzen Reiche großes Aufsehen und wurde als etwas Außerordentliches der Nachwelt überliefert, während jeder Christ dasselbe für selbstverständlich hält. Ebenso kann bei Völkern, bei denen die Unzucht ein Bestandteil der Götterverehrung ist und somit als lobenswert gilt, von Schamhaftigkeit, Sittlichkeit im christlichen Sinne nicht die Rede sein. In Rom hatte die Göttin Vestia einen eigenen Tempel und einen eigenen Gottesdienst. Nur Jungfrauen durften ihn besorgen. Ihre Zahl war sehr beschränkt. Man hatte aber Mühe, in der Millionenstadt etwa ein Dutzend Jungfrauen zu finden, welche Jungfrauen bleiben wollten, obwohl die Bestalinen, hochgeehrt, neben den Senatoren und den höchsten Staatsbeamten bei Festanlässen ihre Plätze hatten und es ihnen auch sonst an nichts fehlte. Bei den Christen gibt es alljährlich Tausende und Tausende, die aus Liebe zum Heilande, dem himmlischen Bräutigame, ewige Jungfrauenschaft geloben, und zwar gibt es solche aus allen Ständen, aus den höchsten wie aus den niedern Ständen. Als der römische Feldherr Scipio in Spanien einen Fürsten besiegt hatte, fiel die ganzefürstliche Familie in seine Gefangenschaft. Darunter befand sich eine Tochter von besonderer Schönheit, die bereits mit einem Fürsten verlobt war. Als Scipio das vernahm, schenkte er ihr sogleich die Freiheit und schickte sie ihrem Bräutigam. Das wäre unter Christen selbstverständlich gewesen. Damals aber konnte die ganze Welt die Enthaltsamkeit und die Großmut des Römers nicht genug loben.

Der Sonne kommt es nicht bloß zu, alles zu erleuchten, sondern auch zu erwärmen und dadurch Lebenskraft und Fruchtbarkeit zu verbreiten. Wie öde ist's im Winter, wo Schnee und Eis die Fluren und Felder bedecken! Wie ganz anders, wenn die Frühlingssonne die Erde des weißen Kleides entledigt und ihr wieder das grüne Kleid und die schönen Blumenteppiche verleiht und sie gleich

sam antreibt, die verschiedensten Früchte hervorzubringen. So war und ist es eisig und kalt, wo nicht die Sonne des Christentums leuchtet und erwärmt. Da gab es keine duftenden Blumen, keine Lilien der Reinheit, keine Veilchen der Demut, keine Rosen der Liebe. Und mit den Blumen fehlten natürlich auch die Früchte, vor allem die Früchte der Liebe, der Liebe Gottes und des Nächsten. Die katholische Kirche ist ein schönes großes Fruchtfeld und zwar vom Anfang an bis auf diese Stunde. Wie viele Werke der Frömmigkeit, der Nächstenliebe, der Demut, Großmut, edler Aufopferung, der Sanftmut und Geduld, des Gottvertrauens und des Glaubens können wir da bewundern! Wo ist ein Fruchtfeld gleich dem der katholischen Kirche? Wer zählt die Frommen und Gerechten, die Heiligen jeden Geschlechtes, Standes und Alters, die die befruchtende Sonne, Jesus Christus, aus dem Schoße der Kirche hervorkeimen, wachsen, blühen und Früchte des Paradieses tragen ließ!

Ja, es ist in der Tat alles „neu“ geworden; nur ein Blinder könnte das leugnen. Wie die traurigen Zustände des Heidentums ein Beweis für den Sündenfall, die Erbsünde und ihre Folgen: so ist die Umwandlung, Erneuerung, Auferstehung der Menschheit durch Christus ein unumstrittlicher Beweis für die Göttlichkeit der christlichen Religion; denn eine solche Umänderung, Neuschaffung kann nur ein allmächtiger, allweiser, allgütiger Gott bewirken! Wenn aber der, der da sagte: Sieh', ich mache alles neu, wirklich Wort gehalten hat und durch ihn das Angesicht der Erde erneuert, umgeschaffen wurde, was folgt für uns daraus? Vor allem fordert uns der Anblick der Umgestaltung und Erneuerung der Menschheit durch Jesus Christus, den Sohn des himmlischen Vaters, zur Dankbarkeit auf. Wir müssen dem Vater danken, welcher den Sohn mit der Erneuerung beauftragte und ihn als Schlachtopfer dahingab. Wir müssen dem Sohne danken, welcher bereitwillig den Auftrag übernahm und aus Liebe zu uns sich am Kreuze opferte und als Fortsetzerin des Erlösungswerkes die Kirche stiftete. Wir sind zu unendlichem Danke verpflichtet dem heiligen Geiste, welcher, wie er einst bei der ersten Schöpfung über den Wassern schwebte, so bei der zweiten Schöpfung am Pfingstfeste über die Apostel herabkam, sie in Glaubenshelden verwandelte, sie mit der Gabe der Wunder ausrustete, sie in alle Wahrheiten einführte, der immer, alle Tage bis an das Ende der Zeiten bei der Kirche bleibt, sie leitet und regiert.

Wir sind Gott unendlichen Dank schuldig, daß wir das Glück haben, der einzige wahren Kirche anzugehören. Wie es für uns nur eine Sonne gibt, so gibt es nur einen Christus, nur eine Kirche, und das ist die römisch-katholische Kirche.

Wenn wir dieses Glück haben, so haben wir auch die Pflicht, uns offen und überall als Glieder dieser Kirche zu zeigen, sie als unsere Mutter zu ehren und zu lieben; dann haben wir auch die Pflicht, ihr durch unser ganzes Betragen, durch unsern Tugend-

wandel zur Ehre zu gereichen, so daß andere sich erbauen und sehen, wie unsere Kirche zur Tugend und Frömmigkeit anleitet.

Wenn wir der wahren katholischen Kirche angehören, dann haben wir auch die Pflicht, die Gnadenmittel, welche uns die Kirche anbietet, zu empfangen und zu gebrauchen; dann ist es auch unsere Pflicht, in der Kirche fleißig zu erscheinen, fleißig und in kindlicher Demut das Wort Gottes anzuhören, es zu beherzigen und zu befolgen; dann ist es unsere Pflicht, dem heiligen Messopfer so oft als möglich, so ehrerbietig und andächtig als möglich beizuwohnen; dann ist es unsere Pflicht, die heiligen Sakramente der Buße und des Altars von Zeit zu Zeit mit wahrer Andacht zu empfangen.

Als der göttliche Heiland, wie das Evangelium des Kirchweihfestes (Lucas 19, 1—10) erzählt, bei Zachiäus eingekehrt war, sein Haus gleichsam in ein Gotteshaus, eine Gnadenstätte, eine Kirche umgewandelt hatte, und als Zachiäus selbst aus einem ungerechten Zöllner ein Gerechter geworden war, somit auch umgewandelt, „erneut“ war, — sagte er zu Zachiäus: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren, weil auch er ein Sohn Abrahams ist.“ Weil Zachiäus ein Sohn Abrahams ist, deshalb ist ihm Heil widerfahren. Daher müssen auch wir Söhne Abrahams werden; dann wird Christus auch bei uns einkehren, dann wird auch uns Heil widerfahren. Was heißt das, ein Sohn Abrahams sein? Wir sind Söhne, Kinder Abrahams, wenn wir die Tugenden Abrahams besitzen, ihm vor Gott ähnlich sind. Der Patriarch Abraham hat sich durch zwei Tugenden so ausgezeichnet, daß Gott selbst im Alten Bunde sich immer mit Vorliebe der „Gott Abrahams“ nannte. Diese zwei Tugenden sind: heroischer Gehorsam und unerschütterlicher Glaube mit Gottvertrauen.

Der Herr verlangte von Abraham, daß er seine Heimat und seine Verwandtschaft verlasse und in ein fremdes Land ziehe, das er ihm zeigen werde. Ein harter Befehl! Alles, was Abraham lieb war, verlassen und wohin gehen? Das wurde ihm vorderhand nicht gesagt. Was tat Abraham? machte er Einwendungen? zauderte er? Nein, Abraham gehorchte alljogleich ohne Widerrede. Auch an uns ergehen Verordnungen, die uns hart vorkommen, die wir nicht begreifen. Sie kommen teils von Gott selbst, teils von Gott durch die Kirche, von der ja der Heiland gesagt hat: „Wer euch höret, der höret mich; wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Da kann der eine nicht das Fastengebot begreifen, ein zweiter nicht das Gebot, den Sonntag zu heiligen und an demselben der heiligen Messe beizuwohnen, ein dritter stößt am Gebot zu beichten und zu kommunizieren, ein vierter begreift nicht, daß die Ehe unauflöslich sei u. s. w. Da muß sich eben der Gehorsam zeigen; denn nur das tun, was uns selbst zusagt, ist noch kein eigentlicher Gehorsam. Uebrigens müssen wir auch täglich manches tun, was uns von weltlichen Vorgesetzten vorgeschrieben wird, es mag uns gefallen oder nicht. Warum also

nicht sich unter das süße Zoch Christi beugen und überzeugt sein, was Christus und in seinem Auftrage die Kirche anordnet, hat seine weisen Gründe. Abraham wurde für seinen Gehorsam reichlich belohnt. Als reicher Fürst kehrte er aus Aegypten zurück, wie uns die heilige Schrift erzählt. So werden auch wir für unsern Gehorsam von Gott unfehlbar belohnt werden.

Noch einmal wurde der Gehorsam Abrahams auf eine Probe, und zwar auf eine viel schwerere Probe gestellt. Abraham hatte einen einzigen Sohn, den er sehr liebte. Zugleich hatte Gott dem Abraham versprochen, er werde ihn zum Stammvater eines großen Volkes machen. Nun befahl ihm Gott, diesen einzigen vielgeliebten Sohn zu opfern. Gewiß das schwerste Opfer, das man sich denken kann! Und Abraham? Abraham gehorchte. Schon am frühen Morgen machte er sich mit Isaak und zwei Knechten auf. Damit Isaak so recht das Vorbild des Isaaks des Neuen Bundes sei, mußte er selbst das Holz zum Opfer auf den Berg tragen, wie Christus sein Kreuz. Isaak ließ sich geduldig binden und auf den Holzstöß legen, wie unser Heiland sich ans Kreuz annageln und am Kreuze erhöhen ließ. Schon hat Abraham das Opfermesser gezogen und ist bereit, das Opfer zu vollbringen, als ihn ein Engel davon abhielt. Welch' ein Gehorsam! Auch dieser Gehorsam wurde von Gott belohnt. Abraham wurde der Stammvater des auserwählten Volkes, ja der Stammvater des göttlichen Heilandes selbst. Seien wir wahre Söhne Abrahams, gehorsam wie er; da wird auch uns eine herrliche Belohnung zu teil werden. Fragen wir noch: Wie war das möglich? Was verlieh Abraham den Mut und die Kraft zu diesem wahrhaft übermenschlichen Gehorsam? Wir erhalten zur Antwort: Der unerschütterliche Glaube und das feste Gottvertrauen. Abraham glaubte, daß Gott allmächtig, allweise, allgütig, in seinen Verheißungen getreu sei, daß Gott ihm alles, was er verlasse, reichlich ersetzen könne und werde, weil er es versprochen hatte. Abraham glaubte, daß Gott ihn dennoch zum Stammvater eines großen Volkes machen werde, auch wenn er ihm seinen einzigen Sohn opfere. Er hoffte gegen die Hoffnung! Er war überzeugt, daß Gott sein Versprechen halten werde, und der Allmächtige und Allweise werde schon das Geeignete eintreten lassen, damit sein Wort in Erfüllung gehe. Auch über uns kommen oft schwere Prüfungen, wir sehen keinen Ausweg. Der ganze Himmel ist grau in grau, nirgends ein heller Punkt. Seien wir auch dann wahre Kinder Abrahams. Seien wir fest im Glauben wie er, unerschütterlich im Gottvertrauen wie er. Dann wird auch uns Heil widerfahren. Der Gott Abrahams lebt noch, sein Arm ist nicht kürzer, seine Macht nicht kleiner, sein Vaterherz nicht kühler geworden.

Mögen also die Worte: Ecce nova facio omnia — Siehe, ich mache alles neu, am Kirchweihfeste auch an uns in Erfüllung gehen und auch wir erneut werden. Spiritum rectum innova

in visceribus nostris (den rechten Geist erneuern in unserm Innern) wollen wir mit dem Psalmlisten beten, den lebendigen Glauben erneuern, nach diesem Glauben leben, Gott und der Kirche treu sein. Dann feiern wir wahrhaft Kirchweihe! Dann wird auch uns Heil widerfahren!

Eine aktuelle Frage.

Von Fr. Damian.

Die Direktiven für eine gediegene katholische Kindererziehung den Eltern und Erziehern zu suggerieren, ist vor allem Sache des praktischen Seelsorgers. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint es angebracht, eine aktuelle Frage in nachstehendem einer kurzen Befragung zu unterziehen.

„Eine größere Kunst, als die Erziehungskunst“, schreibt der hl. Johannes Chrysostomus, „gibt es nicht. Denn was ist von solcher Bedeutung und was ist so schwer, als dieses, die Seele des Kindes zu bilden?“ (In Matth. hom. 60 n. 7.) Trifft dies schon im allgemeinen zu, um wie viel mehr erst bei gewissen besonders schwierigen Punkten der christlichen Kindererziehung! Zu einem der schwierigsten gehört aber unzweifelhaft die Erziehung der Kinder zur heiligen Keuschheit.

In Erfüllung der letzteren Aufgabe bildet nun die Belehrung der Kinder einen sehr wichtigen Faktor. Allein gerade die rechte Belehrung ist nicht nur sehr schwierig, sondern es sind neuerdings in dieser Richtung Forderungen aufgetaucht und Hypothesen aufgestellt worden, die in mehr als einer Hinsicht schwere Bedenken hervorrufen. In einem bei Bülow und Becker in Kevelaer jüngst bereits in 2. Auflage erschienenen Buch von E. Ernst, betitelt „Elternpflicht“ wird katholischerseits den modernen Forderungen Ausdruck verliehen. Ohne verkennen zu wollen, daß das genannte Buch sehr viel des Guten enthält und die Verfasserin immer bona fide schreibt, müssen wir vom religiös-pädagogischen Standpunkte aus doch zweierlei entschieden ablehnen, nämlich:

1. Die allgemeine Bezeichnung „Elternpflicht“ in bezug auf die Belehrung der Kinder in sexuellen Dingen, und

2. Die Aufklärung der Kinder unter 12 Jahren (*nisi malitia suppleat aetatem*).

Die Belehrung der Kinder in allen Dingen, welche die heilige Keuschheit berühren, gehört in erster Linie vor die religiöse Instanz. Die geforderte Aufklärung der Kinder in sexuellen Dingen soll ja, vom christlichen Standpunkte aus betrachtet, in der Hauptsache nicht den Zweck haben, diese naturgeschichtlich, anatomisch und anthropologisch über das Sexuelle zu unterrichten, sondern diese Aufklärung soll bei Kindern bezeugen, dieselben in der Keuschheit zu erhalten. Die Mittel aber, den Kindern die Unschuld und Keuschheit zu be-

wahren, gibt die heilige katholische Kirche an, daher weder die katholische Frauenbewegung, noch die Lehrerinnenvereine. So lange jedoch die Kirche es nicht als Pflicht der Eltern bezeichnet, den Kindern (wir reden hier stets von Kindern, nicht von jungen Leuten) Aufklärung zu geben über die Zweiteilung der Geschlechter, über die Herkunft des jungen Lebens, so lange ist es ein Mißgriff, dieses so ganz allgemein als Elternpflicht zu bezeichnen. Es scheint daher etwas stark zu klingen, wenn E. Gnauck-Kühne schreibt: „Zu den Problemen, deren Erörterung die Frauenbewegung in Fluss gebracht hat, gehört die pädagogische Stellungnahme der Eltern und Erzieher zu den geschlechtlichen Tatsachen. Soweit es sich hier um die Kritik des Bestehenden handelt, hat die Frauenbewegung unbestreitbares Verdienst. Das traditionelle Verhalten gegenüber unerwarteten Fragen aus Kindermund ist bei der Mehrheit verkehrt, ist tadelnswert.“ (R. Volkszg. Nr. 686. 1905.) Die katholische Frauenbewegung hat ihr Gutes, und der katholischen Frau und Mutter kommt gewiß ein weitgehender Einfluß auf die Lösung der Erziehungsfragen zu, aber daraus folgt noch nicht, daß die katholische Pädagogik nun brei manu alles in ihr Evangelium aufnehmen müsse, was die gelehrt en und wohlmeinenden Frauen für richtig finden.

Bei eingehenderem Nachdenken wird sich jeder Pädagoge schon sagen, daß es nicht angeht, es allgemein als Elternpflicht zu bezeichnen, den Kindern Aufklärung über rein physisch-sexuelle Dinge zu geben. Warum nicht? Einfach weil 90 Prozent der Eltern, selbst sonst hochgebildeter Eltern, absolut nicht imstande sind, eine solche Aufklärung dem Kinde in unschädlicher Weise zu geben. Es läßt sich dies aber auch wesentlich nicht ändern, denn, eine solche Aufklärung zu geben, dazu gehört etwas mehr, als wohlunterrichtet sein, dazu gehört der feinste pädagogische Takt und ein begnadetes Anpassungsvermögen an die Psyche des Kindes. Bezuglich dieser Aufklärung verhält es sich fast wie mit den evangelischen Räten. Jungfräulich zu bleiben, das ist ein evangelischer Rat, aber nur für diejenigen, die ihn auszuführen vermögen. Gewissermaßen Pflicht würde der bloße Rat erst in Einzelfällen, wenn Gott in einen bestimmten Menschen den deutlichen Beruf, den Zug der Gnade legt, die Jungfräulichkeit zu geloben und zu halten. So kann es auch nur in Einzelfällen Pflicht der Eltern werden, ihrem Kinde sexuelle Aufklärung zu geben; immer aber gilt dabei als erste Voraussetzung, daß die Eltern dazu fähig sind oder sich mit Leichtigkeit dazu befähigen können. Selbst in diesem Falle haben die Eltern noch allemal das gute Recht, eine andere gewissenhafte und befähigte Persönlichkeit mit dieser Aufklärung zu betrauen.

So allgemein als Elternpflicht kann die sexuelle Aufklärung aber ferner auch darum nicht bezeichnet werden, weil sehr viele Kinder, so lange sie eben Kinder sind, nach ihrer Situation, ihrer sonstigen Erziehung, Umgebung und Temperament einer solchen Aufklärung

in keiner Weise bedürfen. Es gilt trotz aller modernen Aufklärungsschwärmer auch heute noch die alte Erfahrung: „Eltern, die ihre Erziehungspflichten voll und ganz erfüllen, haben durchweg nicht nötig, zu der modernen Aufklärung zu greifen, und ein wohlerzogenes Kind bewahrt sich durchschnittlich auch ohne den Segen der Aufklärung rein und leusich.“

Endlich darf diese Aufklärung nicht als Elternpflicht bezeichnet werden, weil es nichts weniger als ausgemacht ist, daß sie den verheissen Erfolg hat, ja weil die Ansicht der meisten Moraltheologen und Pädagogen bedeutendsten Namens ihr skeptisch und ablehnend gegenüberstehen und die Gefahren wohl erwägen, die eine solche Aufklärung leicht mit sich bringen kann. Es liegt tatsächlich der Gedanke nahe, daß die Anwendung dieser modernen Aufklärungsmethode vielleicht in den meisten Fällen nichts anderes heißen würde, als durch Belzebub den Teufel austreiben wollen.

Die heilige Kirche ist die von Gott bestellte Sittenlehrerin und Lehrerin alles dessen, was zur Erhaltung der Sittlichkeit erforderlich und empfehlenswert ist. Niemals nun hat die Kirche das moderne Aufklärungsmittel auch nur in Vorschlag gebracht. Diejenigen auf katholischer Seite, die es heute in gutem Glauben anpreisen, haben es mittelbar von nicht katholischer, ja nicht christlicher Seite übernommen. Diese Tatsache gibt dem ganzen Mittel schon einen bedenklichen Geleitsbrief. Prof. Dr. C. Krieg an der Freiburger Universität schreibt: „Die Naturalisten älterer und neuester Zeit vermeinen, es sei besser, das Kind über das Geschlechtsleben aufzuklären, statt es im Dunkeln zu lassen. Dreierlei wird man bei der Beantwortung dieser heiklen Frage beachten müssen: das Alter des Kindes, das Was und das Wie der Mitteilung. Wir sind im allgemeinen entschieden Gegner derartiger Aufklärungen, wofür sie sich nicht im Einzelfalle als notwendig erweisen. Die Philanthropisten des 18. Jahrhunderts haben mit ihrer freien Aufklärung gar schlimme Erfahrungen gemacht, die zur Vorsicht mahnen. Die offene Behandlung sexueller Vorgänge übt unwillkürlich Reize auf die Kinder, weckt den Trieb der Nachahmung, verletzt das Schamgefühl, schwächt die Scheu vor der Sünde, von der man zu offen reden darf, das Geschlechtliche wird zum offenen Gesprächsgegenstand. Jedenfalls halten wir den daraus entstehenden Schaden für größer, als den Nachteil, den das Schweigen bringt.“ (Lehrbuch der Pädagogik. 3. Aufl. Paderborn 1905. Seite 540 f. cf. Kellner, Aphorismen Nr. 148.)

Es liegt mithin auf der Hand, daß unter keinen Umständen diese Aufklärung als Elternpflicht bezeichnet werden darf; eine gewisse Pflicht kann höchstens in Einzelfällen obwalten.

Bevor wir kurz den zweiten ablehnenden Punkt besprechen, sei unter Hinweis auf die heilige Kirche und ihre Lehrer Einiges über

die Besprechung fleischlicher, bezw. die heilige Keuschheit betreffender Dinge gesagt. Wir haben uns bei Abfassung dieser bescheidenen Arbeit die Mühe nicht verdriessen lassen, aus der kirchlichen Theorie und Praxis irgend etwas zu suchen, was dieser modernen Aufklärung günstig wäre. Wir haben aber nichts finden können. Das Ave Maria, das Evangelium von Mariä Verkündigung sc., wie Ernst in seinem Buche dieses tut, (S. 100 ff.) hier heranzuziehen, dafür mangelt uns jedes Verständnis. Alle heiligen Gewährsmänner sind sich mit dem heiligen Alphonsus darin einig, daß schon der bloße Name dieser Dinge geeignet ist, die Seele zu infizieren. Nun bedenke man aber erst Kinder, die gar nicht die Einsicht besitzen können, den ernsten Kern der Sache zu erfassen, sondern mit Neugierde diesen Aufklärungen lauschen, denen das Gesetz des Fleisches, das in den menschlichen Gliedern ist, nur zu leicht sekundiert. Daher ermahnt die Kirche die Religionslehrer, mit äußerster Vorsicht den Vortrag über das 6. Gebot zu behandeln. Nehmen wir bloß die diesbezügliche Anweisung des römischen Katechismus: „*Sed tamen in hac ipsa re explicanda cautus admodum sit parochus et prudens et tectis verbis rem commemoret, quae moderationem potius desiderat quam orationis copiam. Verendum est enim, ne, dum is late atque copiose nimis explicare studet, quibus modis homines ab huius legis praescripto discedant, in illarum rerum sermonem forte incidat, unde excitandae libidinis potius materia, quam restinguendae illius ratio emanare solet.*“ (P. III. c. 7. n. 1.) Was hier aber über die Darlegung der Sünden wider das 6. Gebot gesagt ist, das gilt erst recht von der Darlegung des Geschlechtlichen an sich, und mag man auch noch so gut versuchen die Aufklärung mit religiösem Einschlag zu geben. Ueberdies wolle man doch nicht vergessen, daß das Interesse des Kindes, wenn es über die naivsten Kinderjahre hinaus ist, sich gar nicht in der Haupttache auf das rein sachliche Verhältnis des Geschlechtswesens konzentriert, sondern leider Gottes infolge der gefallenen menschlichen Natur auf jene Vorgänge, welche die Sinnlichkeit damit verbindet. Man geht durchaus fehl, wenn man annimmt, das Kind von etwa 11, 12 Jahren habe darum so großes Interesse für gewisse Eigentümlichkeiten des anderen Geschlechtes oder für die Herkunft eines neuen Brüderchens, weil der reine Wissensdrang in ihm tätig sei. Nein, auch beim unverdorbensten Kinde kommt die Zeit, wo die ersten, fast noch unmerklichen Kräfte der Sinnlichkeit in ihm zu gären beginnen, und darum sucht es dann das zu wissen, was schon seinen Sinnen schmeichelt. Hier fragt es sich, was nützt in diesem Stadium die Aufklärung? Man wird entgegnen: „Dann ist sein Wissensdrang gestillt und es braucht nicht heimlich herumzulauschen, zu spähen, und es ist gleichsam gefest davor, Aufklärung von verführerischer Seite in sich aufzunehmen.“ Wo sind die Belege hiefür? Wir wollen allerdings nicht bestreiten, daß in einzelnen Fällen der Erfolg der Aufklärung ein tatsächlich guter ge-

wesen ist, aber im allgemeinen dürfte der Erfolg doch wohl ausbleiben, ja sogar sehr bedenklicher Natur sein. Die Geschichte (vergl. obiges Zitat aus C. Krieg) ist dess' beredtes Zeugnis, und die Früchte der modernen Praxis werden demselben Fazit ähnlich sehen. Man erwidere nicht: „Die Praxis der Nichtaufklärung hat doch gerade die heutigen vielfach so traurigen sittlichen Zustände unter der Jugend geschaffen.“ O nein! Nicht die alte Praxis trägt die Schuld, sondern die mangelhafte oder verkehrte oder unzeitgemäße Anwendung derselben. Wo man die frühzeitige Wirkung und Schärfung des Gewissens der Kinder, die frühzeitige Schärfung des Scham- und Ehrgefühls derselben gepflegt hat, wo der Geist der Frömmigkeit der Leiter der Erziehung war, wo die Eltern und Erzieher unter keinen Umständen ihre Aufsichtspflicht vernachlässigten, da sind — laut dem getreuen Zeugnisse der Geschichte — die Heiligen emporgewachsen, dort blüht auch heute noch jenes starke Geschlecht heran, das den Ruhm der Erde, wie des Himmels besitzt.¹⁾

Haben wir mit dem Vorhergehenden zeigen wollen, daß der Ausdruck **Elternpflicht** für die in Rede stehende Belehrung schlechthin abzulehnen ist, so erübrigt es zweitens noch, zu erörtern, daß die Aufklärung von Kindern unter zwölf Jahren absolut abzulehnen sei. („Nisi malitia suppleat aetatem.“)

Wir wollen uns kurz fassen. Für diese Jahre der Kinder gibt es in puncto Reinigkeit kein trefflicheres Erziehungsmotiv als: „O glückliche Unwissenheit!“ Neugierige Fragen? Ja das Nesthäufchen, das kaum zu plappern beginnt, kann seine liebe Mama ebenso mit der Frage quälen, warum der Mond am Himmel gestellt ist und nicht auf dem Gartentor, wie der achtjährige Junge auch wohl fragen kann, wo das neue Brüderchen denn herkomme. Da bedarf es aber keiner anthropologisch-sexuellen Lektion durch Vater oder Mutter, sondern nur einer völlig unbefangenen, liebevollen, aber gemessenen Antwort der Mutter, um den Jungen zufriedenzustellen, sofern er gut erzogen ist. Es genügt der Hinweis auf den lieben Gott, der die Kinder den Eltern schenkt, oder der auch eben gewollt hat, daß Knaben und Mädchen seien. Ein explicatio physica wäre einerseits illusorisch, weil das kindliche Begriffsvermögen nicht zu deren Verständnis hinreicht, und andererseits nur Nahrung zu neuer Neugierde. Eine Aufklärung wäre ferner nur der zündende Funke für das Kind, weiter zu forschen. Verbote kann man wohl erlassen, aber nicht die Ausführung sicher stellen. Das Kind denkt, wie Krieg andeutet, wenn die Eltern so unbefangen über diese Dinge reden, dann kann ich mir schon erlauben, auf eigene Faust den Faden weiter zu spinnen. Man vergesse nicht, daß der böse Feind gerade diese kindliche Neugierde für sich benützt.

¹⁾ Ausgezeichnete Ratschläge über die wirklich richtige Belehrung der Kinder finden sich bei P. J. Jungmann S. J. Theorie der geistlichen Beredsamkeit. 3. Aufl. 2. Bd. p. 221 ff. Hier namentlich viele Zitate aus A. Stolz, Oberberg, Mey, Hirscher.

„Aber“, heißt es, „wenn wir das Kind nun nicht selbst aufklären, und es ist mit dem Hinweise auf Gott nicht zufrieden, so forscht es auf eigene Faust im Trüben nach, ist dann das Unglück nicht doppelt schlimmer?“ Wir antworten: Ein wohl erzogenes Kind tut das nicht! Ein Kind, dessen Eltern die altbekannten Erziehungs-mittel nicht vernachlässigt haben, kommt gar nicht auf den hartnäckigen Gedanken. Kinder sind von Natur aus gewissenhaft! Erst wenn sie Widersprüche vernehmen aus Elternmund, fangen sie an, diese herrliche Tugend abzulegen. Ein zu edler Frömmigkeit, Schamhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit erzogenes Kind geht nicht intensiv darauf aus, solche Dinge zu ergründen und hört sie auch nicht an, wenn böse Gespielen davon reden. Freilich Eins muß dem Kinde möglichst frühzeitig und wiederholt ans Herz gelegt werden, nämlich das tiefe Gefühl dafür, daß über solche Dinge (wie gewisse Verschiedenheit der Geschlechter) ein frommes und schamhaftes Kind nicht nachgrübelt, und daß ein solches Kind von der Herkunft des neuen Schwesternchens oder Brüderchens nur zu wissen braucht und wissen darf, daß Gott alles erschafft. Die Kinder haben auf diese Weise sehr früh und tief das nötige Verständnis an der Bartheit der in Rede stehenden Dinge, vorausgesetzt, daß auch das segensreiche Elterngesetz nicht vernachlässigt wird.

Das heißt man, die Kinder nach altbewährter und kirchlich sanktionierter Methode in der Unschuld erhalten und sie vor dem Verlust dieser kostlichsten Himmelsgabe bewahren. Wir glauben, den meisten Seelsorgern aus dem Herzen gesprochen zu haben, indem wir, wie vorstehend geschehen ist, die aktuelle Frage, ob die sexuelle Aufklärung der Kinder empfehlenswert sei, behandelten. Ein ganz kompetenter Theologe schrieb dem Verfasser: „Die Ablehnung des Ausdruckes Elternpflicht und die Ablehnung der Belehrung der Kinder unter 12 Jahren, das kann nur allseitige Zustimmung finden.“ Und ein bedeutender geistlicher Schriftsteller Badens klagte recht beredt in einem Briefe, daß die Aufklärungsschwärmer schon Schaden genug angerichtet habe.

Nicht gegen das oben erwähnte Buch von E. Ernst richten sich diese unsere Ausführungen, sondern nur gegen die Sache an sich, insoweit wir es angedeutet haben. Es ist für das Buch allerdings eine großartige Reklame gemacht worden. Pastoralblätter, Charitastage, einige pädagogische Zeitschriften haben es sogar glänzend empfohlen, aber wohl zunächst wegen des übrigen, nicht gerade die spezielle Aufklärung der kleineren Kinder betreffenden, wirklich von echt katholischem Geiste getragenen Inhaltes. Es wäre für weitere Auf-lagen des Buches wohl empfehlenswert, die die Aufklärung jüngerer Kinder behandelnden Ausführungen wesentlich zu modifizieren.

O möge es gelingen, unsere Kinder vor jener Sünde zu bewahren, die „zu den Gemächern des Todes führt“ (Prov. VII, 27), und ihnen das reine Herz zu erhalten, das des Himmels Seligkeit

besitzt. Hier aber heißt es nicht: „Alte Ziele, neue Mittel“; sondern: „Alte Ziele, alte Mittel zu ihrer Erfreichung, aber zeitgemäß und gewissenhaft angewendet!“

Die Fixierung des Osterfestes.

Von Dr. Johann Präymarer in Friedberg (Hessen).

Ueber diesen Gegenstand hatte ich im vergangenen Jahre einen kleinen Artikel geschrieben und denselben einer Wochenzeitschrift zur eventuellen Verwendung geschickt. Ich erhielt folgende Antwort: Als der Redakteur den Artikel angefangen habe zu lesen, habe ihm derselbe so gefallen, daß er ihn sogleich zur Drucklegung bestimmt hätte; nachdem er aber den zweiten Teil gelesen hätte, komme ihm vor, als ob derselbe dem ersten widerspreche und er schicke mir darum den Artikel zurück. Ich hatte nämlich in dem ersten Teile nachgewiesen, daß eine eventuelle Fixierung des Osterfestes vom Standpunkt der kirchlichen Lehre aus nichts gegen sich habe, daß im Gegenteil gerade in neuerer Zeit manche aus dem religiösen Gebiete entnommene Gründe dafür zu sprechen schienen; im zweiten Teile hatte ich jedoch, nicht von religiösen Gesichtspunkten aus, sondern aus anderen Ursachen, mich gegen die Fixierung ausgesprochen. Das war nun sicherlich kein Widerspruch, ich aber habe aus dem Vorgang erkannt: Erstens, daß der betreffende Redakteur selbst persönlich ein Anhänger dieser Fixierung sein muß; zweitens daß man in unseren modernen Zeitschriften sogleich begeistert ist, wenn man etwas gefunden zu haben glaubt, was Wasser für die fortschrittliche Mühle zu sein scheint; soll aber das Althergebrachte verteidigt werden, so verhält man sich ablehnend, läßt den Verteidiger nicht zu Worte kommen und prüft nicht einmal genau seine Gründe, obwohl sonst immer die Freiheit der Meinung und der Meinungsäußerung zur Schau getragen wird.

Ich schickte dann den Artikel an eine unserer Tageszeitungen; dieselbe hat in ihrer wissenschaftlichen Beilage denselben auch gedruckt, aber bedeutend beschnitten; dort schien man für derartige Fragen nicht viel Zeit und Raum, also nicht gar viel Interesse zu haben. Mir war das alles aber nur ein Anlaß, mich noch genauer mit der Sache zu beschäftigen. Das Resultat meiner diesbezüglichen Nachforschungen liegt hier vor. Hatte ich voriges Jahr die Meinung, als ob man kirchlicherseits der Frage nicht fern und auch einer Beantwortung im bejahenden Sinne nicht ungünstig gegenüberstehe, so habe ich in dieser Beziehung andere Eindrücke gewonnen; es scheint, daß bei manchen, namentlich zur Zeit der Jahrhundertwende, über diesen Gegenstand gefallenen und gedruckten Aufzürungen, speziell über die Geneigtheit Leos XIII., auf eine Fixierung des Osterfestes sich einzulassen, der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist. Nach eingezogenen Erfundigungen bei

Leuten, die von Amts wegen etwas um die Sache wissen müßten, scheint man an maßgebender Stelle, das ist für uns Katholiken doch in solchen Dingen nur der heilige Stuhl, eben absolut nicht an diese Angelegenheit zu denken und ist es fraglich, ob man je ernstlich daran gedacht hat. Das mag unseren modernen Allerweltverbesserern nicht angenehm zu hören sein, aber die können es Gott sei Dank doch nicht ändern, während unsereiner — offen gestanden — recht froh ist, daß auch von der Kirche in dieser Beziehung keine Änderung zu erwarten zu sein scheint.

Richtsdestoweniger dürfte es von allgemeinem Interesse sein, den Stand der Frage überhaupt kennen zu lernen und speziell sich darüber klar zu werden, ob denn religiöse Beweggründe absolut eine Änderung ausschließen. Wir werden sehen, daß das nicht der Fall ist. Anderseits sollen aber auch die Gesichtspunkte erörtert werden, die wohl, abgesehen von religiösen Erwägungen, die Kirche zu einer weisen Zurückhaltung in dieser Frage veranlassen und die auch uns, wenn selbst die Kirche eine gewisse Bereitwilligkeit aufwieße, veranlassen würden, dieselbe zu bitten, es beim Alten zu lassen.

Ehe wir jedoch auf unseren Gegenstand wirklich eingehen, wird es sich lohnen, zunächst über die Osterberechnung selbst, wie sie jetzt üblich ist, eine kurze Erörterung vorauszuschicken, die ja freilich manches Bekannte enthält, anderseits aber auch, wenigstens durch die Zusammenstellung alles hierher Gehörigen, was man nicht gerade überall so zusammengestellt findet, nicht unnütz sein mag. Auch wird man aus dieser vorläufigen Erörterung einen Schluß ziehen können, was alles doch preisgegeben werden müßte, wenn die Fixierung des Osterfestes eintreten sollte und ob wohl die Gründe, die man für letztere ins Feld führt, dieses Opfers wert seien!

Die bis jetzt in der katholischen Kirche übliche Osterberechnung geht bekanntlich ihrer wesentlichen Grundlage zurück bis auf das erste allgemeine Konzil zu Nezäa im Jahre 325 und auch alle von der Kirche getrennten christlichen Sekten haben diese Berechnung angenommen. Nach dieser Bestimmung wird Ostern bekanntlich gefeiert am ersten Sonntag, der auf den Frühlingsvollmond folgt; Frühlingsvollmond ist aber der erste Vollmond nach Frühlingsanfang. Ostern kann auf die Weise in seiner Fallzeit bis auf fünf Wochen differieren: „Non praecedit Benedictum, nec sequitur Marcum“; der früheste Termin ist der 22. März, der späteste der 25. April. Zur Feststellung des Datums des Osterfestes dienen eine Reihe von Tabellen und sonstigen Angaben, die auf den ersten Seiten der Breviere und Meßbücher zu finden sind, auch bisweilen in den gewöhnlichen Kalendern verzeichnet sind, jedoch vielfach nicht verstanden werden.

Die Faktoren, mit denen hier zu rechnen ist, sind hauptsächlich die Epacten, die goldene Zahl und der Sonntagsbuchstabe. Zur Bestimmung des Osterfestes in den einzelnen Jahren ist es nämlich

nötig, zu wissen, auf welches Monatsdatum der Frühlingsvollmond fällt und welche Wochentage in den einzelnen Jahren auf die verschiedenen Monatsdaten treffen. Das kann nun bestimmt werden durch die drei angegebenen Faktoren.

Zwölf Umdrehungen des Mondes machen bekanntlich nicht ein Sonnenjahr aus, sondern in Perioden von neunzehn Jahren fallen die Mondphasen erst wieder auf denselben Sonnenjahrtag. Epakten nennt man nun die Zahl, welche angibt, wie alt der Mond an einem bestimmten Ersten Jänner ist, d. h. wie viel Tage an Neujahr seit dem letzten Neumond verflossen sind; goldene oder methonische Zahl aber nennt man die Zahl, welche uns bezeichnet, im wievielen Jahre des 19jährigen Mondzyklus wir stehen. Im Jahre 1905 ist z. B. die goldene Zahl 6, die Epakten sind 24. Um 1. Jänner 1905 waren also 24 Tage seit Neumond vorüber. Im Jahre 1906 ist die goldene Zahl 7 und die Epakten 5. Die Differenz zwischen Sonnen- und Mondjahr beträgt nämlich 11 Tage; es müssen also zu der Zahl 24 — den Epakten des laufenden Jahres — 11 hinzugefügt werden und dann wieder 30 Tage abgezählt werden, weil nach je 30 Tagen Neumond eintritt. Man findet die goldene Zahl, indem man zur Jahreszahl 1 addiert und die Summe durch 19 dividiert: der Rest ist die goldene Zahl. Ist die goldene Zahl 1, so sind die Epakten 30, d. h. Neumond und Neujahr fallen zusammen. Im nächsten Jahre 2 sind dann die Epakten 11, dann 22, dann 3, dann 14 u. s. w.

Der Sonntagsbuchstabe wird durch den Umstand veranlaßt, daß das gemeine Jahr einen Tag mehr enthält als 52 Wochen, das Schaltjahr sogar zwei Tage, so daß erst in 7 mal 4 d. h. 28 Jahren genau dieselben Wochentage auf dieselben Monatsdaten fallen. Diesen Zyklus von 28 Sonnenjahren nennt man den Sonnenzyklus. Wenn man nun die ersten 7 Tage des Jahres mit den ersten 7 Buchstaben des Alphabets bezeichnet, so ist für ein bestimmtes Jahr derjenige Buchstabe der Sonntagsbuchstabe — littera dominicalis — auf den der erste Sonntag in dem betreffenden Jahre fällt; ist z. B. der 1. Jänner ein Samstag, so ist B der Sonntagsbuchstabe des Jahres. Da in den Kalenderformularien, wie sie nicht für ein bestimmtes Jahr, sondern perennierend aufgestellt werden, der Februar immer mit 28 Tagen eingeschätzt wird, so muß in einem Schaltjahr nach dem 24. Februar mit dem Sonntagsbuchstaben gewechselt werden, um die richtigen Sonntagsdaten zu finden. Der Sonntagsbuchstabe ist rückläufig, d. h. wenn er in einem Jahre B war, ist er in dem folgenden A oder wenn er in einem Schaltjahr E war, ist er im folgenden Jahre C. Man findet den Sonntagsbuchstaben, indem man das Jahr des — wie bemerkt — aus Perioden von 28 Jahren bestehenden Sonnenzyklus bestimmt, in welchem man sich befindet. Das erste Jahr des Sonnenzyklus hat die Buchstaben G und F, das zweite Jahr E, das dritte D u. s. w. Das Jahr des Sonnen-

zyklus selbst aber wird berechnet, indem man zur laufenden Jahreszahl 9 addiert und durch 28 dividiert.

Auf Grundlage der angegebenen Faktoren hat man nun die Ostertabellen aufgestellt, wie sie in den Meßbüchern und Brevieren zu sehen sind: *tabula paschalis nova reformata*. Da findet man z. B., wenn der Sonntagsbuchstabe A ist und die Epakten 23 betragen, dann ist Ostern am 26. März oder wenn der Sonntagsbuchstabe B ist und die Epakten 23, dann ist Ostern am 27. März. Wenn der Sonntagsbuchstabe B ist und die Epakten 24, dann ist Ostern am 24. April, ebenso bei dem gleichen Sonntagsbuchstaben, wenn die Epakten 25 sind oder 26. Ist der Sonntagsbuchstabe C und sind die Epakten 25 oder 24, so ist Ostern am 25. April, wenn aber die Epakten 26 betragen, so fällt bei dem gleichen Sonntagsbuchstaben Ostern am 18. April. Die *tabula paschalis antiqua reformata* ist etwas umständlicher und gibt auch die goldene Zahl an, aus der man nach dem oben Gesagten die Epakten dann selbst bestimmen kann.¹⁾

Die Aufstellung dieser Tabellen ist schon ein schönes Zeugnis für den Eifer, mit welchem unsere Vorfahren die Bestimmung des Ostertermins sich angelegen sein ließen und lassen auch erkennen, daß diese Bestimmung gerade nicht die müheloseste Arbeit ist. Erleichtert wird das Verfahren durch die sogenannte Gaußsche Osterformel, die wieder ihrerseits ein schönes Zeugnis für das seltene Genie dieses großen Mathematikers ist. Diese Formel lautet folgendermaßen: Bezeichnet n eine beliebige Jahreszahl, so findet man das Datum des Osterfestes für dieses Jahr also: Man bilde die Formel $n/19$ und nenne den Rest a , dann $n/4$ und nenne den Rest b , endlich $n/7$ und nenne den Rest c . Darauf bildet man die Formel $19a + m$ und dividiere das Ganze durch 30, indem man den bleibenden Rest d nennt. Endlich bildet man $2b + 4c + 6d + x$, dividiere durch 7 und nenne den Rest e — dann fällt Ostern auf den 22. März $+ d + e$. Alle Werte in den genannten Formeln sind konstante, nur m und x wechselt nach Jahrhunderten; für unser Jahrhundert und das folgende, also bis 2099, ist $m = 24$ und $x = 5$. Für das 19. Jahrhundert war $m = 23$ und $x = 4$; für das 18. Jahrhundert m auch 23, aber $x = 3$. Für die Zeit des Julianischen Kalenders war $m = 15$, $x = 6$.

Die nähere Einsicht in diese Formel wird wohl nur einem mathematischen Genie wie Gauß war, möglich sein; aber auch der Laie wird bald merken, daß die früher für die Aufstellung der

¹⁾ Auf einige besondere Bestimmungen dieser Tabellen näher einzugehen, daß z. B. die Epakte 25 doppelt vorkommt, einmal in arabischer und einmal in lateinischer Schrift, würde hier zu weit führen; es hängen diese besonderen Bestimmungen damit zusammen, daß der Mondmonat nicht genau 30 Tage beträgt, wie ursprünglich angenommen und mit anderen notwendigen Ausgleichungen.

Ostertabellen wichtigen Zahlen 30, 28, 19 auch hier eine wichtige Rolle spielen.

Alle diese schönen Berechnungen, diese Unsumme von geistiger Arbeit, die darin verborgen, dies soll nun hinfällig werden, wenn die von manchen so sehr ersehnte Fixierung des Osterfestes erfolgen würde. Warum soll nun aber das Osterfest fixiert werden? Man sagt, es sei für verschiedene Verhältnisse so überaus störend, daß das Jahr von Ostern bis Ostern nicht gleichmäßig lang ist. Speziell das Interesse der Schule wird ins Feld geführt. Ja, muß denn die Schule ihr Jahr mit Ostern anfangen? Früher hat man bei uns im Herbst das Schuljahr begonnen und in Süddeutschland, in Österreich u. s. w. macht man es noch so. Es ist auch nicht einzusehen, daß es notwendig wäre, überall die norddeutschen Einrichtungen nachzumachen. Man fange das Schuljahr mit 15. September, mit 1. Oktober oder mit sonst irgendwelchem Datum an, wenn man denn einmal meint, daß die Schule nicht einfach nach dem bürgerlichen Jahr rechnen könne, dann wird das Schuljahr immer gleich lang sein, ohne daß man Ostern zu fixieren braucht. Man beruft sich auf geschäftliche Interessen, auf die Leipziger Messe, die Bürokratie kommt mit ihrem Rechnungsjahr u. s. w. Sollen dies und ähnliches Gründe wichtig genug sein, um von einem so altehrwürdigen Gebrauch abzugehen, wonach man dem Osterfest einen gewissen Spielraum hinsichtlich seines Falltermines ließ? Mit dem Fixieren des Osterfestes würde natürlich der Unterschied zwischen den beweglichen und unbeweglichen Festen, die seither dem Kirchenjahr einen so eigentümlichen Charakter gaben, hinfällig: es könnten ja dann höchstens noch Differenzen von etwa einer Woche vorkommen.

Doch sehen wir zu, wie weit diese Bewegung, den Osterfalltermin festzulegen, gediehen ist. Am meisten war davon die Rede zur Zeit der Jahrhundertwende und scheint in Deutschland es hauptsächlich Herr Professor Wilhelm Förster gewesen zu sein, der sich der Sache annahm. Es ist aber nicht ersichtlich, ob er sich in der Angelegenheit offiziell, also im Auftrage der preußischen Regierung, nach Rom gewandt hat oder nur als private Person. Jedenfalls gab seine diesbezügliche Anregung Anlaß zu einem am 6. Mai 1897 von Kardinal Rampolla an ihn gerichteten Schreiben, welches wohl als der einzige Anhaltspunkt gelten kann, wie man in Rom etwa zu der Frage sich stelle. Nach Angabe der Zeitschrift „La Quinzaine“ vom Januar 1901 hat sich Kardinal Rampolla folgendermaßen geäußert: „Wenn die vorgeschlagene Reform nur unter dem Gesichtspunkt der sozialen Vorteile angesehen werden müßte, so verdiente sie ohne Zweifel günstige Aufnahme; aber die Kirche muß auch den religiösen, traditionellen Gesichtspunkt festhalten. Auch sei zu fürchten, daß durch eine diesbezügliche Änderung, die aber nicht allseits gebilligt würde, neuer Stoff des Bankes geschaffen werde. Wenn aber die Forderung allgemein gestellt würde, so könnte der

heilige Stuhl die Frage in Erwägung ziehen, zumal auf einem allgemeinen Konzil.“

Das kann nun jeder nehmen, wie er will, als Zustimmung oder als Ablehnung. Sicher ist das Bedenken Rampaßas nicht unbegründet, daß, wenn die Ordnung nicht mit allgemeiner Uebereinstimmung erfolgen würde, eine nur noch größere Verwirrung daraus entstände. Wie schwer es aber sein mag, allgemeine Uebereinstimmung in der Sache zu erzielen, ist leicht zu ersehen: es handelt sich ja nicht nur darum, daß die ganze Christenheit überhaupt der Fixierung zustimme, sondern man müßte sich auch auf einen bestimmten Tag einigen. Da fangen aber schon gleich die verschiedenen Meinungen unter den Anhängern der Fixierung an: die einen sagen, der erste Sonntag nach Frühlingsanfang, die anderen den ersten Sonntag im April, wieder andere den zweiten Sonntag im April. Wie wird da eine Uebereinstimmung herauskommen? Ferner, nach der Angabe von Haucks Realencyklopädie für protestantische Theologie war zwar die Eisenacher evangelische Kirchentagkonferenz vom Juni 1900 der Sache günstig. Daraus folgt aber noch keineswegs, daß man sich protestantischer Seite so leicht in eine bestimmte diesbezügliche Anordnung fügen würde, wenn dieselbe von Rom ausgeinge! Angesichts der pyramidalen Vorniertheit, mit welcher heutzutage namentlich die Heizer auf protestantischer Seite alles Katholische beurteilen, könnte man in diesem Falle eine Neuauflage aller der schönen Geschichten erleben, die seinerzeit auf protestantischer Seite gegen die Kalenderreform Gregors XIII. vorgekommen sind. Dazu kommt auch noch das Morgenland mit seinem julianischen Kalender. Werden die einmal Vernunft annehmen? Darum hat auch der Barnabit Tondini de Quaraghī, wie es den Anschein hat der Hauptbeförderer der Sache auf katholischer Seite, dieser Fixierung nur das Wort geredet unter der Voraussetzung, daß die Russen und Orientalen den gregorianischen Kalender annehmen.

Auf diese eben erwähnte Schwierigkeit weist Professor Adolf Müller, der Astronom an der päpstlichen gregorianischen Universität in Rom, in seinem neuen Werk „Elementi di astronomia“ hin und meint, eine derartige Fixierung durch die katholische Kirche würde bei den Dissidenten noch auf einen viel heftigeren Widerstand stoßen als die gregorianische Reform des Kalenders. Nun möchte ich unsere Reformer einmal fragen, wie sie sich die Sache denken, ob sie vielleicht dafür wären, daß man bei dieser Bestimmung überhaupt die katholische Kirche ausschalte und daß die Angelegenheit über den Kopf des Papstes hinweg geordnet werde. Den so beliebten Tendenzen und Redereien, die Kirche solle so weit wie nur möglich, den modernen Forderungen entgegenkommen, wäre das ganz entsprechend. Wenn die Kirche die Sache ordnet, nehmen's die anderen nicht an; darum sollte die Kirche so großmütig sein und alles schön von den weltlichen Behörden und den verschiedenen

Sekten ordnen oder verwirren lassen und sich dann unterwerfen. Das wäre so das Ideal von manchen Leuten!

Wir aber sind der Meinung und bleiben auch derselben, daß die Ordnung dieser ganzen Angelegenheit nicht nur hauptsächlich, sondern im gewissen Sinne einzigt und allein der katholischen Kirche zusteht. Gegenwärtig ruht aber jedenfalls die ganze Frage, so weit sie die Kirche betrifft. Würde man an maßgebender Stelle, d. h. bei der Regierung der katholischen Kirche ernstlich an die Sache denken, dann würden zweifelsohne zunächst diejenigen um Gutachten angegangen, die an der Sache in vorzüglichem Grade interessiert sind, nämlich die Astronomen, weil man wenigstens bis jetzt die Frage als eine einerseits zwar das religiöse, anderseits aber auch in besonderem Maße das astronomische Gebiet berührende Angelegenheit betrachtete. Bis jetzt ist aber seitens der Regierung der Kirche mit keinem Sterbenswörtchen in dieser Frage an die Astronomen herangetreten worden.

Lassen wir nun aber diese Erwägungen und befassen wir uns direkt mit der religiösen Seite der Frage, nämlich damit, ob denn von Seiten des christlichen Dogmas es einfachhin unmöglich wäre, einer Fixierung des Osterfestes das Wort zu reden. Das ist — kurz gesagt — nicht der Fall. Das Dogma, speziell das Dogma von der Auferstehung des Herrn, hat mit dem Termin des Osterfestes an sich gar nichts zu tun. Es ist die Frage von kirchlicher Seite aus betrachtet eine rein disziplinare. Die Erwägungen, die die Kirche bezüglich dieser Anordnungen leiteten, mögen hauptsächlich folgende gewesen sein: 1. Das vorbildliche Osterfest des alten Bundes richtete sich nach dem Frühlingsvollmond. 2. Eben darum war das Ereignis, dessen Erinnerung wir am Osterfest feiern, die Auferstehung des Herrn, weil an das jüdische Osterfest anschließend, ursprünglich auf diesen Termin gefallen. 3. Auch die moralische Bedeutung des Festes, nämlich die Aufforderung zur geistigen Auferstehung, fällt passenderweise mit der Zeit, da die Natur ihre jährliche Auferstehung feiert, zusammen. Mögen diese Gründe auch mitbestimmend zur kirchlichen Disziplin in diesem Punkte gewesen sein, ausschlaggebend sind dieselben keineswegs, am allerwenigsten in dem Sinne, als ob die für das Osterfest einmal gegebene Anordnung nun für immer unabänderlich sei. Sie ist sogar schon geändert und zwar für einen nicht geringen Teil der Christenheit, nämlich für alle die, welche auf der südlichen Hemisphäre wohnen. Für alle diese fällt Ostern zu Beginn des Herbstes. Wäre die Feier des Osterfestes und des Geheimnisses der Auferstehung des Herrn wesentlich mit dem Frühlingsanfang verbunden und wäre die Kirche in dieser Beziehung kleinlich gesinnt, so hätte schon längst die Verordnung getroffen werden müssen, daß man auf der südlichen Hemisphäre die Feier des ganzen Kirchenjahres um ein halbes Jahr verschiebe, was aber nie geschehen ist und nie geschehen wird.

Was speziell den dritten der obenerwähnten Gründe angeht, so ist derselbe mehr symbolischer Art, während die beiden ersten geschichtlicher Natur sind. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß dieser dritte Grund von Anfang an in der Kirche besonderer Beachtung wert gehalten wurde; dagegen ist gerade in neuerer Zeit diese symbolische Bedeutung mehr betont worden. Das wäre nun in der Tat kein Grund, an der herkömmlichen Feier des Osterfestes festzuhalten; im Gegenteil mehr als irgendwo anders könnte darin ein Grund gefunden werden, daß die Kirche ihre Praxis ändere. Weil man nämlich sogar gern in neuerer Zeit diese symbolische Bedeutung urgiert, ja sogar der Unglaube nur die symbolische Bedeutung bei dem Osterfest und bei allen anderen Festen will gelten lassen¹⁾, dürfte es vom rein kirchlichen Standpunkt aus sogar praktisch erscheinen, die Fallzeit der Feste vollständig von den Jahreszeiten und derartigen Dingen loszuschälen, damit umso mehr das Dogma zur Geltung komme, dem sie gelten.

Vom kirchlichen Standpunkt aus kann man also für und gegen die Fixierung sein: dafür aus dem zuletzt angegebenen Grunde, dagegen, weil man doch nicht so ohneweiteres eine uralte Tradition ändern soll. Kommen wir jedoch schließlich auf den astronomischen Standpunkt zurück, denn jegliche Kalenderänderung oder -Verbesserung ist doch zuletzt von diesem Standpunkt aus zu beurteilen. Da hängt nun unsere Frage mit einer anderen zusammen, ob überhaupt der gregorianische Kalender verbesserungsfähig ist. Der schon erwähnte Professor Förster von der Berliner Sternwarte bejaht in einem sehr lebenswerten Artikel der Zeitschrift „Lotse“ 1901, Heft 23, die Frage, fügt aber bei, daß trotzdem für die nächsten 2000 Jahre die gregorianische Berechnung die zuverlässigste sei und daß namentlich die von Russland gelegentlich der Jahrhundertwende ins Auge gefasste Änderung, mit welcher die Russen, um nur nicht den gregorianischen Kalender vollständig anzunehmen, sich etwas mehr der abendländischen Rechnung nähern wollten, keine Verbesserung gewesen wäre. Der Grund dieser Verbesserungsfähigkeit liegt in der Verschiebung der Äquinoxe. Nun meint freilich Professor Förster, wenn man einmal eine Verbesserung in dieser Hinsicht vornehme, solle man auch eine andere Osterregel aufstellen und das Kirchenjahr vollständig nur von der Sonne und nicht mehr vom Monde abhängig machen. Dann würden wohl auch die Orientalen sich anschließen, die nach seiner Meinung mehr von der „westlichen“ Osterregel, als von dem gregorianischen Kalender an

¹⁾ Außer den schon so und so oft gelegentlich der christlichen Feste in den glaubenslosen Zeitungen hergeleiteten Phrasen vom Fuldfest, vom Fest der Sonnenwende und ähnlichem Schwefel sind da besonders die neuerdings in der französischen Kammer festgestellten Namen wegen ihrer Verrücktheit amüsant: Weihnachten, Familienfest; Christi Himmelfahrt, Blumenfest; Mariä Himmelfahrt, Erntefest; Allerheiligen, Erinnerungsfest!

sich abgeschreckt würden. Diese Meinung findet eine gewisse Bestätigung in den uralten, bekanntlich ins apostolische Zeitalter noch zurückgehenden Osterstreitigkeiten zwischen Morgen- und Abendland. Sollte sich die Verbesserungsbedürftigkeit als eine Notwendigkeit und als nützlich erweisen, dann wird jedenfalls die katholische Kirche nicht widerstehen; dieser Meinung ist auch Professor Förster.

Für jetzt aber dürften die Gründe, die für die Fixierung des Osterfestes ins Feld geführt werden, wenig Anziehendes an sich haben; ferner ist diese Änderung bis jetzt absolut nicht notwendig und wird sich nicht leicht einführen lassen. Anderseits ist es nicht nur die altkirchliche Tradition, die man nicht so schnell aufgeben soll, sondern man möge in dieser Hinsicht auch vor der alles gleich machenden Rationalisierung, die unserer Zeit immer mehr jeglichen Reiz schöner Abwechselung und Mannigfaltigkeit raubt, sich hüten. Was ist das Schöne um diesen reichen Wechsel des Kirchenjahres! Mit welchem Interesse fragt bereits das Kind beim Erscheinen des neuen Kalenders: Wann ist nächstes Jahr Ostern? Und wie würde das alles so eintönig, gleichförmig werden, wenn einmal Ostern fixiert ist. Lasse man noch ein wenig von der Poesie und dem Idealismus früherer Zeit auch für uns und für die Zukunft bestehen und beschneide man nicht alles nach dem Prokrustesbett der Bureaucratie, der Schule, der Industrie, der Politik u. s. w. Wegen der astronomischen Schwierigkeiten aber, da können wir beruhigt sein, denn die werden sich erst nach etwa 2000 Jahren bemerklich machen, während so lange für uns und unsere Nachwelt die Gaußsche Osterformel noch ausreichen kann!

Der heilige Franz von Sales und sein Gegensatz gegen Calvin und dessen Lehre.¹⁾

Von A. Zimmermann S. J.

Der heilige Franz (1567—1622), seit 1602 Bischof von Genf, wurde erst nach dem Tode Calvins geboren, war nur vorübergehend und für kurze Zeit in Frankreich tätig, gleichwohl hat er auf die katholische Reformation den größten Einfluß geübt. Das ist eben die Eigentümlichkeit aller großen Männer, besonders aber der Heiligen, daß ihre Tätigkeit, der Wohlgeruch ihrer Tugenden sich nicht auf ihren engeren Wirkungskreis beschränkt, sich vielmehr verbreitet. Das war besonders gegen den Ausgang des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts der Fall, indem die Frommen, die Verteidiger der Kirche durch die Bande der Freundschaft mit einander verknüpft waren. Als Bischof von Genf, der Stadt, die

¹⁾ Oeuvres de Saint François de Sales publiées par les soins des Religieuses de la Visitation To. 11—4; Lettres 1—4, Annecy-Lyon. E. Vitte 1906, 632 p. 482 p.; 12 p. 522; 24 p. 462; 24 p. 477. Pr. 8 Fr. per Band

unter Calvin und seinem Nachfolger de Beze den Mittelpunkt des Calvinismus bildete, in dem die bedeutendsten Prediger ihre Ausbildung erhalten, lernte er die verderblichen Wirkungen des starren Religionssystems kennen, das die katholische Kirche Frankreichs an den Abgrund des Verderbens gebracht hatte; zu gleicher Zeit übte er sich in dem Gebrauch der Waffen, wodurch dieser gefährliche Feind überwunden werden konnte.

Calvin und der heilige Franz von Sales haben einige Eigenschaften miteinander gemein, umfassende Gelehrsamkeit, dialektische Schärfe, einen klaren, durchsichtigen Stil, einen großen Eifer, eine unverwüstliche Arbeitskraft; in allem übrigen standen sie sich gegenüber wie Pol und Gegenpol. Ihre Anschaulungen über Gott, die Beziehungen des Menschen zu Gott waren grundverschieden. Calvin legte den Hauptnachdruck auf die Heiligkeit Gottes und die völlige Verderbnis der menschlichen Natur infolge des Sündenfalls, er beschränkte die Liebe Gottes auf die Auserwählten, nahm eine absolute Prädestination und eine unwiderstehliche Gnade an, während er die nicht Prädestinierten von aller Möglichkeit, ihr Heil zu wirken, ausschloß. Für den heiligen Franz war Gott die Liebe, war Christus für alle Menschen gestorben, war der Mensch trotz seines Sündenfalls, nicht durch eigene Kraft, wohl aber mit Beihilfe der Gnade Gott zu lieben, imstande und konnte sich nach der Sünde zu Gott bekehren gemäß der Entscheidung des durch die Gnade gekräftigten freien Willens, dem Zuge der göttlichen Gnade zu folgen oder zu widerstehen. Für eine geistliche Obrigkeit war bei Calvin kein Raum. Das Gotteswort war seine einzige Autorität. Neben seiner eigenen Auslegung des Gotteswortes ließ er keine andere Lehre gelten. Selbst die weltliche Obrigkeit konnte nur dann Gehorsam beanspruchen, wenn sie seine Religion förderte. Franz war von der tiefsten Hochachtung für die geistliche Obrigkeit, Papst, Bischöfe und die weltliche Obrigkeit beseelt und machte es sich zum Prinzip, lieber Unrecht zu dulden, Schaden zu leiden, als unliebsame Konflikte herauszubeschwören. Während der Heilige durch seine Milde und Versöhnlichkeit manche seiner leidenschaftlichen Gegner in warme Freunde umwandelte, machte sich Calvin selbst unter seinen Anhängern zahlreiche Feinde, weil er in ihnen Feinde Gottes sah; denen Gutes zu tun, Mitleid zu erzeugen eine „eruditis humanitas“ sei. Der Gedanke, daß er die Pflichten eines Vaters und Führers zu erfüllen habe, ist ihm nie gekommen. Calvin besaß ein großes Organisationstalent und rief eine Kirchenordnung ins Leben, die durch ihre Strenge und Einseitigkeit die schlimmsten Auswüchse der Reklergerichte in den Schatten stellte, und sich die größten Eingriffe in die Rechte der weltlichen Obrigkeit erlaubte, ohne ihren Zweck, eine Verbesserung der Sitten, eine Aufrechthaltung der Zucht zu erlangen. Der heilige Franz war ein Jesuitenschüler und blieb mit Mitgliedern der Gesellschaft Jesu in engster Verbindung, er teilte die Ansichten des heiligen Ignatius über die Seelsorge, die

Kardinal Newman also schildert: „Eine ernstliche Einschärfung der inneren Religion, eine sorgfältige Beobachtung der Zeremonien der Kirche, weit größere Betonung des Gehorsams als des Opfers, der geistlichen Zucht des Fastens und der Bußübungen, ferner Unterwerfung des Urteils, die Erleuchtung und die geistige Freiheit, welche von der Liebe herrührt, endlich eine milde und sanfte Praxis im Beichtstuhl, häufiges Beichten und Kommunizieren, Andacht zum Altarsakrament; dies waren die Eigentümlichkeiten einer bestimmten Schule in der Kirche, deren Meister die heiligen Ignatius, Philipp Neri und so viele Heilige jener Zeit waren, welche die Kirche in die Welt hinaustrugen und alle Menschen, die sie anzuziehen vermochten, dem leichten Joche Christi unterwarf.“

Der Verschiedenheit der Grundsätze entsprachen die Folgen. Der Calvinismus war gleich dem die Hölle zerschmetternden Sturmwind, dem die Grundlagen der französischen Kirche und des Staates unterwühlenden Erdbeben, dem alle Gefühle der Menschlichkeit und Liebe austrocknenden Feuer des Rigorismus, denn er proklamierte einen Vernichtungskrieg, zunächst gegen alle Katholiken, dann gegen die „Libertiner“ und setzte dem Königtum, das an dem Katholizismus als der Staatsreligion festhielt, eine kalvinische Aristokratie entgegen, gründete einen Staat im Staat und übte eine Schreckensherrschaft sondergleichen aus, deren Greuel denen der großen Revolution nichts nachgaben. Wer die Geschichte der Religionskriege von 1559—98 nachstudiert, wird gestehen müssen, daß die französische Geschichte keine unglücklichere Periode aufweist, in der die Anarchie, der Haß der Parteien zu einem so hohen Grade gediehen war. Durch die bittere Not gezwungen, infolge des Triebes der Selbsterhaltung hatten die Katholiken sich zu Repressalien entschließen müssen und furchtbare Rache an ihren Bedrängern genommen. Sie waren jedoch nach der Rückkehr Heinrich IV. in den Schoß der Kirche die Ersten, welche sich nach Ruhe und Frieden sehnten. Die protestantischen Prediger und manche protestantische und katholische Politiker, die in eigennütziger Absicht den Religionskrieg in die Länge gezogen hatten, sahen sich außer Stande, das Feuer des Religionshaßes länger zu schüren; auch bei den protestantischen Laien siegte das Gesetz der Menschlichkeit und der Patriotismus über den blinden Fanatismus. Die königlose schreckliche Zeit war vorüber. Der König, von dem die Hugenotten die besondere Förderung ihrer Religion erwartet hatten, wurde Katholik aus Überzeugung und tat, was in seinen Kräften stand, den dem Katholizismus zugefügten Schaden wieder gut zu machen und das Werk der Gegenreformation zu fördern.

Das Werk der Gegenreformation, das in den spanischen Gebieten, in Italien, in Deutschland so große Erfolge erzielt und die Sturmflut des Protestantismus zurückgestaut hatte, machte unter den Söhnen Franz I. in Frankreich geringe Fortschritte, einmal infolge

der beständigen Kriegsunruhen, dann infolge der Eifersucht der Universität Paris und mancher Bischöfe und Geistlichen auf die neuen Orden, deren Wirksamkeit sie nach Kräften verhinderten. Der Samen, den letztere ungeachtet der größten Schwierigkeiten ausgestreut hatten, war doch zum Teil aufgegangen. In der Zeit der Not und des Elendes hatte man in manchen der Kirche entfremdeten Kreisen beten gelernt und brachte den apostolischen Männern, die zur Buße aufforderten, größeres Verständnis entgegen. Nach dem Sturmwind, nach dem Erdbeben, nach dem Feuer, in dem Gott nicht war, offenbarte sich seine Barmherzigkeit und Liebe in dem sanftesten Säuseln des Windes. In die Periode von 1598 – 1643 fällt die katholische Reformation, eine Blütenperiode, wie sie Frankreich nie vorher erlebt und sobald nicht wieder sehen wird. Fast plötzlich ersteht eine Reihe von Männern und Frauen aus allen Stämmen und Ständen, die mit den größten Gaben des Geistes und der Gnade geschmückt sind, und mit begeistertem Eifer an dem Wiederaufbau des Tempel Gottes in den Herzen der Gläubigen arbeiten und eine heisze Sehnsucht nach den himmlischen Gütern wachrufen. Eine eingehende und erschöpfende Geschichte dieses Geistesfrühlings, durch welchen Frankreich fast wie auf einen Schlag aus dem erstarrenden Winterchlaf sich aufrüttelte und sich wieder zur Stufe einer der ersten katholischen Mächte erwischwang, ist leider noch nicht geschrieben: ja, nicht einmal die Führer dieser Bewegung, ein Franz von Sales, ein Winzenz von Paul, ein Kardinal Bérulle, eine heilige Chantal haben würdige Biographien gefunden. Dieselben haben sich meistens begnügt, erbauliche Bücher zu schreiben, ihren Lesern ein Tugendbild, in dem sie sich spiegeln sollten, entgegenzuhalten; aber die weit wichtigere Aufgabe die große Bedeutung der Heiligen für ihre Zeit darzustellen, haben sie verjämmt. Man hätte erwarten sollen, daß die Erhöhung des heiligen Franz zum Kirchenlehrer 1879 die Aufmerksamkeit der katholischen Welt auf ihn gelenkt und zur Herausgabe seiner Werke und zu einer Abfassung einer würdigen Biographie geführt hätte. Dem war nicht so. Gerade die ungeheure Verbreitung der Werke des Heiligen insbesondere seiner Briefe, mit denen wir uns ausführlicher beschäftigen wollen, hat der Reinerhaltung des Textes geschadet. Obgleich die Briefe schon einige Jahre nach dem Tode des Bischofs (1625) veröffentlicht wurden, und kurz nacheinander eine Reihe von Auflagen erlebten bis zur französischen Revolution und, nachdem dieser Orkan vorbeigebräuscht war, wiederum neu aufgelegt wurden, so dürfte der Ausdruck nicht übertrieben sein, daß die Briefe erst in dieser Auflage dem Verständnis des Lesers näher gebracht sind. Versuchen wir es, die Gründe hiefür kurz zusammenzufassen. Im 16. und 17. Jahrhundert legte man bei der Abfassung von Leben der Heiligen und Herausgabe ihrer Werke den Hauptnachdruck auf die Erbauung der Leser, auf Unterdrückung rein persönlicher Urteile und Gefühle. Wenn man Stellen aus Briefen der Heiligen

anführte, so ließ man oft absichtlich die Namen der Empfänger, die Daten, endlich die Stellen weg, in welchen derselbe Gedanke in anderer Form ausgedrückt worden war. Man erlaubte sich Kürzungen, Aenderungen des Textes, die an die Zeiten der Bildersturmerei erinnerten. Die speziellen Freunde unseres Helden, seine Verwandten, die heilige Chantal strichen die schönsten Stellen der Briefe durch, um allenfallsige Missverständnisse zu verhindern. Es fehlte nicht an Stimmen von Zeitgenossen, welche dieses Vorgehen tadelten und meinten, die Briefe hätten ihren Reiz eingebüßt. Die späteren Herausgeber, besonders die der Migneschen Ausgabe, verwendeten viel Arbeit und Mühe auf Vermehrung der Briefe, wofür wir ihnen speziellen Dank schulden, aber an die weit wichtigere Aufgabe, die Herstellung eines authentischen, auf die noch erhaltenen Handschriften fußenden Textes, die Ausfüllung der Lücken, die Fixierung der Daten, die Ermittlung der Empfänger, die Erläuterung des französischen Textes durch grammatische und historische Anmerkungen haben sie sich nicht herangewagt. Die Folge war, daß die Briefsammlung in neuester Zeit weit weniger Leser fand, als sie verdiente, denn wir haben kein Interesse daran, Bruchstücke von Briefen zu lesen, die an uns unbekannte Personen gerichtet sind. Man konnte es nur beklagen, daß die Werke eines Franz von Sales, die viele Vorzüge vor denen Bossuet's voraus haben, keinen würdigen Herausgeber fanden, daß der verdiente Buchhändler Bivès, dessen Ausgabe mehrere Auflagen erlebte, keinen besseren Text lieferte, bis einige durch Gelehrsamkeit und praktisches Geschick ausgezeichnete Schwestern des Mutterhauses Alnech, auf den Gedanken kamen, eine vollständige, allen modernen Anforderungen entsprechende Ausgabe der Schriften ihres Gründers zu liefern und die zahlreichen Dokumente, welche sich in den Klöstern der Heimsuchung fanden, zu verwerten. Vor ihnen hatte niemand an die Hebung der in Alnech und anderwärts liegenden Schätze gedacht.

Im Jahre 1890 erschien der erste Band, in diesem Jahre (1906) haben wir den 14. erhalten. Die Oberleitung für die ersten 11 Bände lag in der Hand des seither verstorbenen Benediktiners Mackey, die drei letzten in der des Jesuiten Navatet, der schon jahrelang mit Vorbereitung einer Biographie der heiligen Chantal beschäftigt ist. Da die einzelnen Abteilungen, z. B. die Predigten, die Briefe separatum abgegeben werden, wollen wir auf den Inhalt der letzteren näher eingehen. Gerade in neuester Zeit legt man hohen Wert auf Bücher, die uns mit dem Werdegang der geistigen und religiösen Entwicklung großer Männer bekannt machen. Die Confessiones des heiligen Augustin, die Apologia des Kardinals Newman finden Bewunderer in allen Kreisen, die meisten unserer modernen Biographien enthalten zahlreiche Briefe, die Biographen liefern vielfach nur den Kitt. Demgemäß läßt sich erwarten, daß die Korrespondenz die verdiente Aufmerksamkeit auf sich ziehen werde. Die vier vorliegenden Bände

enthalten die Briefe von 1593 bis Anfang des Jahres 1611; sie sind darum so interessant, weil sie viele lateinische und italienische Briefe enthalten, deren Stil zu zierlich und künstlich ist und gegen die französisch geschriebenen sehr absticht; Calvin verfügt über einen logisch klaren, aber nicht selten durch Sophismen entstellten Stil, der infolge des Mangels an Phantasie ermüdet. Der Stil unseres Heiligen ist weit anmutiger und bilderreicher; aber selten überladen. Ungesucht und von selbst fließen ihm die Gedanken und Bilder zu; die Sprache ist frei von Abstraktionen und fein abgezirkelten Antithesen; dem reichen Inhalt entspricht die schöne Form. Unter den Korrespondenten nimmt die Baronin Françoise de Chantal, deren Antworten jedoch nicht mitgeteilt werden, den ersten Platz ein. Alle an sie gerichteten Briefe könnten das Motto tragen: „Cor ad cor loquitur“. Hören wir hierüber den Pater Navaté XII, p. X: „In diesem zweiten Band finden sich die ersten Briefe an die Tochter des Präsidenten Fremyot und ihre Freundinnen in Dijon. Gibt es nichts Größeres in der Welt als eine menschliche Seele und wäre es auch die eines Kindes, kommt nichts an Wert und Schönheit einem Dokumente gleich, welches uns die echte, unverfälschte Geschichte dieser Seele gibt, dann muß man gestehen, daß die Briefe des Genfer Bischofes an die christliche Frau, die wir später als Heilige verehren, über jedes Lob erhaben sind; denn sie erzählen uns mit außerordentlicher Offenheit die Geschichte zweier Seelen, welche ein Vollmaß von Gnaden und Edelmuth besaßen. Die zartesten Geheimnisse, die scharfsinnigsten Probleme des inneren Lebens sind mit einer staunenswerten Tiefe und in dem anmutigsten Ton, in der bezauberndsten Einfachheit geschildert. Die Einbildungskraft fühlt sich erfrischt und geläutert beim Lesen dieser Briefe. In ihrer sittlichen Schönheit stehen sie ganz einzig da. Geist, Geschmack, selbst die erleuchtetste Psychologie genügen nicht; etwas mehr wird für ihr Verständnis erforderlich — der Glaube oder diese durchsichtige Reinheit der Auffassung, die gar manchem profanen Schriftsteller gefehlt hat.“ — Es sei hier nur an Böckler erinnert und seine infame Verdächtigung dieses reinen Verhältnisses der zwei Heiligen in Herzogs Realencyklopädie, „Visitantinnen“. Diese Korrespondenz übt gerade dadurch einen besonderen Reiz aus, weil wir an der Hand dieser Briefe die allmäßliche Entfaltung und Ausgestaltung der asketischen Schriften des Heiligen, seiner Philothea, seiner Unterhaltungen, seines Traktats von der Liebe Gottes verfolgen können. In denselben findet sich nichts Geflügeltes, Künstliches, keine Abstraktionen, keine Spielereien, keine Concetti wie bei Literaten von Beruf, alles ist aufs Leben berechnet, den Charakteren, wie sie wirklich im Leben vorkommen, angepaßt. Nicht bloß edelmütige, opferwillige Charaktere, welche nie genug getan zu haben glaubten, erwählten Franz zu ihrem Seelenführer, sondern auch schwankende Charaktere, problematische NATUREN, die infolge ihrer Launen nur

dazu geschaffen zu sein scheinen, den Beichtvater in der Geduld zu üben. Diesen launischen, von ihrer Umgebung verzogenen Seelen, die zu hohen Wert auf Neuerlichkeiten legten, aber die innere Abtötung scheuteten, in das innere Leben einzuführen, zur Beharrlichkeit zu ermuntern, war keine leichte Sache. Man bedauert, daß der Bischof so viele kostbare Zeit auf die Lösung der Skrupel einer Madame Brulart und der Äbtissin Rose Bourgeois verwendete und doch war die Zeit nicht verloren: denn diese Briefe sind eine wahre Fundgrube für ängstliche Seelen und Seelenführer. Da in dem von Camus veröffentlichten Werk „Der Geist des heiligen Franz“, das nachher im Auszug erschien, viel Falsches und Ungenaues sich findet, so ist es sehr wichtig, aus den reinen und lauteren Quellen, d. h. aus den Briefen des Heiligen seine Anschauungen kennen zu lernen. Man hat ihn beschuldigt, er hätte für die Seelsorgsgeistlichen kein Herz gehabt und Klage geführt, sie hätten seinen Anforderungen wenig entsprochen. Aus seinen zahlreichen an die Pfarrer der eigenen Diözese und an Fremde gerichteten Briefen geht das Gegenteil hervor. Man könnte aus denselben eine herrliche Pastoralthеologie herstellen. Von dem Freunde Bérulles und Bourdoix, von dem er den hohen Beruf Oliers des Gründers von St. Sulpice vorausgesehen, kann man anderes nicht erwarten. Der Friedfertigste aller Menschen konnte den Herzögen, dem hohen Adel, den Stadträten und religiösen Genossenschaften gegenüber, die sich die für die Seelsorgsgeistlichkeit bestimmten Güter angeeignet hatten, eine außerordentliche Rücksicht und Beharrlichkeit an den Tag legen; denn gleich Gregor dem Großen legte er besonderen Wert darauf, daß der Seelsorger einen anständigen Gehalt besitze. Fand er die, welche dem Klerus seine Einkünfte vorenthielten, eigensinnig, so schraf er nicht vor Prozessen zurück. Hatte er sie gewonnen, so zahlte er die Prozeßkosten aus eigener Tasche oder machte denen, die den Prozeß verloren hatten, irgend ein Geschenk. Machte man ihm darüber Vorstellungen, dann pflegte er zu sagen: sie sind ja auch meine Kinder, ich habe Baterpflichten an ihnen zu erfüllen.

Wir haben schon oben hervorgehoben, daß Franz der Vertreter der milderen Beichtpraxis eines Ignatius und Philipp Neri gewesen. Er ließ sich von den Vorstellungen, welche Rigoristen ihm wohl machten, nicht beirren und sich in seinem Verkehr mit Katholiken und Protestanten durch das Geetz der Liebe bestimmen. Die Predigt der Liebe durch Wort und Beispiel tat gerade damals dem katholischen Klerus sowohl als dem calvinischen not. Wir erinnern hier nur an die Mitglieder der katholischen Liga. Manche unter den Laien hatten großes Vergernis an der Lieblosigkeit der Polemik genommen und von den Nachfolgern Christi größere Mäßigung verlangt. Der Bischof von Genf war einer der besten Polemiker seiner Zeit und zweifelsohne der beste französische Stilist: sein Beispiel und der großartige Erfolg, der seine liebevolle und milde Polemik krönte,

zeigte vielen, die sich von zu großem Eifer zu Übertreibungen hatten fortreissen lassen, daß man sich aller Verunglimpfung des Gegners enthalten müsse und demselben nicht mit gleicher Münze heimzahlen dürfe. Welch ein Abstand des liebenswürdigen Bischofs von Genf, der nur ungern andere tadelte und den Gegner gleichsam um Verzeihung bat, wenn er ihn scharf angriff, und dem herrischen Reformator Genfs. Letzterer war ein fixer, fertiger Mann, hatte seit seinem Abfall von der katholischen Kirche nichts mehr gelernt, denn er war überzeugt, daß seine Erklärung des Wortes Gottes die wahre sei, aber die von der seinigen abweichende Lehre falsch sei und verworfen werden müsse. Weil Calvin und die Calvinisten infolge ihrer Selbstgerechtigkeit, in ihrer Festigkeit und Grausamkeit den Beweis dafür sahen, daß sie alles für Gott taten, daß sie in ihrem ganzen Sein und Handeln im Dienste Gottes stünden, waren sie unfähig, auf die Anschauungen anderer einzugehen, eine von ihrem unfehlbaren Urteil verschiedene Ansicht gelten zu lassen.

Die Nächstenliebe artete bei dem heiligen Bischof und seinen Beichtkindern nie in Weichheit und Schwäche aus. Wenn wir das Können und Wissen eines Künstlers nach seinem Meisterwerke beurteilen, auf daß er die meiste Arbeit und Zeit verwendet hat, so müssen wir uns fragen, was er aus der Baronin de Chantal gemacht habe. P. Navaté soll uns die Frage beantworten: „Diese kräftige, treue Seele mit ihrem an guten Werken fruchtbaren Leben, ihrer unbezwinglichen Energie, die ihren Einfluß beständig ausdehnt und zu immer größeren Unternehmungen schreitet, legt bereites Zeugnis für die Vortrefflichkeit seiner Leitung ab. Er hat sie befähigt und sie zu ihren großen Eroberungen und ihrem unerschrockenen Apostolat angefeuert.“ cf III. 18. Der Heilige spricht wohl von der Ruhe in Gott, der unbedingten und gänzlichen Hingabe an Jesus Christus, dem ungestörten Frieden; aber nie von einer Unverlierbarkeit der Gnade, von der festen Überzeugung, daß alles, was man denke, fühle, tue, das Werk Gottes in uns sei; davon ist bei ihm nirgends die Rede. Der Vorwurf des Quietismus, der Sorglosigkeit kann Franz von Sales nicht treffen, der stets so großen Nachdruck auf den Willen legt, durch die fast beständige Abtötung des Willens im großen und kleinen die Seele fähig macht, große Opfer zu bringen. Die zahlreichen im dritten Bande mitgeteilten Briefe sprechen nur eine Sprache, die der Entzagung, der vollständigen Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, von dem starken Herzen, das liebt und mächtig will, von den Kreuzen, die süß sind, wenn man an ihnen stirbt. Franz ist kein Finsterling, der selbst die unschuldigsten Genüsse und Freuden verurteilt, der eine Dede und Einsamkeit um sich schafft; er hat einen offenen Blick für alles Schöne und Erhabene in der Natur, für alles Gute, das sich bei den Menschen, den guten wie den bösen, findet, er ruft nicht die Strafen des Himmels auf die Bösen herab, will sie vielmehr für Gott gewinnen.

Alle großen Heiligen haben auf die innere Abtötung und Selbstüberwindung, auf den Gehorsam und die Demut größeren Wert gelegt als auf Fasten und äußere Bußwerke; aber sehr viele ihrer Nachahmer vermochten den ganz richtigen Gedanken nicht festzuhalten und führten Strenghheiten ein, denen manche Fromme mit schwacher Gesundheit sich nicht unterziehen konnten. Der Heilige hatte bei der Gründung seines Ordens gerade diese Klasse der Kränklichen und Schwachen im Auge gehabt und seine Beichtkinder stets vor zu vielen Bußwerken gewarnt. Er war nichts weniger als ein Finsterling, der eine Unterdrückung der Natur, der natürlichen Neigungen, der edlen und angenehmen Sitten, der Heiterkeit und Freude an den Künsten, den Naturschönheiten seinen Beichtkindern zur Pflicht machte; sie galten ihm als Mittel zum Zweck und waren für ihn Wege, die zu Gott hinführten. Greifen wir aus den Briefen einige kurze Sätze als Proben heraus. Ueber den Tod seiner frommen Mutter schrieb er: „Ich hatte den Mut, ihr den letzten Segen zu erteilen, ihr die Augen und den Mund zu schließen, dann ward das Herz mir schwer und meine Tränen flössen.“ Die Stelle über den Tod Heinrichs IV. ist eines Bossuet nicht unwürdig: „Siehe, wie er stirbt infolge eines verächtlichen Stiches eines kleinen Messers, das ein junger, unbekannter Mensch mitten auf der Straße zückt. Das größte Glück des Verstorbenen war der Alt, durch den er sich zum Kind der Kirche, dem Vater Frankreichs, zum Lamm des großen Hirten, zum Hirten so vieler Völker machte. Dadurch, daß er sein Herz Gott zuwandte, gewann er sich alle Herzen. Dieses einzige ihm gewordene Glück läßt mich auf das süße Erbarmen Gottes und die Gnade einer wahren Berdnirschung hoffen.“ 4. 310. Wir sehen mit Spannung dem Erscheinen der folgenden Bände entgegen, welche viele bis jetzt noch ungedruckte Briefe bringen werden. Dem loyalen Sohn der Kirche bereitet es besondere Freude, so viele edle und uneigennützige Seelen in jenen so trüben Zeiten zu finden, von denen die landläufigen Geschichtsdarstellungen nichts wissen und dieselben in ihrem schlichten, einfachen Gewande zu sehen. Welch ein reicher Kreis von geistlichen Kindern hat sich schon zu seinen Lebzeiten geschart! Während die Werke Calvins höchstens noch von dem Forscher und den Rigoristen gelesen werden und den Einen knechtische Furcht, den Andern Vermessenheit und Dinkel einflossen, appellieren die Lehren und Grundsätze des Heiligen an den gefundenen Sinn und das gläubige christliche Herz. Man kann nur wünschen, daß unsere soliden klassischen Werke die vielfach leichte asketische Ware, die auf den Markt geworfen wird, wieder verdränge, daß unsere Leser aus dem Wollen schöpfen.

Die Aggregation religiöser Genossenschaften vom Dritten Orden des heiligen Franziskus

an einen der drei Zweige des ersten seraphischen Ordens.¹⁾

Von P. Franz Tischler O. M. Cap., Lektor der Theologie in Innsbruck.

III.

Dritter Artikel.

Die Benutzung des Kalendariums des ersten seraphischen Ordens in den Kirchen und Kapellen der aggregierten Tertiär-Genossenschaften.

I. Die Kalendarien der drei Zweige des ersten seraphischen Ordens.

Wir haben bisher die Aggregation und die daran geknüpfte Abläfsgemeinschaft oder die Teilnahme der an eine Familie des ersten seraphischen Ordens aggregierten Tertiär-Genossenschaften an den Alblässen der betreffenden Familie des ersten und zweiten seraphischen Ordens behandelt. Der Apostolische Stuhl hat aber in jüngster Zeit den klösterlichen Tertiär-Genossenschaften noch eine weitere Begünstigung gewährt, die sich auf den Gebrauch des Kalendariums jenes Ordens, dem sie rechtmäßig aggregiert sind, in ihren Kirchen und Kapellen bezieht. Auf die kanonische Jurisdiktion der Diözesanbischöfe über die in Frage stehenden Kongregationen hat auch dieses Privileg nicht den geringsten Einfluß; dieselbe bleibt nach wie vor in vollem Umfang aufrecht erhalten. Wir behandeln nun diesen Gegenstand wiederum mit Rücksicht auf die mannigfaltigen klösterlichen Tertiär-Institute des heiligen Franziskus von Assisi, die an eine der drei großen selbstständigen Familien des ersten seraphischen Ordens aggregiert sind.

Kalendarium oder Direktorium ist die übliche Bezeichnung für den von der zuständigen kirchlichen Behörde jährlich ausgegebenen Kirchenkalender, der die Ordnung und Reihenfolge der Feste vorzeichnet und für jeden einzelnen Tag das kanonische Offizium und die entsprechende Messe samt dem dabei einzuhaltenden Rang und der Art und Weise der liturgischen Feier angibt. Da sich die beweglichen Feste jährlich verschieben, so muß für jedes Jahr das Direktorium eigens festgestellt werden. Es gibt nun ein Kalendarium für die ganze heilige Kirche, „römisches Kalendarium“ genannt, das den gemeinschaftlichen Grundstock für alle römisch-katholischen Kirchen bildet. Auf diesem grundlegenden Kalendarium bauen sich nämlich die besondern Kalendarien der einzelnen Diözesen, Orden und Ordensprovinzen auf, in denen eben außer den Festen und Offizien, die in der ganzen römisch-katholischen Kirche gefeiert werden, auch noch jene besonderen Gedächtnistage geordnet und festgesetzt sind, die den betreffenden Diözesen, Orden und Ordensprovinzen zugewiesen sind. Die drei großen selbst-

¹⁾ Nachdruck dem Verfasser vorbehalten.

ständigen Zweige des ersten seraphischen Ordens, also die Minderbrüder, Konventualen und Kapuziner, haben demzufolge auch je ein eigenes Kalendarium, in dem die allgemeinen Feste oder Festoffizien der ganzen heiligen Kirche, sodann die Festoffizien für den ganzen seraphischen Orden, endlich die besonderen Festoffizien des betreffenden Zweiges mit dem ihm zugehörigen zweiten und dritten Orden zusammengestellt sind, wie sie von den zutreffenden Ordensfamilien im Brevier und in der heiligen Messe zu feiern sind. So gibt es also drei eigene seraphische Ordensbreviere und Ordensmissale, die offiziell Breviarium und Missale Romano-Seraphicum Ord. F. Minorum, dann Capuccinorum und Conventualium bezeichnet werden. Alle drei seraphischen Ordensbreviere und Ordensmissale unterscheiden sich vom römischen Brevier und Messbuch nicht durch den Ritus, denn alle Orden des heiligen Franziskus sind durch die Regel verpflichtet, den Ritus der römischen Kirche einzuhalten. Jedoch die Rangordnung einzelner Offizien und Feste ist eine andere. Sodann feiern die einzelnen Zweige des seraphischen Ordens viele Feste von Ordensheiligen und Seligen. Endlich hat der Apostolische Stuhl im Laufe der Zeit für das Brevier noch einzelne besondere Vorschriften gegeben sowie auch für die Messfeier gewisse Indulte gewährt.

Nach dem Zweck unserer Abhandlung brauchen wir hier bloß den Gebrauch der Kalendarien des seraphischen Ordens für die Feier der heiligen Messe in den Kirchen und Kapellen der einem der drei Zweige des ersten seraphischen Ordens aggregierten Tertiär-Genossenschaften zu behandeln. Diese religiösen Kongregationen sind ja zum kanonischen Breviergebet nicht verpflichtet, sondern heten dafür das kleine Offizium der seligsten Jungfrau Maria oder eine bestimmte Zahl von Vaterunser oder andere bestimmte Gebete.

Von den drei selbständigen Zweigen des ersten seraphischen Ordens haben bis zur Stunde bloß die Minderbrüder und Kapuziner vom Apostolischen Stuhl das Indult erwirkt, daß die ihnen aggregierten Tertiär-Genossenschaften vom Dritten Orden des heiligen Franziskus das Kalendarium der Minderbrüder, bezw. der Kapuziner benutzen dürfen. Hierüber folgen nun die nötigen Belehrungen.

II. Die Reskripte der heiligen Ritenkongregation betreffend Benutzung des Kalendariums der Minderbrüder, bezw. des Kapuziner-Ordens.

Es sind zwei solche Reskripte erflossen. Das eine, vom 15. April 1904 datiert, betrifft die den Minderbrüdern aggregierten Tertiär-Genossenschaften beiderlei Geschlechtes und gewährt ihnen das Indult, daß sie für ihre Kirchen und Kapellen das Kalendarium und Missale der Minderbrüder einführen und benutzen lassen können. Die näheren Bestimmungen dieses Reskriptes geben wir, um Wiederholungen zu vermeiden, weiter unten an. Das zweite Reskript vom 26. Jänner 1906 betrifft die Benutzung des Kalendariums und Missale der

Kapuziner. An der Hand dieses Reskriptes können alle einschlägigen Punkte bezüglich der Benutzung des Kalendariums, sei es der Minderbrüder oder Kapuziner, fachlich und allheitig dargelegt werden. Es folgt daher das Reskript in getreuer Ueberzeugung:

Heiligster Vater! Der Generalprokurator des Kapuziner-Ordens, friend vor den Füßen Eurer Heiligkeit, bittet im Namen des Generalministers desselben Ordens demütig um die Gnade: daß nach der Norm eines ähnlichen Privilegs, das Papst Pius VI. (Bulle Religiosos Ordines vom 6. September 1785) dem Orden der Minderbrüder verlieh, und nach den Erklärungen der heiligen Ritenkongregation vom 8. August 1835 und vom 15. April 1904 nicht bloß die Nonnen der Kapuzinerinnen des zweiten und dritten regulären Ordens, die schon auf Grund des Privilegs der heiligen Ritenkongregation vom 24. Jänner 1688 diese Gnade erhalten haben, sondern auch alle Tertiaren beiderlei Geschlechtes, die in Gemeinschaft leben und die einfachen Gelübde ablegen, und die zudem einem Institut angehören, das in seinem Ursprung oder seiner Entwicklung irgend eine Verbindung zum Kapuziner-Orden hat, oder die nach Maßgabe des Dekretes der heiligen Ablaufkongregation vom 28. August 1903 und des Reskriptes der heiligen Kongregation für den Stand der Bischöfe und Ordensleute vom 18. November 1905 demselben (Kapuziner-Orden) aggregiert worden sind oder in Zukunft aggregiert werden, auch wenn sie nicht das göttliche Offizium täglich rezitieren, sondern nur das kleine Offizium der seligsten Jungfrau oder andere Gebete beten, in ihren Kirchen und Oratorien das Kalendarium, Messbuch und Martyrologium des Kapuziner-Ordens, wie sie vom Papst Leo XIII. unterm 4. Dezember 1894 approbiert worden sind, gebrauchen dürfen; doch also, daß jene Priester, die entweder einer einfachen oder einer Pfarrkirche kanonisch zugeteilt sind, an den Festen des Hauptpatrons, des Titulars und der Kirchweihe, und zwar sowohl ihrer eigenen, wie auch der Kathedralkirche, desgleichen an den Tagen, an denen sie die Messe für das Volk applizieren müssen, gehalten seien, sich beim Offizium und bei der Messe nach dem Diözesan-Kalendarium zu richten wie die Mitglieder des ersten Ordens, und daß sie später, falls nach dem Ordens-Kalendarium irgend ein Offizium wiederkehrt, das sie nach dem Diözesan-Kalendarium bereits rezitiert haben, die Verlegung und Translation der verhinderten Offizien anordnen, wie es im ersten Orden geschieht.

Und Gott se.

Zu Handen des Kapuziner-Ordens.

Die heilige Ritenkongregation hat kraft der besondern von Unserm Heiligen Vater Pius X. verliehenen Vollmachten unter Berücksichtigung der vorgelegten Angelegenheit die erbetene Gnade gütig gewährt, jedoch sind davon jene Tertiaren sowohl des weltlichen als regulären Ordens ausgenommen, die für die Persolvierung der kano-

nischen Tagzeiten und die Feier der heiligen Messe bereits das Kalendarium der Minderbrüder oder der Konventionalen angenommen haben.

Diesen Entscheidungen soll nichts Gegenteiliges entgegenstehen.

Rom, den 26. Jänner 1906.

D. Panici, Erzbisch. v. Laodiz.

A. Kard. Triepel

Sekretär.

Propräfekt.

A. Zur Orientierung dürfte es erwünscht sein, die in der Eingabe zitierten apostolischen Verleihungen und Erklärungen kurz und bündig anzuführen:

a) Papst Pius VI. hat durch die Bulle „Religiosos Ordines“ vom 6. September 1785 (Bull. Rom., ed Segreti, t. VII., 1843, pag. 427 et sqq.) die Annahme und uneingeschränkte Benutzung der liturgischen Bücher der Minderbrüder für das Brevier und die heilige Messe bewilligt: 1^o Den Nonnen der heiligen Klara und des dritten Ordens des heiligen Franziskus, desgleichen der Konzeptionistinnen, der Klosteranerinnen, der Annunziatinnen sowie anderer (Frauen-) Orden, die, wenngleich zum Chorgebet verpflichtet, durch kein Gebot des Heiligen Stuhles zu einem besondern Brevier verhalten wurden, falls nur diese klösterlichen Genossenschaften in ihrem Ursprung oder in ihrer weiten Entfaltung irgend eine Verbindung oder Beziehung zum Orden der Minderbrüder haben. 2^o Den Mitgliedern des Dritten Ordens für die Weltleute aus dem geistlichen Stand, falls sie zum Chorgebet keiner Kirche zugewiesen sind. Diese Bewilligungen werden dadurch nicht beeinträchtigt, daß die fraglichen klösterlichen Genossenschaften und die Tertiaren aus dem Weltklerus nicht der Ordensleitung des Generalministers der Minderbrüder unterstehen. Die Bulle bestimmt dann, 3^o daß die oben genannten und alle anderen Personen, die kraft dieser Bewilligung den Gebrauch der (liturgischen) Bücher schon gewählt haben oder erwählen werden, sich diesen Büchern in Bezug auf das Kalendarium, die Rubriken und alle andern Teile konformieren müssen. Endlich 4^o gibt der Papst in der gleichen Bulle allen Nonnen und jeglichen Personen, die nach seiner und des Apostolischen Stuhles Vorschrift oder Erlaubnis die liturgischen Bücher des Ordens der Minderbrüder gebrauchen oder später gebrauchen werden, die weitere Befugnis, daß sie sich an das Kalendarium der betreffenden Provinz oder Kustodie, das sie benutzen oder benutzen werden, in allen Stücken halten können, und zwar auch bezüglich jener Offizien oder beliebigen Teile, die den Minderbrüdern der fraglichen Provinz oder Kustodie bewilligt worden sind oder in Zukunft noch bewilligt werden.

b) Im Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 15. April 1904 (Acta S. Sed. XXXVI, 691) an den Generalminister der Minderbrüder wurde authentisch erklärt, daß auch jene Tertiaren beiderlei Geschlechtes, die in Gemeinschaft nach der Regel des Dritten Ordens des heiligen Franziskus leben und die einfachen Gelübde ablegen, also die Mitglieder der vielverzweigten neuern klösterlichen

Tertiär-Genossenschaften, obwohl sie nicht das ganze göttliche Offizium nach den kirchlichen Vorschriften täglich verrichten, sondern nur das kleine Offizium der seligsten Jungfrau oder andere Gebete, z. B. die vorgeschriebene Zahl von „Vater unser“ verrichten, das von Papst Pius VI. (oben unter a) erwähnte Indult für ihre Kirchen und Kapellen gebrauchen und demnach das Römisch-Seraphische Kalendarium und Missale des Ordens der Minderbrüder vollends einführen und benutzen dürfen. Darnach ist die Einführung des Ordenskalendariums und Missale für die Kirchen und Kapellen der klösterlichen Tertiarinstitute zwar keine Pflicht, sondern nur ein Indult, eine Befugnis. Nachdem jedoch solche Genossenschaften das Römisch-Seraphische Kalendarium erwählt und in ihre Kirchen und Kapellen eingeführt haben, sind auch alle Mitglieder und überhaupt alle Priester, die in den Kirchen und Kapellen solcher klösterlichen Tertiär-Genossenschaften zelebrieren, nach der erwähnten Bulle Pius' VI. gehalten, sich dem Ordenskalendarium und Missale in Bezug auf die Rubriken und alle andern Teile zu konformieren.

c) Das Dekret der heiligen Ritenkongregation vom 24. Jänner 1688 erklärt, „daß die Nonnen der Kapuzinerinnen zu Barzelona in Spanien das Kalendarium des Kapuziner-Ordens gebrauchen dürfen“. Dieses Privileg ist allgemeiner Natur und gilt für alle Kapuzinerinnen des zweiten und dritten Ordens.

d) Im Dekret der heiligen Ritenkongregation vom 8. August 1835 wird erklärt, „daß die Nonnen der Kapuzinerinnen, die das Kalendarium des Kapuziner-Ordens gebrauchen, gemäß früherer Dekrete außer den Offizien des Hauptpatrons des Ortes, des Titulars (oder Patrons der eigenen Kirche oder Klosterkapelle) und der Kirchweihe der Kathedralkirche zu keinem andern Diözesan-Offizium verhalten sind, als zu solchen, die auch für den Regularklerus gewährt worden sind, und daß sie demnach bezüglich anderer Offizien das Ordens-Kalendarium, das sie gebrauchen, nicht aufgeben müssen“.

B. Dies vorausgeschickt bringen wir nun die erklärende Anwendung der beiden Reskripte der heiligen Ritenkongregation, nämlich vom 15. April 1904 bezüglich der Benutzung des Kalendariums der Minderbrüder, und vom 26. Jänner 1906 bezüglich der Benutzung des Kalendariums des Kapuziner-Ordens für die Feier der heiligen Messe in den Kirchen und Kapellen der den genannten Ordenszweigen aggregierten Tertiär-Genossenschaften. Wir beantworten hiebei folgende Fragen:

1. Auf wen erstreckt sich das Indult, das Kalendarium und Missale der Minderbrüder, bezw. der Kapuziner gebrauchen zu können? Es erstreckt sich (unter anderm auch) auf religiöse Genossenschaften oder Institute, deren Mitglieder die einfachen Gelübde ablegen und in Gemeinschaft leben, wenn folgende zwei Bedingungen zutreffen. Sie müssen nämlich erstens in ihrem Ursprung oder in ihrer Entwicklung irgend eine Verbindung

zum Orden der Minderbrüder, bezw. der Kapuziner haben (Instituti connexionem aliquam seu coniunctionem in sua origine aut progressu cum Ordine F. Minorum-Capuccinorum-habentis). Im Laufe der Zeit sind in den verschiedenen Ländern und Diözesen mannigfaltige derartige meist lokale Genossenschaften oder Institute, gewöhnlich mit bischöflicher Approbation, gegründet worden, die in ihrem Ursprung, ihrer Einrichtung und Weiterentwicklung einen wirklichen Zusammenhang oder irgend eine Verbindung mit der Ordensfamilie der Minderbrüder haben. Diese Institute können nun im Falle der Aggregation an den Orden der Minderbrüder nach dem Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 15. April 1904 für ihre Kirchen und Kapellen das Kalendarium und Missale der Minderbrüder einführen und gebrauchen lassen. Desgleichen sind namentlich in neuerer Zeit gar manche Institute ins Leben gerufen worden, die in ihrem Ursprung oder ihrer Entfaltung mit dem Kapuziner-Orden in Zusammenhang stehen. Dahn wären beispielshalber zu rechnen die ehrwürdigen Kreuzschwestern, die von einem Kapuziner (P. Theodosius Florentini, † 15. Februar 1865) gegründet worden sind, und deren Satzungen sich vielfach an die Konstitutionen der Kapuziner anschließen; ferner die Bahin, d. h. die Tertiarschwestern in der der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz übergebenen indischen Mission von Bettiah, die von Kapuzinern eingeführt wurden, zeitweilige Gelübde ablegen und im Dienste der Krankenpflege und der Erziehung der weiblichen Jugend tätig sind; ebenso die Missionschwestern in dem den bayerischen Kapuzinern übergebenen Missionsgebiet von Araukanien in Chile, die in Altötting zum Missionsberuf herangezogen werden. Solche mit dem Kapuziner-Orden in Zusammenhang stehende Institute oder Genossenschaften können im Falle der Aggregation an den Kapuziner-Orden nun gleichfalls kraft des Rescriptes der heiligen Ritenkongregation vom 26. Jänner 1906 für ihre Kirchen und Kapellen das Kalendarium und Missale der Kapuziner einführen und gebrauchen lassen. Für alle derartige Institute ist aber, wie bereits angedeutet wurde, zweitens erforderlich, daß sie auf Grund des allgemeinen Dekretes der heiligen Abläfkongregation vom 28. August 1903 an die zuständige Familie des ersten Ordens rechtmäßig aggregiert worden sind (oder in Zukunft aggregiert werden), also entweder nach dem Reskript der heiligen Abläfkongregation vom 22. März 1905 dem Orden der Minderbrüder oder nach dem Reskript der heiligen Kongregation für die Bischöfe und Regularen vom 18. November 1905 dem Kapuziner-Orden. Ueber das Wesen und die Bedingungen einer solchen Aggregation haben wir im ersten Artikel Aufschluß gegeben. Wenn gleich nun derartigen Institute und Genossenschaften bloß das kleine Offizium der seligsten Jungfrau oder andere Gebete statt der kirchlichen Tagzeiten verrichten, so gilt doch obiges Indult für ihre Kirchen und Oratorien; sie können demgemäß das Kalendarium und Missale der Minderbrüder, bezw. der Kapuziner einführen und gebrauchen lassen.

2. Was ist bei der Einführung des zutreffenden Kalendariums und Missale zu beobachten? Diesbezüglich ist zunächst zu bemerken, daß die Einführung des betreffenden seraphischen Kalendariums und Missale für die Kirchen und Kapellen der genannten Institute und Genossenschaften nicht geboten, also keine Pflicht ist; es ist hiezu nur die Befugnis oder Erlaubnis erteilt. Sobald aber die Einführung rechtmäßig geschehen ist, müssen sich alle Priester, die in den Kirchen und Kapellen solcher Kongregationen und Tertiarinstitute zelebrieren, dem eingeführten Kalendarium und Missale bezüglich der Rubriken und aller andern Teile konformieren. In der Bulle Pius VI. „Religiosos Ordines“ vom 6. September 1785 ist diese Vorschrift, die noch heute gilt, also ausgesprochen: „.... recensitae aliaeque omnes personae hanc facultatem habentes vel habiturae, quae usum illorum librorum iam elegerant seu eligent, ad eosdem libros quoad Calendarium, Rubricas, ceterasque omnes et singulas eorum partes se debent conformare.“ Sodann besteht die Anordnung, daß jene Genossenschaften und Institute, die bereits ein Kalendarium samt Missale eines der drei Ordenszweige des ersten seraphischen Ordens eingeführt haben, nach getroffener Wahl nicht mehr davon abgehen und das Kalendarium und Missale eines andern Zweiges des ersten seraphischen Ordens einführen können. Darum können jene Institute und Genossenschaften, die das Kalendarium und Missale der Minderbrüder erwählt und eingeführt haben, nicht mehr das Kalendarium der Kapuziner oder Konventionalen einführen. Und umgekehrt, jene Tertiari-Genossenschaften, die das Kalendarium und Missale der Kapuziner erwählt und eingeführt haben, müssen bei der getroffenen Wahl verbleiben und können nicht mehr das Kalendarium und Missale der Minderbrüder oder Konventionalen einführen. (Und diese Bestimmung gilt auch für die Tertiaren aus dem geistlichen Stand, die dem Dritten Orden des heiligen Franziskus für die Weltleute angehören.)

3. Auf welche Kapellen der genannten Institute und Tertiari-Genossenschaften bezieht sich das Indult, das betreffende Kalendarium und Missale des ersten seraphischen Ordens gebrauchen zu können? Das Reskript vom 26. Jänner 1906 sagt einfach: „in ihren Kirchen und Oratorien“. Dabei ist aber zu bemerken, daß zu den Kapellen der betreffenden Institute und Genossenschaften nicht nur die öffentlichen Oratorien, zu denen alle Gläubigen Zutritt haben, zu rechnen sind, sondern auch die Haupt-Hauskapelle im Innern des Klosters, Spitäles, Krankenhauses, Pensionates etc. Die Haupt-Hauskapelle ist nach der Erklärung der heiligen Ritenkongregation vom 22. Mai 1896 (D. A. SRC. n. 3910) in Bezug auf das zu befolgende Kalendarium gleichsam als öffentliche anzusehen; und es findet auf sie das Dekret derselben heiligen Kongregation vom 9. Juli 1895 (D. A. SRC. n. 3862) Anwendung, wo es heißt: „Alle Welt- und Ordenspriester, die sich in

eine Kirche oder öffentliches Oratorium begeben, müssen sich daselbst bei der Zelebration, die Messformulare sowohl der Heiligen und Seligen, als auch die eigenen der Ordensleute betreffend, dem Directorium eben dieser Kirche oder Oratoriums konformieren, mögen dann jene Messen im Römischen oder Ordens-Missale enthalten sein."

4. Wie ist bei der Benutzung des Indultes das Directorium des betreffenden Zweiges des ersten Ordens zu gebrauchen? In der Bulle Pius VI. vom 6. September 1785 wird allen Personen, die nach der Vorschrift des Apostolischen Stuhles die liturgischen Bücher der Minderbrüder benutzen, die Befugnis erteilt, ut Calendarium respectivae provinciae seu custodiae, quod adhibent seu adhibebunt, per omnia, etiam quoad Officia et quasi libet Officiorum partes, quae Fratribus ipsius provinciae seu custodiae concessa vel concessae fuerunt vel in posterum concedentur, sequi libere ac lice possint et valeant. Desgleichen können nach dem oben mitgeteilten Reskript vom 26. Jänner 1906 jene Institute und Tertiär-Genossenschaften, die für ihre Kirchen und Kapellen das Kapuziner-Kalendarium und Missale einführen, von der Befugnis, die Papst Pius VI. in der Bulle vom 6. September 1785 gegeben hat, derart Gebrauch machen, daß sie das Directorium jener Ordensprovinz oder Custodie, das sie benutzen, in allen Teilen befolgen können. Dies gilt auch bezüglich der besondern Offizien oder des besondern Ranges gewisser Offizien. Wenn darum z. B. eine Klösterliche Genossenschaft das Directorium der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz gebraucht, dann kann sie auch das Fest der Erscheinung der Unbefleckten Jungfrau von Lourdes mitfeiern; desgleichen kann sie das Fronleichnamsfest und seine Oktav ganz nach Art einer privilegierten Oktav wie das Epiphaniefest mit Oktav mitfeiern, so daß die ganze Oktav hindurch Offizium und Messe vom Fronleichnamsfest zu nehmen ist, wenn nicht ein festum duplex I classis einfällt. Ein anderes Beispiel: wenn eine religiöse Genossenschaft das Kalendarium und Missale der Minderbrüder von der sächsischen Ordensprovinz vom heiligen Kreuz eingeführt hat, dann darf sie auch das Fest der Auffindung des heiligen Kreuzes, das eben das Titularfest dieser Provinz ist, als festum I classis mit Oktav mitfeiern.

5. Welche besondere Feste oder Offizien sind bei der Benutzung des Indultes in das seraphische Ordensdirectorium einzufügen? Nach der Bulle Pius VI. vom 6. September 1785 und nach dem Reskript vom 26. Jänner 1906 sowie nach den allgemeinen kirchlichen Vorschriften (D. A. SRC. 9. Iul. 1895, n. 3863) müssen folgende Feste in das Directorium eingereiht werden:

a) Das Fest des Patrons oder Titulars der eigenen Kirche oder Klosterkapelle, mag diese dann konsekriert oder bloß in feierlicher Weise benediziert sein. Das Patronatumfest muß in der fraglichen Kirche oder Kapelle als festum duplex I classis mit Oktav gefeiert werden.

b) Das Fest des besondern Patrons der Diözese oder des Landes. Es ist als festum duplex I classis, aber ohne Oktav, zu feiern.

c) Das Fest des Patrons oder Titulars der Kathedralkirche, und zwar als festum duplex I classis, aber ohne Oktav.

d) Das Fest der Kirchweihe der Kathedralkirche, jedoch nur von jenen klösterlichen Genossenschaften, die sich in der gleichen Bischofsstadt befinden. Es wird als festum II classis und ohne Oktav gefeiert.

e) Die Feste, die in der Diözese oder am Orte als gebotene Feiertage gefeiert werden; in den Klosterkirchen sind sie jedoch ohne Oktav zu feiern (D. A. SRC. 26 Mart. 1859, n. 3085; 28 Apr. 1866, n. 3147 ad 4; 10 Jul. 1896, n. 3925, dub. III, 4).

f) Das Fest der Kirchweihe der eigenen Kirche oder Klosterkapelle. Es ist zu feiern als festum duplex I classis mit Oktav. Für den Fall, daß eine Diözese oder Genossenschaft das Indult hat, die jährliche Kirchweihe aller Kirchen an einem und demselben Tage zu feiern, müssen alle, denen das Indult gilt, dieses Fest einmal am gleichen Tage feiern, mag dann die eigene Kirche konsekriert oder bloß benediziert sein. Das Kirchweihfest der eigenen Kirche entfällt für diesen Fall.

g) Die Offizien jener Feste, die vom Apostolischen Stuhl über Eruchen des Landesfürsten gewährt und von den Regularen angenommen worden sind (D. A. SRC. 20 Mart. 1683, n. 1708 ad 2; 28 Apr. 1866, n. 3147 ad 1—3; 18 Sept. 1877, n. 3436 ad 4).

Das Fest des Patrons oder Titulars der Pfarrkirche dürfen die Regularen in ihr Kalendarium nicht aufnehmen (D. A. SRC. 14 Febr. 1705, n. 2148 ad 3; 12 Sept. 1840 n. 2822 ad 2). Nur wenn es als gebotener Feiertag gefeiert würde, müßte es nach Nr. e aufgenommen werden.

Jene Ordensprovinzen, sowohl der Minderbrüder als auch der Kapuziner, deren Kalendarium manche der obgenannten Institute und Tertiargenossenschaften gebrauchen, würden gut daran tun, wenn sie bei der jährlichen Einsendung des Direktoriums die richtige Einreichung der aufgezählten pflichtmäßigen Offizien und die damit zusammenhängende Verlegung oder Translation anderer Feste vornehmen und vormerken. Am füglichsten kann dies wohl durch den Rubrizisten der betreffenden Ordensprovinz geschehen.

Was den Ordenszweig der Konventualen betrifft, so hat derselbe die besprochene Vollmacht, betreffend die Benutzung des Kalendariums in den Kirchen und Oratorien der ihm aggregierten klösterlichen Tertiargenossenschaften, bis zur Stunde vom Apostolischen Stuhle noch nicht erwirkt. Darum müssen in den Fällen, wo die Schwestern der genannten Institute mit einfachen Gelübden nicht das kanonische Breviergebet, sondern nur das kleine Offizium der seligsten Jungfrau verrichten, alle Welt- und Ordenspriester, die in

den Kirchen und Kapellen derselben zelebrieren, sich an das Diözesan-direktorium halten (D. A. SRC. 17 Jul. 1896, n. 3927 ad 1).

Die apostolischen Indulte betreffend die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis Mariä.

Alle drei Orden des heiligen Vaters Franziskus haben die hochgebeneide Gottesmutter Maria unter dem gnadenreichen Geheimnis ihrer Unbefleckten Empfängnis als ihre Schutzpatronin erwählt. Auch waren gerade die geistlichen Söhne des seraphischen Heiligen vom Anfang an die eigentlichen Kämpfer für die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis Mariä, jenes lieblichsten Geheimnisses, das uns der heilige Glaube von Maria offenbart. Die hohen Verdienste, die sich der Orden des heiligen Franziskus um die Vertheidigung dieser Lehre gesammelt hat, sind auch von höchster kirchlicher Seite wohl anerkannt und gewürdigt worden. So schreibt Kardinal Merry del Val, Staatssekretär Sr. Heiligkeit Papst Pius X. zur fünfzigsten Jahresfeier der Verkündigung dieses Dogmas unterm 4. Juli 1904 an den Generalminister der Minderbrüder: „Die geschichtlichen Tatsachen auseinandersezzen, die Papst Pius IX. bewogen haben, dieses so liebliche Dogma zu gelegener Zeit zu verkünden, heißt nichts anderes als die Ehre und den Ruhm des seraphischen Ordens hervorheben.“ Der Apostolische Stuhl selber hat zur bleibenden Anerkennung dieser Verdienste dem seraphischen Orden bestimmte Indulte bezüglich der Feier der Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis Mariä in ihren Ordenskirchen verliehen. Die Indulte lauten für die einzelnen Hauptzweige des seraphischen Ordens, was Inhalt und Umfang des Vorrechtes betrifft, nicht ganz gleich. Wir müssen deshalb die drei großen Familien des ersten seraphischen Ordens mit den betreffenden zweiten und dritten regulären Orden und den ihnen aggregierten klösterlichen Genossenschaften im besondern behandeln.

I. Der Ordenszweig der Konventionalen hat durch die Verleihung Papst Pius IX. vom 5. Dezember 1872 das Privileg erhalten, daß in ihren Ordenskirchen eine einzige Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis Mariä an den einzelnen Samstagen des Jahres gefeiert werden darf, „exceptis diebus Festis et Octavis ipsius Deiparae. Duplicibus I et II classis, Feriis, Vigiliis, Octavisque privilegiatis, ac servatis Rubricis“ (Caeremonialis ad usum Ord. Min. Conventionalium, Romae 1904, c. XXVII, n. 16). Die Kirchen und Oratorien der dem Ordenszweig der Konventionalen aggregierten klösterlichen Tertiarkongregationen besitzen jedoch dieses Privileg vorderhand noch nicht.

II. Die Ordensfamilie der Minderbrüder hat durch Breve Pius' IX. vom 5. April 1856 in perpetuum das Indult erhalten, daß alle Patres des Ordens in ihren Ordenskirchen an allen Samstagen des Jahres, ausgenommen jene, an denen ein festum I vel

II classis vel officium privilegiatum gefeiert wird, die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis lesen dürfen. Durch Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 20. Juli 1882 hat Papst Leo XIII. dieses Indult auf die Kirchen und Oratorien des zweiten Ordens der Klarissen ausgedehnt. Sodann hat Papst Pius X. mit Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 9. Dezember 1903 huldvollst die Bitte bewilligt, daß das genannte Privileg „auch auf die Kirchen der Nonnen vom dritten Orden und jener regulierten Familien (mit einfachen Gelübden), die das Römisch-Seraphische Kalendarium (der Minderbrüder) gebrauchen, ausgedehnt werde, so daß jeder Priester, der in ihren Kirchen oder Oratorien zelebriert, an den Samstagen die erwähnte Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis der seligsten Jungfrau feiern darf.“ Endlich hat Papst Pius X. mit Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 20. Jänner 1905 die Bitte gewährt, daß sowohl in den Ordenskirchen der Minderbrüder als auch in den Kirchen und Kapellen aller regulären und religiösen Genossenschaften, die das Kalendarium der Minderbrüder rechtmäßig akzeptiert haben und gebrauchen, am Tage der Vigil vor dem Feste der Unbefleckten Empfängnis Mariä und täglich während der Oktav dieses Festes alle Messen (mit Ausnahme der Konventmesse) von der Unbefleckten Empfängnis gefeiert werden dürfen, exceptis dupliceibus I et II classis, ac Dominicis privilegiatis, in quibus unica Missa solemnis de Immaculata B. M. V. Conceptione decantetur, Missa Conventionali Officio diei respondente numquam omissa, servatis Rubricis. Dieses Privileg enthält, wie wir sehen werden, eine bedeutende Ausdehnung.

III. Die Ordensfamilie der Kapuziner betreffend, hat Papst Pius IX. sel. Audienzens mit Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 14. Juni 1866 allen Priestern dieses Ordens für alle Zeiten das Indult gewährt, in ihren Klosterkirchen an allen Samstagen, ausgenommen jene, an denen ein Fest erster oder zweiter Klasse gefeiert wird, oder die in eine privilegierte Oktav oder auf einen privilegierten Vigilstag fallen, die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis lesen zu dürfen. Sodann hat Papst Pius X. mit Reskript der heiligen Ritenkongregation vom 14. März 1906 dieses Indult auch „ad Ecclesias et Oratoria Monialium Capuccinarum II et III Ordinis et Religiosarum Congregationum, quae in Horis Canoniceis persolvendis Kalendario memorati Ordinis utuntur, ausgedehnt. Weil über den Sinn und die Ausdehnung der spationiert gedruckten Worte dieses Indultes Zweifel erhoben werden können, hat der Verfasser dieses Artikels die Angelegenheit in einem ehrfurchtsvollen Schreiben der heiligen Ritenkongregation vorgelegt und um die Lösung nachge sucht: „Quaeritur, an terminis in Horis canoniceis persolvendis comprehendantur omnes etiam Religiosae Congregationes, quae quidem legitime Kalendario Minorum Capuc-

einorum utuntur quoad Missam etc., loco autem horarum Canoniarum Officium parvum B. M. V. tantum recitent?“ Die heilige Ritenkongregation hat dann nach Einvernehmen des Generalprokurator des Kapuziner-Ordens und nach Einholung des Urteils der liturgischen Kommission auf die gestellte Anfrage geantwortet: „Affirmative, iuxta decretum Ordinis Fratrum Minorum 15 Aprilis 1904, ad I.“ Den Inhalt des hier zitierten Defretes haben wir oben unter A, b) angeführt. Demnach erfreuen sich jene Kongregationen von Tertiarschwestern, die in ihrem Ursprung oder ihrer Entwicklung in irgend einer Verbindung mit dem Kapuziner-Orden stehen oder ihm aggregiert sind, von der Zeit an, wo sie das Kapuziner-Kalendarium rechtmäßig einführen, des Privilegs, daß in ihren Kirchen und Oratorien an den Samstagen die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis Mariä gefeiert werden darf, dies auch dann, wenn die Schwestern statt des kanonischen Breviers nur die kleinen Tagzeiten der seligsten Jungfrau beten.

Beim Gebrauch der unter II. und III. angegebenen Indulte müssen die einschlägigen Vorschriften der heiligen Ritenkongregation eingehalten werden. Es sind hauptsächlich folgende:

a) Die Indulte sowohl der Minderbrüder als der Kapuziner sind für die Kirchen und Oratorien der betreffenden Genossenschaften gegeben, d. h. alle Welt- und Ordenspriester, auch jene, die nicht dem ersten oder dritten Orden des heiligen Franziskus angehören, dürfen, falls sie in den Kirchen oder Oratorien der zutreffenden Genossenschaften zelebrieren, an den Samstagen die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis Mariä lesen. (Nur sei bemerkt, daß bei den eigentlichen Nonnen [Moniales], die das göttliche Offizium nach den kanonischen Vorschriften verrichten, täglich die Konventmesse nach dem Tagesoffizium zu feiern ist. [D. A. SRC. 23 Maii 1846, n. 2914 ad 2.] Für die übrigen Messen aber kann das Indult benutzt werden.)

b) In den apostolischen Verleihungen sind ausdrücklich ausgenommen: 1^o die Samstage, auf die ein festum duplex I vel II classis fällt (oder auch nur verlegt wird); 2^o die Samstage innerhalb der fünf privilegierten Oktaven, nämlich von Weihnachten, Epiphanie, Ostern, Pfingsten und Fronleichnam; 3^o endlich die privilegierten Vigiltage. Dies trifft also für die Vigilie von Weihnachten, falls sie auf einen Samstag fällt, für die Vigilie von Pfingsten und selbstverständlich für den Karlsamstag.

c) Die genannte Votivmesse ist die Messe, wie sie am 8. Dezember am Feste Unbefleckte Empfängnis Mariä gelesen wird, nämlich: Gaudens gaudebo. Dabei ist die weiße Farbe zu gebrauchen und ratione Sabbati stets das Gloria zu beten, aber kein Credo (D. A. SRC. 26 Ian. 1793, n. 2542 ad 1).

d) An jenen Samstagen, an denen was immer für ein Fest der seligsten Jungfrau einfällt, muß die Messe von diesem Feste, und zwar als Fest- und nicht als Votivmesse genommen werden;

es darf daher an einem Marienfeste die Votivmesse Gaudens nicht gelesen werden. Desgleichen muß, wenn ein Muttergottesfest mit Oktav gefeiert wird, am einfallenden Samstag dieser Oktav die Messe vom Marienfest gewählt werden, falls das Offizium von der Oktav gehalten wird. Wird aber an einem solchen Samstag ein anderes Offizium gebetet, so darf nicht die Votivmesse Gaudens, sondern es muß die Messe von der Oktav des betreffenden Marienfestes genommen werden, jedoch nach Art einer Privat-Votivmesse (Ibid. ad 2), aber wegen der Oktav mit Gloria und Credo (D. A. SRC. 30 Jun. 1896, n. 3922, tit. V, 1 et 2).

e) Wenn die Vigil vor dem Feste Mariä Himmelfahrt und vor dem Feste Unbefleckte Empfängnis auf den Samstag fällt, dann darf man zwar auch vom Indult Gebrauch machen; man darf jedoch nicht die Messe Gaudens, sondern muß die besondere Messe der betreffenden Vigil wählen (D. A. SRC. 24 Maii 1895, n. 3858 ad 2). Diese beiden Vigilmessen von der seligsten Jungfrau müssen alsdann more votivo gelesen werden, also mit Einlegung aller Orationen des Tagesoffiziums, in violetter Farbe ohne Gloria und Credo, mit der Praefatio communis und Benedicamus am Schluß.

f) Die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis ist im Sinne der Rubriken als Privat-Votivmesse zu betrachten, auch wenn sie gesungen wird. Es müssen daher ohne Rücksicht auf den Ritus des Tagesoffiziums oder der Feier der Votivmesse stets drei Orationen genommen werden, und zwar die erste de Immacul. Concept. (bezw. am Samstag innerhalb der Oktav eines Marienfestes de festo), die zweite vom Tagesoffizium, die dritte de Spiritu Sancto; letztere entfällt, wenn das Tagesoffizium eine commemoratio Octavae, simpl. oder feriae hat, weil dann alle diese an Stelle der dritten Oration treten. (Vgl. D. A. SRC. 30 Jun. 1896, n. 3922.)

g) Die Präfation ist immer de Beata, und zwar entsprechend der Messe, die man zelebriert. Bei der Votivmesse Gaudens sagt man bei der Sekrete: In commemoratione Immaculatae Conceptionis, bei der Präfation: Et te in Conceptione Immaculata (D. A. SRC. 23 Sept. 1885, n. 3642 ad 5). Am Samstag innerhalb der Oktav des Festes Christi Himmelfahrt ist das Communicantes im Kanon de Ascensione zu nehmen (D. A. SRC. 16 Jun. 1663, n. 1265 ad 3). Wie bei jeder Votivmesse ist das letzte Evangelium In principio, also auch in der Quadragesima, an Vigilstagen sc.

h) Diese Vorschriften gelten bezw. auch für das Indult der gleichen Votivmesse an der Vigil und während der Oktav des Festes der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Nur kommen noch einige besondere Punkte hinzu, die bei der Zelebration in den Kirchen und Oratorien jener Kongregationen, die das Kalendarium der Minderbrüder benutzen, beachtet werden müssen. Falls an der Vigil oder innerhalb der Oktav ein festum I vel II classis gefeiert wird, desgleichen am einfallenden Adventssonntag müssen die gewöhnlichen

Messen nach dem Tagesoffizium genommen werden; aber das oben angeführte Reskript vom 20. Jänner 1905 gestattet, daß an diesen verhinderten Tagen ein (einziges) Hochamt als feierliche Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis gehalten werden darf. Das neue Indult gewährt also diesbezüglich mehr als die Indulste für die Samstage. Die Qualität der Votivmesse betreffend, so ist an der Vigil vor dem Feste die besondere Messe für diese Vigil zu nehmen und zwar in violetter Farbe (vgl. oben unter c). Während der Oktav dürfen an den nicht verhinderten Tagen alle heiligen Messen (die Konventmesse ausgenommen) vom Feste selbst gelesen werden, und zwar ratione Octavae mit Gloria und Credo (D. A. SRC. 30 Iun. 1896, n. 3922, tit. V. 1 et 2) und wenigstens drei Orationen wie bei einer Privat-Votivmesse. An den verhinderten und oben genannten Tagen sind bei der einen Messe, die als Missa votiva solemnis gewährt wurde, die Vorschriften des soeben zitierten Dekretes der heiligen Ritenkongregation über die Votivmessen und zwar speziell tit. IV, n. 2 zu beobachten, wo es heißt: si Missa votiva solemnis ex causa non gravi celebretur, tunc in Missa votiva fieri non debet Commemoratio festi (scil. alterius seu Officii diei).

Wir bemerken schließlich, daß Priester, die in den Kirchen und Kapellen der in Frage stehenden Genossenschaften zelebrieren, nicht verpflichtet sind, an den Samstagen wie oben die Votivmesse zu wählen; es ist eben nur ein Indult, das gewährt worden ist. Außerdem fordern die Rubriken zur Feier einer Privat-Votivmesse einen vernünftigen Grund. Aber die besondere Andacht aller geistlichen Söhne und Töchter des heiligen Vaters Franziskus zur Unbefleckten, dann die denkwürdige Anordnung des seraphischen Heiligen, daß in seinem ersten Orden alle Samstage die Messe von der Unbefleckten Empfängnis gelten werde, endlich der ganz begreifliche Wunsch der klösterlichen Genossenschaften von Tertiarchwestern, die mit dem ganzen seraphischen Orden Maria unter dem Geheimnis ihrer Unbefleckten Empfängnis als ihre besondere Schutzpatronin verehren, wird die Priester, die in solchen Kirchen und Oratorien zelebrieren, wie von selbst bewegen, daß sie an den Samstagen bereitwillig die Votivmesse von der Unbefleckten Empfängnis lesen und so im Namen der betreffenden klösterlichen Gemeinde der himmlischen Gnadenmutter die besondere Verehrung und Huldigung bezeigen.

Unter ihres Mantels Falten
Soll sein armer Orden walten.

* * *

P. S.: Druckfehler: Seite 529, Zeile 37 von oben soll es heißen: 37., 50. u. 51. Im II. Heft, Seite 368, Zeile 30 von oben soll es statt Sonntage richtig Samstage heißen.

Eine Ansicht hinsichtlich des Hexaemeron.

Von Josef Kobylanskyj, Domprälat zu St. Georg in Lemberg.

Im folgenden teile ich eine Ansicht hinsichtlich des Hexaemeron mit, welche die Eigentümlichkeit hat, daß eine durch beliebige, sei es noch so große Zeiträume (nach der jetzigen Entwicklungs geschwindigkeit) dauernde Entwicklung zugelassen, und doch dabei der wörtliche Sinn des biblischen Berichtes der sechs Schöpfungstage festgehalten werden kann.

Betreffs der Entwicklung in der Welt unterscheiden wir drei Hauptperioden:

1. Die Entwicklung der Welt von der Erschaffung des Ur stoffes¹⁾ bis zur Bildung der Erde als eines besonderen Weltkörpers.

2. Die Entwicklung der Erde bis zur Erschaffung des Menschen; wobei noch insbesondere das Auftreten der Pflanzen und Tiere auf der Erde zu beachten ist. Und

3. die weitere, noch jetzt dauernde Entwicklung seit dem Erscheinen des Menschen auf der Erde, welche sich bis zum Weltende fortsetzen wird.

In unserer Frage handelt es sich nicht um die dritte Periode, sondern nur um die zwei ersten: ob dort eine Entwicklung wirklich statt hatte, und in welcher Zeitdauer dieselbe vor sich ging.

Was nun zuerst die zweite Periode, nämlich von dem ursprünglichen Zustande der Erde als eines besonderen Weltkörpers bis zur Erschaffung des Menschen betrifft, so ist es sowohl nach den Ergebnissen der Wissenschaft als auch nach der ausdrücklichen Erklärung der heiligen Schrift ganz zweifellos, daß die Erde nicht in dem Zustande von Gott erschaffen war oder aus dem Urstoffe sich als besonderer Körper anfänglich bildete, in welchem sie sich bei der Erschaffung des Menschen befand, und daß die Erde innerhalb dieser Zeit eine sehr große und wesentliche Entwicklung durchmachte.

Dabei sind der Annahme, daß auch die ersten pflanzlichen und tierischen Organismen sich durch Entwicklung aus den unorganischen Stoffen bildeten, zwar die Worte der heiligen Schrift nicht entgegen. Aber sowohl aus der Sache selbst, nämlich wegen des wesentlich höheren pflanzlichen und tierischen Lebens in seinem durchgängigen Unterschiede von dem Zustande der anorganischen Stoffe; als auch wegen der klaren Resultate der Wissenschaft, welche ganz und gar keine, weder natürliche noch auch künstliche Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen, ungeachtet der mannigfaltigsten von den Naturforschern angewendeten Kombinationen der Naturkräfte, nachgewiesen hat, so daß Leben stets und überall ausschließlich nur

¹⁾ Daß eine anfangslose, sowohl fortschreitende als auch periodische Entwicklung unmöglich ist, darüber siehe den Artikel in der Linzer „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1902, §. III, S. 579: „Einiges über Entwicklung und Monismus in der modernen ungläubigen Wissenschaft“.

aus Leben entsteht: aus diesen beiden Ursachen ist entschieden festzuhalten, daß die Entstehung der ersten pflanzlichen und tierischen Organismen nicht der natürlichen Entwicklung, sondern einem besonderen Schöpfungsakte Gottes zuzuschreiben ist — was übrigens auf die hier vorgelegte Ansicht hinsichtlich der sechs Schöpfungstage keinen Einfluß hat.¹⁾ Sonst ist wohl auf Grund der Paläontologie zugeben, daß die ersten Organismen von Gott mit der Fortbildungsfähigkeit entsprechend den verschiedenen Stadien der Erdbildung und sonstigen äußeren Verhältnissen, erschaffen wurden, und daß es möglich (obgleich bis jetzt nicht bewiesen) ist, daß spätere höhere Pflanzen- und Tierarten sich aus früheren niederen entwickelt haben. Dabei ist noch zu bemerken, daß unter Erschaffung der ersten Organismen nicht die Erschaffung eines neuen Stoffes, sondern die Hervorbringung einer neuen, von der Seinsform des leblosen Stoffes wesentlich verschiedenen und höheren Lebensform in der schon vorhandenen Materie zu verstehen ist.²⁾

Speziell ist jedoch die Frage nach der Entstehung des Menschen zu stellen. Hier ist vor allem sicher, daß die Seele des Menschen, als geistiges substantielles Wesen, unmittelbar von Gott erschaffen ist. In betreff des menschlichen Körpers aber ist eine doppelte Antwort möglich. Es ist nämlich einerseits dem Glauben noch nicht zuwider, wenn man annimmt, daß sich der menschliche Körper aus niedrigeren tierischen Formen auf natürliche Weise entwickelt habe und in dem entsprechenden Stadium der Entwicklung von Gott mit der geistigen Seele verbunden wurde. Andererseits aber, wenn man bedenkt, wie hoch der Mensch als selbstbewußtes, vernünftiges und freies, nach Gottes Ebenbild geschaffenes Wesen der ganzen übrigen materiellen Welt mit Inbegriff der Pflanzen und Tiere gegenübersteht — ist es als einzig entsprechend anzusehen, daß der Mensch auch seinem Körper nach nicht durch Entwicklung aus Tieren, sondern unmittelbar von Gott, und zwar aus der schon vorhandenen Materie geschaffen sei.³⁾ Und obgleich auch die erstere Antwort auf

¹⁾ Wie kann man bei der diametralen Verschiedenheit der leblosen und belebten Materie und namentlich bei der Tatsache, daß nie und nirgends, weder auf natürliche Art noch auch bei allen angestellten künstlichen Versuchen auch nur eine einzige lebende Zelle aus dem leblosen Stoffe entsteht — wie kann man dabei die Urzeugung behaupten? Gewiß nur nach dem klassischen Argumente Häckels: „Wir müssen die Urzeugung annehmen, weil wir sonst einen Schöpfer annehmen müßten“! Und doch müssen wir einen Schöpfer annehmen, auch wenn keine Lebewesen da wären, siehe den Artikel in der Linzer „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1902, H. III, S. 579 und auch einen gegen Ende der vorliegenden Abhandlung gegebenen Beweis (außer vielen anderen bezüglichen Beweisen).

²⁾ Siehe hierüber den Artikel: „Der heutige Stand der Deszendenztheorie“ in der Linzer „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1905, H. II, S. 292 und H. III, S. 499.

³⁾ Dabei ist, wie mir scheint, nicht sowohl anzunehmen, daß der Körper des Menschen von Gott zuerst erschaffen, und dann mit der er-

die Frage nach der Entstehung des Menschen nicht absolut verwerflich ist, so ist doch die letztere festzuhalten, insbesondere auch deshalb, weil die Deszendenztheorie im allgemeinen bis jetzt nur eine, sei es auch wahrscheinliche Hypothese ist, und weil außerdem die Paläontologie bisher gar keine entsprechenden tierischen Vorfahren des Menschen (seinem Körper nach) gefunden hat und die bezüglichen Ausschließungen von Darwin, Haeckel und anderen nach dem jetzigen Standpunkte der Zoologie und Paläontologie keinen wissenschaftlichen Wert haben — siehe hierüber: Wasemann, „Zur Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen“ (in *Stimmen aus Maria-Laach*, 1903, 9. Heft) und den letzteren Artikel der Linzer „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1905, S. IV, S. 814.

Wie man übrigens auch die Fragen über die Entstehung der ersten Organismen und des Menschen beantworten möchte, so ist es jedenfalls ganz zweifellos, daß in der von uns aufgestellten zweiten Periode eine sehr große und wesentliche Entwicklung der Erde stattgefunden hat. Und ebenso zweifellos ist es, daß diese Entwicklung nach der jetzt geltenden Entwicklungsgeschwindigkeit keineswegs in sechs Tagen vollendet sein konnte, sondern einen sehr großen Zeitraum, von vielen Tausenden von Jahren, benötigte.

Fassen wir jetzt die von uns aufgestellte erste Periode, von der Erschaffung des Urstoffes bis zur Bildung der Erde als eines besonderen Weltkörpers, ins Auge, so ist vor allem zu fragen, ob denn eine solche Entwicklung wirklich statthatte, und nicht vielmehr Gott, wie dies die Anfangsworte der heiligen Schrift ausdrücken scheinen, die Erde gleich anfangs als besonderen Weltkörper erschaffen hat.

Hier ist keine solche Sicherheit, wie in der zweiten Periode. Wenn wir jedoch berücksichtigen, daß Gott die Erde nicht in dem für den Menschen nötigen Zustande erschuf, sondern diesem Zustande eine sehr große und wesentliche Entwicklung vorangehen ließ, so müssen wir wohl die jetzt fast allgemein angenommene Hypothese als zulässig, ja sogar als wahrscheinlich zugeben, daß auch der Bildung aller Weltkörper und somit auch der Erde als besonderen Weltkörpers nach dem Willen Gottes die entsprechende Entwicklung aus einem einfachen, niedrigeren Zustande des Urstoffes voranging; für welche Entwicklung (bei gleicher Entwicklungsgeschwindigkeit) wohl

schaffenen geistigen Seele zur einen menschlichen Natur verbunden wurde; sondern eher, daß die Seele des Menschen zugleich als vegetative und sensitive Lebensform der den menschlichen Körper bildenden Materie erschaffen wurde, so daß die geistige substantielle Seele beim menschlichen Körper zugleich die Stelle der nicht-substantiellen Lebensform bei den Pflanzen und Tieren vertrat. Das „und“ der heiligen Schrift wäre demgemäß nicht in der Bedeutung: „zuerst und dann“, sondern „sowohl als auch“ zu nehmen; es wird aber der Körper zuerst angeführt, weil er sinnfällig ist und unsere Erkenntnis mit dem Sinnfälligen beginnt.

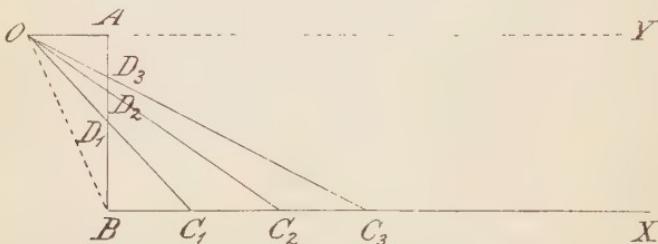
ein noch viel größerer Zeitraum anzusehen ist, als für die Entwicklung der Erde in der zweiten Periode.

Wir werden aber nach der hier vorgelegten Ansicht sehen, daß, mag man für die Entwicklungen der ersten und zweiten Periode beliebig große Zeiträume nach der jetzigen Entwicklungsgeschwindigkeit ansehen, dieselben dennoch sich in der Zeitdauer von sechs Tagen vollenden könnten; ja daß dabei auch die Anfangsworte der heiligen Schrift, welche die erste Periode ganz auszuschließen scheinen, dennoch im rein wörtlichen Sinne vollberechtigt bleiben.

* * *

Obgleich die hier darzustellende Ansicht, wie wir unten sehen werden, ganz einfach ist, so würden wir doch dieselbe nicht gehörig verstehen und ihre Möglichkeit nicht vollständig einsehen, wenn wir uns zuvor nicht überzeugen, daß jede noch so kleine Zeitdauer unbegrenzt teilbar ist: wie weit sie auch geteilt sein mag, so kann sie doch noch grenzenlos immer weiter geteilt werden und jeder noch so kleine Teil enthält stets unendlich viele verschiedene Zeitpunkte in sich.

Um dies einzusehen, geben wir hier vorerst den in der Mathematik bekannten Beweis, daß jede noch so kleine Linie A B grenzenlos teilbar ist und stets unendlich viele verschiedene Punkte in sich

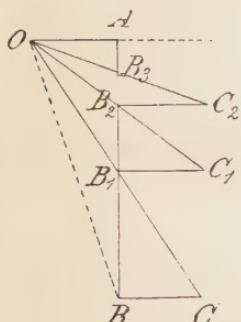


enthält. Denn mag die Linie A B noch so klein sein, so hat sie immer zwei von einander verschiedene Endpunkte A und B (wenn B mit A zusammenfallen würde, so hätte man nicht eine Linie, sondern nur einen Punkt); man errichte nun auf A B in A eine Senkrechte von bestimmter beliebiger Länge A O nach der einen Seite von A B, und in B eine Senkrechte von unendlicher Länge B X nach der anderen Seite von A B, und trage auf B X beliebige gleiche Strecken $B C_1 = C_1 C_2 = C_2 C_3 = \dots$ auf, deren Anzahl offenbar unendlich ist. Zieht man nun nach der Reihe die Geraden $O C_1, O C_2, O C_3, \dots$, so muß jede dieser Geraden die Linie A B in einem zwischen A und B liegenden Punkte nach der Reihe in D_1, D_2, D_3, \dots schneiden; alle diese Durchschnittspunkte müssen zwischen A und B liegen, bei jedem folgenden D immer näher an A, ohne je A zu erreichen, da die Fortsetzung von O A nach A Y schon mit B X parallel ist, folglich zu keinem C-Punkte in B X gelangen kann. Und zwar muß jede dieser Geraden $O C_1, O C_2, O C_3, \dots$

die Linie A B in einem anderen Punkte schneiden; denn wenn z. B. D₃ mit D₂ zusammenfallen möchte, so müßte, da eine Gerade durch zwei Punkte (O und D₂) schon genau bestimmt ist, O D₂ sich nach C₂ und könnte sich nicht nach C₃ fortsetzen. Es hat also A B ebenso viele verschiedene D-Punkte, als in B X verschiedene C-Punkte da sind; da nun die Anzahl der verschiedenen C-Punkte in B X unendlich ist, so muß es auch in A B eine unendliche Anzahl verschiedener D-Punkte geben. Man sieht mithin ganz klar, daß jede noch so kleine Linie stets unendlich viele verschiedene Punkte enthält, und deshalb auch grenzenlos teilbar ist.

Wir können uns noch auf folgende Art überzeugen, daß jede, sei es auch noch so kleine Linie A B grenzenlos teilbar ist und unendlich viele verschiedene Punkte in sich enthält:

Die Linie A B, mag sie noch so klein sein, muß stets zwei von einander verschiedene Endpunkte A und B haben. Man errichte nun in A so wie oben eine beliebige bestimmte Senkrechte A O, und in B nach der anderen Seite von A B eine (nicht unendliche, sondern) ebenfalls beliebige bestimmte Senkrechte B C, so läßt sich stets die Gerade O C ziehen, welche die Linie A B in einem nicht nur von B sondern auch von A verschiedenen Punkte (da O A || B C) schneiden muß. Nennen wir



diesen Punkt B₁, so sieht man, daß die Linie A B, mag sie noch so klein sein, außer A und B vorerst mindestens noch einen von A und B verschiedenen Punkt B₁ haben muß. Errichtet man aber in diesem von A und B verschiedenen Punkte B₁ eine Senkrechte B₁ C₁ nach derselben Seite wie B C, so folgt auf dieselbe Art, daß in A B₁ wenigstens noch ein von A und B₁ verschiedener Punkt B₂ vorhanden sein muß; ferner wenn man in B₂ die Senkrechte B₂ C₂ errichtet, daß in A B₂ mindestens noch ein von A und B₂ verschiedener Punkt B₃ da sein muß; und so fort ohne Ende: folglich enthält jede Linie A B, mag sie noch so klein sein, unendlich viele verschiedene Punkte, und ist grenzenlos teilbar.

Hier ist folgende Bemerkung zu machen. Wir sind in der Wahrnehmung sehr kleiner Längen sehr beschränkt, so daß sie sich bei fortschreitender Verkleinerung sehr bald unserem Sehen und unserer Schätzung ganz entziehen. Aber daraus folgt gar nicht, daß solche sehr kleinen Längen nicht wirklich existieren und nicht noch unbegrenzt weiter teilbar sind. Dies wird uns namentlich klar, wenn wir auf die Vergrößerungsgläser reflektieren. Nehmen wir z. B. an, daß wir mit freiem Auge nur noch ein Millimeter Länge deutlich unterscheiden können (in Wirklichkeit können wir noch etwas kleinere Linien wahrnehmen), so werden wir bei 10facher Vergrößerung $\frac{1}{10}$, bei 100facher $\frac{1}{100}$, bei 1000facher $\frac{1}{1000}$ Millimeter u. s. f. deutlich sehen.

Es lehrt aber die Physik und zwar mit absoluter mathematischer Sicherheit, daß die Vergrößerungsmöglichkeit in sich völlig unbegrenzt ist, obgleich sie für uns Grenzen hat, weil wir nicht imstande sind, mathematisch genaue Gläser zu fertigen, und auch wegen Lichtschwäche, da bei steigender Vergrößerung das Licht sich auf eine immer größere Ausdehnung verteilen und deshalb immer schwächer werden muß. Obgleich wir also z. B. ein Millionstel von einem Millimeter durchaus nicht wahrnehmen können, so würde uns doch dasselbe bei millionfacher Vergrößerung als ein ganzer Millimeter, und bei billionfacher sogar in der Länge eines Kilometers erscheinen.

Einen besonderen Beweis für die wirkliche Existenz solcher Ausdehnungen, die wir wegen ihrer Kleinheit gar nicht wahrnehmen, liefern unter andern die mikroskopischen Infusorien und Bakterien, welche, obwohl dem freien Auge gar nicht sichtbar, dennoch nicht nur wirklich existieren, sondern auch leben und sich fortpflanzen.

Wir sehen somit, daß beliebig kleine Linienlängen, auch wenn sie uns nicht wahrnehmbar sind, dennoch wirklich existieren, und dem oben Bewiesenen zufolge stets unendlich viele verschiedene Punkte in sich enthalten und unbegrenzt weiter teilbar sind.

Was wir aber hier von der Linie bewiesen haben, gilt auch von der Zeit, da die nach einer Richtung sich fortsetzende Gerade ein vollkommenes Bild der Zeit darstellt, welche genau so wie die Linie sich nur nach einer Richtung, aus der Vergangenheit in die Zukunft fortsetzt, und ebenso wie die Linie kontinuierlich ist, fortwährend ohne Unterbrechungen sich fortsetzt; so daß alle Zeitlängen vollkommen den Linienlängen, bei einem willkürlich angenommenen ursprünglichen Verhältnisse, entsprechen. Die Zeit teilen wir gewöhnlich in Jahre, Tage und Stunden ein, dann weiterhin die Stunde in 60 Minuten (prima minuta), die Minute in 60 Sekunden (secunda minuta), die Sekunde in 60 Tertien (tertia minuta) u. s. w. Nimmt man nun z. B. an, daß ein Zentimeter eine Million Jahre vorstellt, so wird nach der bewiesenen unendlichen Teilbarkeit der Linie nicht nur jedem Jahre, Tag und Stunde innerhalb der Million Jahre, sondern auch jeder Minute, Sekunde, Tertie u. s. w. ein anderer Punkt des Zentimeters genau entsprechen.

Da also die Zeit durch die Linie vollkommen dargestellt wird und die Zeitlängen den Linienlängen vollständig entsprechen, so gilt auch von der Zeit: Jede noch so kleine Zeitdauer, mag sie sich auch unserer Wahrnehmung ganz entziehen, enthält unendlich viele verschiedene Zeitpunkte in sich und ist unbegrenzt weiter teilbar. Folglich kann die Sekunde in 60 Tertien geteilt werden, die Tertie in 60 Quartanten, die Quarte in 60 Quinten u. s. w. ohne Ende; und jedes dieser Zeitteilchen enthält unendlich viele verschiedene Zeitpunkte in sich.

Daß neben der unendlichen Teilbarkeit der Linie notwendig auch die unendliche Teilbarkeit der Zeit bestehen muß, kann man auch aus der gleichförmigen Bewegung eines Körpers durch eine Strecke A B nachweisen. Denn es mag die Bewegung von A nach B

A ————— B

z. B. eine Sekunde Zeit in Anspruch nehmen; teilt man nun A B in n gleiche Teile, so muß offenbar, da die Bewegung gleichförmig ist $1/n$ der Strecke in $1/n$ Sekunde zurückgelegt werden, und zwar jedes folgende ntel der Linie notwendig in dem folgenden ntel der Zeit: Die Zeit der Sekunde muß also auch in n gleiche Teile teilbar sein. Da aber n bei der Linie grenzenlos groß sein kann, so muß dasselbe auch bei der Zeit statthaben: die Zeit muß somit ebenso wie die Linie unendlich teilbar sein.

Zuletzt fügen wir noch folgende Bemerkung hinzu, aus welcher ersichtlich ist, daß sowohl jede noch so kleine Linienlänge als auch jede noch so kleine Zeitdauer unendlich viele verschiedene Linien-, bezüglich Zeitpunkte in sich enthält, und unbegrenzt weiter teilbar ist. Es ist ja natürlich und muß notwendig so sein, daß eine solche Quantität, wie die Länge einer Linie, welche nicht durch gesonderte Teile, sondern ununterbrochen kontinuierlich wächst, bei einer gegebenen Größe auch alle beliebigen kleineren Quantitäten in sich enthalten muß. Ist die Linie A B = 1 mm (Millimeter), so muß in A B auch A B₁ = $1/10$ mm, A B₂ = $1/100$ mm, A B₃ = $1/1000$ mm u. s. w. ohne Ende wirklich da sein, auch wenn wir die Punkte B₁, B₂, B₃ u. s. w. wegen der Kleinheit ihrer Distanz von A nicht sehen können; und bei entsprechender Vergrößerung von A B werden wir auch diese Punkte sehen. — Und da die Zeit ebenfalls nicht in getrennten Zeittreilen, sondern ununterbrochen kontinuierlich wächst, so muß auch eine gegebene Zeitdauer notwendig jede andere kleinere Zeitdauer wirklich in sich enthalten, auch wenn wir dieselbe wegen ihrer Kleinheit nicht wahrnehmen können. Folglich muß in einer Sekunde auch eine Tertie, Quarte, Quinte u. s. w. ohne Ende wirklich da sein.

* * *

Wir kommen jetzt zu der darzulegenden Ansicht. Sie beruht ganz einfach darauf, daß dasselbe, was in einer gewissen Zeit geschieht, auch in einer kürzeren Zeit geschehen kann; und daß dies bei Gott keine Grenzen hat.

Es ist ja eine tägliche Erfahrung, daß wir schneller oder langsamer handeln können; was zum Teil von unserer Kraft und Lebhaftigkeit, und zum Teil auch von unserem Willen abhängt. Es ist allgemein bekannt, daß bei Maschinenarbeiten, z. B. bei der Eisenbahnsfahrt, die Schnelligkeit sehr gesteigert werden kann. Ich führe noch die paarmal konstatierte Tatsache an, daß jemand im Zustande großer Aufregung sich zu Bette legte, nach der Uhr schaute, sogleich in Schlaf fiel, im Traume lange Geschichten von großer Zeitdauer

durchmachte, und beim Erwachen an der nebenliegenden Uhr mit Verwunderung sah, daß der ganze Schlaf nur eine Minute gedauert hatte; die Arbeit der Vorstellungen ging also in diesem Traume mit einer außerordentlichen Schnelligkeit vor sich und war zugleich die Wahrnehmungsfähigkeit kleiner Zeitteilchen gesteigert, so daß (entsprechend der Vergrößerung bei Linien) eine Minute in der Länge einer großen Zeitspanne erschien.¹⁾

Daz aber die Steigerung der Geschwindigkeit bei Gott, dessen Kraft unendlich ist und von dem alle geschaffene Kraft kommt, keine Schranken hat, dies ist selbstverständlich.

Ich nehme nun für die drei oben angeführten Perioden eine dreifache Entwicklungsgeschwindigkeit an: Die größte für die erste Periode von der Erschaffung des Urstoffes bis zur Bildung der Erde als besonderen Weltkörpers; eine sehr große für die zweite Periode, für die Ausbildung der Erde bis zur Erschaffung des Menschen; und die gewöhnliche jetzige für die dritte Periode bis zum Weltende.

Wir wollen zuerst setzen, daß die Entwicklung des Urstoffes bis zur Absonderung der Erde nach der jetzigen Entwicklungsgeschwindigkeit eine Billion Jahre benötigte (eine eingehende diesbezügliche Schätzung siehe in: Braun, Kosmogonie). Oben haben wir aber gesehen, daß in der Zeit auch Tertien, Quarten, Quinten u. s. w. ohne Ende wirklich existieren und jede dieser Zeitspannen unendlich viele verschiedene Zeitpunkte in sich enthält. Nehmen wir nun für die erste Periode eine solche Geschwindigkeit an, daß dieses, was jetzt ein Jahr benötigt, damals in einer Dezime sich entwickelte: so war, da eine Tertie mehr als $2\frac{1}{2}$ Billionen Dezimen in sich enthält, die ganze Entwicklung der ersten Periode in weniger als einer halben Tertie vollendet, also in einer Zeitspanne, welche für uns gar nicht wahrnehmbar ist.²⁾ Somit sind alsdann vollberechtigt die Worte der heiligen Schrift: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, auch in dem Falle, wenn die Hypothese der Entwicklung aller Weltkörper aus einem Urstoffe und dann der Planeten unseres Sonnensystems aus dem Gasballe der Sonne auf Wahrheit beruht.

Wenn aber die ganze, nach der jetzigen Entwicklungsgeschwindigkeit eine Billion Jahre umfassende Entwicklung der ersten Periode in einer halben Tertie statthaben könnte, so macht offenbar keine Schwierigkeit die Annahme, daß in der zweiten Periode die weitere Ausbildung der Erde bis zum Erscheinen des Menschen, in dem

¹⁾ Vielleicht läßt sich auch das Stillstehen der Sonne bei Josue so erklären, daß Gott der Herr den Israeliten die Kraft verlieh, z. B. in einer Minute solches auszuführen, wozu sonst viele Stunden nötig wären; wobei ihnen (wie hier im Traume) die Zeit in der gewöhnlich zu diesem Handeln benötigten Dauer erschien.

²⁾ Daß eine Dezime eine reelle Zeitspanne ist, folgt nicht nur aus den oben gegebenen Beweisen, sondern man kann dies auch dadurch bestätigen, daß die ultravioletten Sonnenstrahlen in einer Sekunde über 900 Billionen, also in jeder Dezime fünf Schwingungen machen.

Zeitraume von sechs Tagen sich vollendete. Ich mache hier nur noch folgende drei Bemerkungen:

α) Nach der Laplaceschen Hypothese war die Sonne vor der Erde; aber dasselbe muß wohl auch zufolge der heiligen Schrift angenommen werden, da schon bei dem Werke des ersten Tages von Tag und Nacht die Rede ist, welche auf der Erde nur durch die Sonne bewirkt werden. Das Werk des vierten Tages (Sonne, Mond und Sterne) ist somit dahin zu verstehen, daß die Erde erst dann in einem solchen Zustande war, bei welchem Sonne, Mond und Sterne sichtbar wurden; während man an den vorangehenden drei Tagen wohl das Licht der Sonne, nicht aber die Sonne selbst sehen konnte, wie dies ja auch jetzt an wolfigen Tagen der Fall ist. Dagegen scheint es unzulässig zu sein, in den drei ersten Tagen für die Erde ein andere Lichtquelle anstatt der Sonne anzunehmen. Ursprünglich aber, am Anfange des ersten Tages, war die Erde in einem Zustande, daß nicht nur die Sonne, sondern auch ihr Licht nicht gesehen werden konnte; was ja auch jetzt in gewissen Gegenden (so z. B. in London) bei dichtem Nebel geschieht. — Ja, wenn man die Entwicklung der Weltkörper aus einem Urstoffe annimmt, so sind schon in Vers 1, durch das Wort „Himmel“ im Gegensaß zu „Erde“, Sonne, Mond und Sterne bezeichnet (und dann auch der höhere Himmel und die Engel). Denn es ist gewiß unzulässig anzunehmen, daß die Erde ausnahmsweise gleich anfangs als besonderer Weltkörper geschaffen wurde, Sonne, Mond und Sterne aber erst später aus einem Urstoffe, welcher in Vers 1 „Himmel“ genannt wird, sich entwickelt haben.¹⁾

β) Die Werke der einzelnen Tage sind nicht ausschließlich, sondern hauptsächlich zu verstehen. So konnten z. B. die ersten tierischen Organismen schon am dritten oder vierten Tage da sein; aber die Masse der Wasser- und Lufttiere erschien am fünften, die der Landtiere am sechsten Tage. Und die am dritten Tage erschaffenen Pflanzen entwickelten sich weiter an den folgenden Tagen, ohne jedoch im Gesamtanblicke wesentlich zuzunehmen. — Es ist auch nicht notwendig für die Werke der einzelnen Tage gleiche Abstände anzunehmen, da ja nur der Tag und nicht die Tageszeit angegeben ist. Es könnte deshalb z. B. das Werk des vorangehenden Tages erst gegen Tagesende, das des folgenden am Tagesanfang hauptsächlich statthaben, oder umgekehrt. Die Pflanzen sind wohl zu Ende des dritten, der Mensch zu Ende des sechsten Tages erschaffen.

γ) Nach meiner Meinung ist neben vorliegender Ansicht auch die Visionshypothese aufrecht zu erhalten, da die ersten Menschen nur durch eine Offenbarung Gottes über die Schöpfung in sechs

¹⁾ Man könnte auch unter „Himmel“ die geistige Kreatur (Engel), und unter „Erde“ die gesamte körperliche verstehen. Aber dann müßte man annehmen, daß von Vers 2 angefangen die Bedeutung des Wortes „Erde“ geändert, nämlich auf unsere Erde beschränkt wird.

Tagen belehrt werden konnten; nämlich so, daß die Schöpfung nicht nur den Menschen als in sechs Tagen geschehen gezeigt, sondern auch wirklich in diesem Zeitraume vollbracht wurde. Es konnte aber sein, daß Gott den Menschen nicht alles, was an jedem Tage geschah, zeigte, sondern nur das für die Menschen Hauptähnliche.

Nach der vorliegenden Ansicht wurde also die Welt am Sonntag erschaffen, und am Freitag in derselben Woche erschien der Mensch auf Erden. Nach Jahren gezählt, ist die Welt so alt, als das Menschengeschlecht.

* * *

Es sind aber noch zwei fundamentale Fragen zu beantworten:

1. Ist es zulässig, verschiedene Entwicklungsarten nach den obbesagten drei Perioden zu statuieren und so die Erde und den Menschen zum Mittelpunkte der ganzen Welt zu machen? — Und

2. gibt es Gründe für die Annahme solcher verschiedener Entwicklungsgeschwindigkeiten?

Da es sich aber in der ersten Frage um das Verhältnis und die Bedeutung des Menschen hinsichtlich der ganzen Welt handelt, so wollen wir zuerst, um einer möglichen Überschätzung und Ver-götterung der Welt wirksam vorzubeu gen, auf eine sehr einfache und mathematisch sichere Art zeigen, daß die ganze Welt im Raume endlich, begrenzt ist; woraus sich sofort einer von den vielen Beweisen ergeben wird, welche darin, daß die Welt nicht durch sich selbst sein kann, sondern nur durch die Macht eines von der Welt verschiedenen, unendlich höheren Wesens.

Inbem wir nun dieses zeigen wollen, verstehen wir unter "Welt" den Inbegriff aller in einem bestimmten Zeitpunkte im Raume existierenden Dinge oder Atome. Wir sagen: aller im Raume existierenden Dinge oder Atome — weil es möglich ist, daß es außer diesem Weltkomplex, innerhalb dessen wir sind, noch durch beliebig große leere Räume von einander getrennt, eine beliebige Anzahl anderer Weltkomplexe von beliebiger Größe gibt, welche also von uns ebenfalls zur „Welt“ gerechnet werden. Wir sagen ferner: den Inbegriff aller in einem bestimmten Zeitpunkte existierenden Dinge oder Atome — weil es denkbar ist, daß die Welt sich immer weiter im Raume ausbreitet, und weil Gott in jedem Augenblicke fortwährend neue Welten erschaffen kann.

Diesen Begriff der Welt vorausgesetzt, sei A der Ort, wo wir

. B

. A

sind, so muß jedes andere Ding oder Atom, welches in demselben Zeitpunkte wo immer im Raume ist, an einem bestimmten Orte B sein; wenn es dazumal an keinem bestimmten Orte wäre, so wäre es offenbar in diesem Zeitpunkte gar nicht im Raume. Da aber A und B zwei bestimmte Punkte sind, so ist die gerade Linie AB, welche die Entfernung beider Punkte angibt, eine sei es auch noch so große, jedoch stets beiderseits begrenzte, somit endliche Linie: es kann also kein Ding oder Atom in der Welt geben, welches sich von A aus in einer unendlichen Entfernung befinden möchte, folglich ist die ganze Welt in dem vollen obigen Sinne dieses Wortes im Raume endlich oder begrenzt. — Und wenn auch die Welt sich immer

weiter ausbreiten möchte oder fortwährend neue Welten geschaffen würden, so würde die Welt zwar in jedem folgenden Augenblicke immer größer werden, jedoch nichtsdestoweniger gemäß dem gegebenen Beweise in jedem beliebigen bestimmten Zeitpunkte stets endlich und begrenzt bleiben. (Es kann daher auch die Anzahl der Weltkörper, mag sie noch so groß sein, keineswegs eine unendliche, sondern nur eine endliche sein.)

Daraus folgt weiter, daß die Welt nicht durch sich selbst sein kann. Denn da sie endlich und begrenzt ist, so gibt es in dem absoluten unendlichen Raum außerhalb der Welt nach allen Richtungen unendlich viele ebenso große Welträume, auch wenn man zwischen diesen Welträumen beliebig große Entfernungen von einander annimmt. Würde nun die Natur der Welt eine solche sein, daß sie durch sich selbst existiert, so müßten, da ja die Natur der Welt durch die verschiedenen Orte gar nicht affiziert werden kann, in den obbeschriebenen Welträumen unendlich viele ebenjöliche Welten existieren; während doch außer der Welt in dem von uns angenommenen Sinne gar nichts mehr im Raum existiert.

Da somit die Welt nicht durch sich selbst sein kann, so kann sie ihre Existenz nur von einem von der Welt verschiedenen und unendlich höheren, aus sich selbst existierenden Wesen, d. i. von Gott, haben.

Wir kehren jetzt zu unserer ersten Frage zurück: Ob es zulässig ist, die Erde und den Menschen zum Mittelpunkt der Welt zu machen? Auf diese Frage werden wir zuerst unter der nach meinem Dafürhalten festzuhaltenden Ansicht antworten, daß außer unserer Erde auf keinem andern Weltkörper sinnlich-verstüftige Wesen existieren; dann aber werden wir auch die Annahme berücksichtigen, daß solche Wesen auch auf andern Weltkörpern sich befinden. Ich füge noch hinzu, daß auf den Weltkörpern, wo keine vernünftigen Wesen sich befinden, wohl auch Pflanzen und Tiere, deren Entstehung gemäß dem oben Gesagten einen besonderen Schöpfungsakt Gottes erfordert, nicht anzunehmen sind, da dieselben ohne vernünftige Wesen keinen rechten Zweck zu haben scheinen; während sie auf unserer Erde für den Menschen da sind, welchen Gott nach Seinem Ebenbilde geschaffen und ihn deshalb zum Herrn über die übrigen Geschöpfe gemacht hat.

In der Voraussetzung nun, daß auf keinem andern Weltkörper, als nur auf unserer Erde, sinnlich-verstüftige Wesen existieren, ist die kleine Erde und der winzige Mensch darauf zwar durchaus nicht der materielle Mittelpunkt der Welt, da ja die Erde selbst in unserm Sonnensystem von der Sonne abhängig und im Vergleich mit ihr verschwindend klein ist; aber Erde und Mensch sind dann in einem viel höheren Sinne der alleinige Mittelpunkt der ganzen Welt, insofern nämlich (von den Engeln abgesehen) der Mensch allein nächster Zweck und Ziel der ganzen sichtbaren Schöpfung ist. In der Tat, wozu wäre denn die Welt, wenn keine Wesen da wären, welche von sich selbst und von der Welt wüßten? Wäre sie dann nicht völlig sinn- und zwecklos?¹⁾

Und wie groß ist der, obgleich materiell so winzige Mensch, wenn er die Sonne und Sterne und ihre Entfernungen mißt, die

¹⁾ Außerdem ist es möglich und wahrscheinlich, daß die Sonne, und deshalb auch die Erde, sich beiläufig in der Mitte des Weltgebäudes befindet und bewegt.

Erde selbst und die Himmelskörper abwägt? Ferner wenn er, obgleich die Grenzen der Welt seinen Sinnen ganz unzugänglich sind, dennoch mit voller Sicherheit erkennt und beweist, daß die ganze Welt, ja sogar alle sonst möglichen Welten zusammen, endlich und begrenzt ist? Wenn er erkennt und beweist (wie ein solcher Beweis auch oben gegeben ist), daß die Welt nicht durch sich selbst sein kann, sondern nur durch die Macht Gottes, als eines von der Welt verschiedenen und unendlich höheren Wesens, Den wir zwar nicht begreifen, jedoch seine Existenz mit Sicherheit erschließen können?

Ja, wie unvergleichlich groß ist der Mensch gegenüber der ganzen sonstigen, nicht nur wirklichen, sondern auch möglichen materiellen Welt, wenn wir bedenken, daß wie Gott der Herr die Materie durch Leben in den Pflanzen und durch Leben und Gefühl im tierischen Organismus derart erhoben hat, daß sie der Vereinigung mit dem Geiste im Menschen fähig ist — daß ähnlich aber noch viel wunderbarer der Geist des Menschen durch die übernatürliche Gnade und das Licht der Glorie zur Anteilnahme an dem Leben Gottes selbst erhoben und befähigt wird; und die geringste Stufe dieser Anteilnahme ist unendlich höher, als alle mögliche bloß natürliche, nicht nur materielle, sondern auch geistige Pracht in der Welt. Wenn nun der Mensch und er allein in dieser Welt dazu berufen ist, was soll denn die ganze übrige materielle Welt im Vergleich mit ihm heißen? — Ein einziges selbstbewußtes und vernünftiges Wesen ist sogar in natürlicher Hinsicht mehr wert, als die ganze sonstige noch so große Welt, sei es auch mit Pflanzen und Tieren; und dies noch unendlich mehr wegen unserer übernatürlichen Bestimmung. Hier sind auch die Worte Schillers „an die Astronomen“ am Platze: „Schwätz mir nicht soviel von Sonnen und Sternenweiten; euer Gegenstand ist freilich der erhabenste im Raume: aber, Freunde, im Raume wohnt das Erhabene nicht!“

Dass die Materie nicht den Ausschlag gibt, können wir noch klar an einem uns näheren Gegenstände in unserem Sonnensystem sehen. Da nur auf den Planeten und nicht auf der Sonne wegen ihrer großen Hitze Leben möglich ist, so kann die Sonne nur wegen der Planeten da sein, obgleich alle Planeten zusammen im Vergleich mit der Sonne verschwindend klein, von ihr abhängig sind und ihre Trabanten bilden. Denn wozu wäre die Lichtfülle der Sonne nebst der Mannigfaltigkeit und Pracht der Farben, wenn kein Auge wäre, um zu sehen? Wäre diese Lichtfülle alsdann nicht ganz sinn- und zwecklos? Insofern also nach unserer Voraussetzung bloß auf der Erde Leben ist, ist die Sonne nur dazu da, um der Erde zu leuchten.

Man könnte jedoch fragen: Wenn es so ist, wenn der Mensch das Ziel der ganzen Welt ist, wozu soll denn alsdann das unermessliche Weltgebäude mit seinen unzähligen Sonnen, welche alle wir auch mit den besten Fernröhren zu sehen nicht imstande sind, dienen? — Ich meine, daß auf diese Frage eine sehr einfache Ant-

wort gegeben werden kann, nämlich: Dieses ganze für unsere Sinne grenzenlose Weltgebäude mit seinen unzähligen Sonnen nebst der Schönheit des gestirnten Himmels soll für uns ein Bild der Herrlichkeit und alleinwahren Unmeßlichkeit Gottes (und auch für unsern Geist ein Gegenstand der Untersuchung und Forschung) sein. Ich will ein Analogon dazu aus dem gewöhnlichen Leben geben: Wenn ich zu beiden Seiten des Tores, welches die Einfahrt in den Hof meines Hauses bildet, zwei Pappelbäume pflanze, so ist in den beiden Bäumen, wenn sie ihr gehöriges Wachstum erreicht haben, eine überaus große Zahl von Zellen, eine Zahl von Atomen, die vielleicht mit der Anzahl der Sterne wetteifern könnte, und zwar Atome verschiedener Grundstoffe und in verschiedenen merkwürdigen chemischen Verbindungen, und ein wunderbares Leben mit einer großen Menge von Ästen, Blättern, Blüten und Samen; und doch haben diese Bäume zu beiden Seiten des Tores keinen andern Zweck, als nur diesen einzigen, die Einfahrt in meinen Haushof zu verschönern, und wenn dieser Zweck nicht da wäre, so würden auch diese Bäume an den beiden Toreseiten nicht da sein.

Außerdem könnte jedoch das Weltgebäude eine Beziehung zu den Engeln haben; und noch eher eine Beziehung zu „dem neuen Himmel und der neuen Erde“ nach dem Ende der gegenwärtigen Weltordnung.¹⁾)

Bisher haben wir angenommen, daß nur auf unserer Erde sinnlich-vernünftige Wesen und in weiterer Folge auch Pflanzen und Tiere da sind. Diese Meinung ist nach meinem Dafürhalten entschieden festzuhalten, solange kein zwingender Beweis für das Gegenteil erbracht wird: weil einerseits dies am besten der christlichen Lehre entspricht und der Definition der Kirche, daß Gott am Anfange die geistige und die materielle Kreatur erschaffen hat und dann den aus Geist und Materie zugleich bestehenden Menschen und weil andererseits dies nach dem obengesagten durchaus nicht vernunftwidrig, sondern der Vernunft ganz angemessen ist. Eine besondere Bestätigung für diese Meinung bietet in unserm Sonnensystem nicht nur die Sonne, sondern auch der uns nächste Himmelskörper, der Mond, auf welchem, so viel wir von ihm wissen, ebenfalls, so wie auf der Sonne, kein Leben ist. Und es ist möglich, daß außer unserer Sonne keine andere im Weltgebäude Planeten hat.

Uebrigens ist auch die Möglichkeit zuzugeben, daß es, wenn wir jeden Weltkörper mit sinnlich vernünftigen Wesen „Erde“ nennen, eine beliebige, auch überaus große Menge von „Erden“ gibt, da diese Meinung dem christlichen Glauben nicht absolut zuwider ist. Es ist danach möglich,

¹⁾) Es ist möglich und wahrscheinlich, daß der Himmel der Engel und Seligen sich ringsherum um unser Weltgebäude befindet, so daß von der Erde aus jede gerade Richtung in den Himmel führen kann. Nach der Vollendung der Zeiten aber wird wohl auch dieses unser Weltgebäude dem „neuen Himmel und der neuen Erde“ einverlebt werden und mit dem jetzigen Himmel der Engel und Seligen ein Ganzes bilden.

dass in unserm Sonnensystem auch auf andern Planeten vernünftige Wesen da sind, und dass auch andere Sonnen Planeten mit vernünftigen Bewohnern haben. Ja wenn es andere „Erden“ geben sollte, so ist es auch möglich, dass auf ihnen allen oder einem Teile davon für die dortigen vernünftigen Geschöpfe der paradiesische Zustand verblieben ist, wenn nämlich (was wohl anzunehmen wäre) alle von Gott zu einem übernatürlichen Ziele berufen sind.

Aber die hier vorgelegte Ansicht hinsichtlich der Schöpfung der Welt könnte auch bei beliebiger Anzahl von „Erden“ auf irgend eine Weise aufrecht erhalten werden. Was die erste Periode betrifft, von der Erschaffung des Urstoffes bis zur Bildung der „Erden“ als besonderer Weltkörper, kann die Entwicklungsgeschwindigkeit in der ganzen Welt dieselbe angenommen werden, und wenn dabei die Entwicklung der verschiedenen Sonnensysteme eine verschiedene Zeit benötigte, so wird dies dort auf das Resultat keinen Einfluss haben: wir haben oben hinsichtlich unserer Erde nach der jetzigen Entwicklungsgeschwindigkeit gemessen, eine Billion Jahre angenommen, was nach der damaligen Geschwindigkeit in weniger als $\frac{1}{2}$ Terzien sich vollendete; nehmen wir für ein anderes Sonnensystem bezüglich 5 Billionen Jahre an, so würde dieses in weniger als zwei Terzien vollendet sein, also in einer Zeitdauer, die sich ebenfalls unserer Wahrnehmung entzieht, so dass der 1. Vers der Schöpfungsgeschichte für alle „Erden“ lauten wird: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ — Was aber die zweite Periode betrifft, von der Bildung der „Erden“ bis zur Erschaffung der bezüglichen sinnlich vernünftigen Wesen, so kann die Entwicklungszeit bei den einzelnen „Erden“ schon eine verschiedene, von uns kaum näher zu schätzende sein.

Hiermit haben wir die erste Frage beantwortet und gezeigt, dass wirklich nur die Erde und der Mensch¹⁾ das nächste Ziel der ganzen Welt sein kann; dass somit die Aufstellung der drei Perioden der Entwicklung in der Welt nach Erde und Mensch zulässig ist. Wir kommen jetzt zu der zweiten Frage, ob es Gründe gibt für die Annahme verschiedener Entwicklungsgeschwindigkeiten in den besagten drei Perioden. Ich führe folgende drei Gründe an:

a) Der erste sehr wichtige Grund folgt aus dem hinsichtlich der ersten Frage Gesagten. Wenn der Mensch das alleinige nächste Ziel der ganzen Welt, und die Welt ohne den Menschen sinn- und zwecklos ist, so scheint es nicht entsprechend zu sein, dass die Welt ohne den Menschen durch eine verhältnismäßig sehr lange Zeit bestehé, oder gar durch eine viel längere Zeit, als mit dem Menschen. Nun wird aber der Mensch höchstens durch etwa zwei Millionen Jahre in der gegenwärtigen Welt da sein, weil in dieser Zeit die Sonne an Wärme so viel durch Ausstrahlung verlieren wird, dass sie uns nicht mehr die zum Leben nötige Wärmemenge geben wird; ja nach dem Glauben und nach dem, was unter uns geschieht, zu urteilen, wird der Mensch vielleicht in allem nur gegen 10.000 Jahre da sein: es scheint also gar nicht entsprechend für die Existenz der Welt vor der Erschaffung des Menschen die ungeheuren Zeiträume anzunehmen, welche doch angenommen werden müssten, wenn die jetzt geltende Entwicklungsgeschwindigkeit auch auf die der Erschaffung des

¹⁾ Bezuglich die „Erden“ und die sinnlich-vernünftigen Wesen.

Menschen vorangehende Entwicklung der Welt und der Erde ausge-dehnt wird.

b) Der zweite Grund liegt in dem, von der heiligen Schrift öfters mit Emphase wiederholten Worte, daß Gott am siebenten Tage ruhte. Dieser Ausdruck wird, wie ich glaube, sehr gut erklärt, wenn man nach der Erschaffung des Menschen die weitere Entwicklungsgeschwindigkeit derart verringert annimmt, daß sie im Vergleich mit der früheren Geschwindigkeit geradezu Ruhe genannt werden kann.

c) Der dritte und hauptsächliche Grund endlich liegt hierin, daß die heilige Schrift ausdrücklich die Erschaffung der Welt in sechs Tagen berichtet; dafür aber, daß diese Tage wörtlich verstanden werden, scheint der Umstand zu sprechen, daß dies in der heiligen Schrift mehrmals wiederholt, und darauf die Einsetzung der Woche und die Vorschrift der Heiligung des siebenten Tages begründet wird. Da es aber wissenschaftlich feststeht, daß die Entwicklung der Erde vor dem Erscheinen des Menschen, nach der jetzigen Geschwindigkeit gemessen, sehr große Zeiträume benötigte, so muß, wenn die sechs Tage der heiligen Schrift wörtlich zu verstehen sind, die frühere Entwicklungsgeschwindigkeit eine viel größere gewesen sein.

Ich meine daher, daß neben anderen Ansichten über das Sechstagewerk auch die vorliegende Ansicht der Beachtung, einer näheren Untersuchung und eventuellen Ausbildung wert ist.

Literatur im Dienste der Kranken.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian (Oberösterreich).

Von hochgeschätzter Seite wurde der Wunsch geäußert, es solle, wie im Verlaufe unserer Arbeit den verschiedenen Alters- und Bildungsstufen Buchmateriale für mannigfachen Bedarf geboten werden, nun auch auf eine besonders berücksichtigungswerte Menschenklasse Bedacht genommen werden, auf die Kranken und Leidenden.

Es sind verschiedene Gründe, welche für diese Rücksichtnahme sprechen. Dem Verkehre mit der Außenwelt entrückt sind viele Kranken, besonders bei langwierigen Krankheiten stunden- und tagelang sich selbst überlassen; da ist ihnen ein Buch oft wie ein treuer Freund, der ihnen die Zeit verkürzt und die Leiden lindert. Die Zeit der Krankheit ist für das Seelenheil von großer Wichtigkeit — von der Art, wie der Kranke diese „Heimsuchung Gottes“ auf sich nimmt und trägt, wie er die Zeit der Krankheit benutzt, hängt sein ewiges Heil ab. Wohl ist es der Priester, dem sein heiliges Amt die Pflicht auferlegt, besonders dem schwer Kranken zur Seite zu sein, ihn aufzumuntern, zu trösten, ihn anzuleiten, daß er die Tage der Krankheit zu seiner Heiligung benützt, aber auch Bücher können hierin großen Nutzen bringen; wir brauchen nur an den heiligen Ignatius zu denken, für den die Lesung eines guten geistlichen Buches während

der Krankheit der Anlaß zur Bekehrung war. In der Regel ist die Krankheit der Vorbote des Todes. Wie der Tod, so die Ewigkeit. Es liegt alles daran, daß sich der Kranke auf den Schritt in die Ewigkeit gut vorbereite: Die Ordnung der zeitlichen Angelegenheiten, noch mehr die Ordnung der Seelenangelegenheiten ist da ernste Pflicht. Gar manchem ist Krankheit die letzte Frist zur Umkehr nach einem Gott entfremdeten Leben. Vieles vermag in all diesen so wichtigen Angelegenheiten zu nützen eine richtig gewählte Lektüre.

Auch die Umgebung des Kranken, alle diejenigen, denen die Sorge für das leibliche und geistliche Wohl desselben obliegt — die Hausgenossen, die Wärter und insbesondere auch die Seelsorger werden wir bei Zusammenstellung der Bibliothek für Kranke zu bedenken haben. Aus dem Gesagten ergibt sich für uns die Richtschnur, nach der wir bei Zusammenstellung einer Literatur für Kranke, respektive für Krankenhäuser vorzugehen haben. Es wird unsere Aufgabe sein, Bücher für den Krankendienst und die Krankenpflege anzuführen; wir werden dann eine Art Krankenschule einrichten; erprobte Lehrmeister sollen die Leidenden einführen in die Ausnutzung der Krankheit nach der Absicht Gottes, in die Selbstheiligung, in die einzige wichtige Kunst, fromm zu leben und zu leiden und gottselig zu sterben — ein Krankenspiegel soll durch den Hinweis auf das Beispiel Christi und der Heiligen die Aufgabe der Krankenschule fördern.

Unterhaltung und Zerstreuung soll den Kranke das Lesezimmer verschaffen, das wir ausstatten wollen mit einer Anzahl eigens für sie ausgewählter Erzählungen mit besonderer Rücksichtnahme auf illustrierte Bücher — zur Aufheiterung legen wir komische Bilderbücher vor.

Es ist keine Altersstufe, die von Krankheit und Leiden verschont bliebe — in den Familien- und Krankenhäusern finden wir Kinder, junge Leute, Angehörige des kräftigen Mannesalters, Greise, Gebildete, Leute aus gewöhnlichen Ständen — für alle soll doch irgend etwas geboten werden.

1. Bücher für den Krankendienst und die Krankenpflege.

Unter die Persönlichkeiten, welchen die Sorge für die Kranke Berufsaufgabe ist, gehört vor allen der Priester. Sein Seeleneifer drängt ihn, mit Vorliebe an der Seite der Kranke, besonders der langwierig und schwer Kranke zu weilen: Hier findet er ein Feld fruchtbarer, gesegneter Tätigkeit; hier finden die Worte des Trostes, der Belehrung willige Aufnahme, am Krankenbette gewinnt er manches bisher verlorene Schäflein, das im Falle der Wiedergenesung auf dem Pfade der Tugend und Gottesfurcht verharrt oder vom Krankenbett weg den Übergang in eine glückliche Ewigkeit findet.

Handbücher sind dem Priester für den Krankendienst gerade nicht unbedingt notwendig; wir sind überzeugt, daß mancher in sich selbst einen reichen Fonds der kräftigsten Belehrungen, Zusprüche und Gebete birgt — aber im großen und ganzen sind Krankenbücher ein vorzüglicher Behelf für die Krankenseelsorger. Wir haben auch ganz gediegene Bücher dieser Art.

An erster Stelle möchten wir nennen: *Vade mecum für Priester am Kranken- und Sterbebette*, mit Belehrungen, Gebeten und Zusprüchen von Georg Ott, Stadtpfarrer in Abensberg. 10. Aufl. Pustet in Regensburg 1903. Kl. 8°. 384 Seiten. Geb. M. 2.10 = K 2.52.

Es ist so ziemlich das allgemeine Urteil, daß das Ott'sche vade mecum das zweckmäßigste und verwendbarste Krankenbuch ist nicht bloß für die Hand des Priesters, sondern auch zur Benützung durch den Kranken selbst, daß es gern von den Hausvorständen als Hausbuch angeschafft wird, ist nur läblich. Der Inhalt des Buches teilt sich in zwei Teile: Der Priester am Krankenbette, der Priester am Sterbebette. Der erste Teil hat folgende Abschnitte: 1. Vorbereitung des Priesters auf den Krankenbesuch. 2. Der Priester als Auspender der heiligen Sterbekommunion. 3. Der Priester als Troster am Krankenbette. 4. Des Priesters Gebete, Anmutungen und Zusprüche für Kranke. Der zweite Teil enthält: 1. Vorbereitung des Kranken auf den Tod. 2. Der Todeskampf. 3. Die letzten Augenblicke des Sterbenden.

Iesus, der Getreuzigte, meine Zuflucht. Ein Trost- und Erbauungsbuch für Kranke und Leidende vom seligen Ferdinand Dorn, geistlicher Rat, Dechant des Dekanates Schörfling. Mit Approbation des Ordinariates Linz. 3. Aufl. Haas in Wels 1877. 8°. 564 Seiten, Anhang 52 Seiten, Nachtrag 15 Seiten. Geb. K 2.40.

Auch ein vorzügliches Krankenbuch, das einem erfahrenen tüchtigen Seelsorger sein Dasein verdankt. Priester und Patient können das Buch gleich gut gebrauchen. In der Einleitung sind Belehrungen über das Verhalten vor und während der Krankheit und nach der Genesung, Verhaltungsregeln für die Wärter; dann folgen Betrachtungen für Kranke: Das Leiden Christi bietet eine Menge nützlicher Betrachtungspunkte; ebenso die Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn. Der Wert, die Notwendigkeit des Leidens, Geduld, Vertrauen auf Gott, kurz alles, was nur auf eine richtige Stimmung und Gesinnung des Leidenden Einfluß nehmen kann, wird in dem herrlichen Buche mit einfachen, kräftigen Worten vor Augen gestellt. Reich ist die treffend gewählte Zahl der Legenden und Erzählungen für Kranke, ebenso enthält der Gebetsteil (Seite 342—536) Gebete und Andachten für alle Bedürfnisse des Kranken. Die meisten dieser Gebete sind bekannten asketischen Werken älterer Zeit entnommen. Der Anhang ist für Priester — sie finden darin den Ritus bei Auspendung der Sterbekommunion, bei Erteilung der Generalabsolution, bei Aussegnung der Seele und Einsegnung der Verstorbenen, im Nachtrag die sieben Bußpsalmen in deutschem und lateinischem Texte.

Krankenbuch von P. Martin von Cochem, Ord. Cap. Ein Handbüchlein für Priester und Laien, zugleich ein Hausbüchlein für die christliche Familie. Neu herausgegeben von August Mayer, Repetitor am erzb. Priesterseminar zu St. Peter. Mit Approbation des Erzbischofs von Freiburg. Mit Titelbild. 2. umgearbeitete Aufl.

lage. Herder in Freiburg 1889 8°. 350 Seiten. Geb. M. 2.20 = K 2.64.

Mit unermüdlichem Eifer hat der berühmte Kapuziner-Pater Martin aus Cochem an der Mosel gearbeitet durch Predigten und Schriften, um das durch die Reformation in seinem Glaubensleben so sehr herabgekommene Volk zu neuer Liebe und Begeisterung für seine Religion, zu besserer Gesittung zu bringen. Durch eine große Anzahl von Gebet- und Erbauungsbüchern suchte er Jung und Alt zu unterrichten und zu erziehen. Auch die Kranken vergaß er nicht und verfaßte für ihren Gebrauch im Jahre 1695 sein Krankenbuch. Seine Werke fanden die größte Verbreitung; ihre schlichte, überzeugungsvolle, aus dem Herzen kommende und zum Herzen gehende Sprache sicherte ihnen überall Freunde und diesen erwuchs aus dem Gebrauche der Schriften der größte Nutzen. Wenn sie auch in ihrer kräftigen Ausdrucksweise und mit den oft drastischen Bildern, deren sich Martin, um die Herzen zu erschüttern, bediente, den Spott der Aufgeklärten ernteten, die Bücher leben und wirken fort, die angesehensten Verleger lassen sie immer wieder — freilich in vieler Beziehung „modernisiert“ — erscheinen und das Volk greift immer wieder nach den gar so kräftigen und herzlichen „Cochembüchern“. Und daß Herder das Krankenbuch von P. Martin zum Gebrauche für Priester und Kranke zugänglich erhält, dafür verdient er Dank. Wir haben selbst dies Krankenbuch gern und mit gutem Erfolg gebraucht in der Krankenseelsorge. Inhalt: Im ersten Teile finden sich Betrachtungen über den Tod, das Gericht, die Sünde, über wahre Neue, Sündenbekennnis, über Liebe und Vertrauen zu Gott, über das Leiden Christi, über die Aufrufung der Heiligen. Diesem reibt sich an, der Gebetsteil, Anleitung und Gebete zur Vorbereitung zum Tode; zum Schlusse das Rituale ac Benedictionale pro infirmis et agonizantibus.

Ausschließlich für den Gebrauch durch Priester ist berechnet: **Comes Pastoralis ad usum Sacerdotum in functionibus Sacris passim obviis, et praesertim in cura infirmorum ac morientium.** Accedit appendix piarum precum in usum privatum sacerdotum. Curavit F. Wacker, parochus et decanus in Wuennenberg. Cum permissu superiorum. Editio quarta. Paderbornae, Sump-tibus et typis Junfermannianis. 1904. 12°. 288 Seiten. Geb. M. 2.40 = K 2.88.

Dies gefällige und handsame Büchlein dient nicht allein Krankenzwecken; es enthält den Taufritus, die benedictio mulieris, benedictio infantis, puerorum, benedictio aquae, die Formeln für verschiedene Weihungen und Segnungen, ordo sepeliendi, Formeln für Aufnahme in Bruderschaften, die forma copulandi u. s. w.; der zweite Teil (von Seite 69—223) ist für Kranke und Sterbende bestimmt und zwar Gebete und Ritus für Ausspendung der Sterbesakramente, des Sterbeablasses; zum Zuspruch bei Krankenbesuchen eine Reihe von Aussprüchen der heiligen Schrift, Worte der Heiligen, Denksprüche — Gebete für Kranke und für deren Vorbereitung auf den Tod, Sterbegebete. Eine schätzenswerte Beigabe ist die Praeparatio ad missam, die gratiarum actio und preces diversae in usum sacerdotum, endlich der Exorcismus.

Herr, den du liebst, der ist krank. Ein Kranken- und Trostbuch für katholische Familien, besonders aber zum Gebrauche für Seelsorger. Von Dr. Franz Hettinger. Approbirt vom Erzbishof von Freiburg. Mit einem Titelbild. 5. Aufl. Herder in Freiburg 1904. 12°. 424 S. Geb. M. 4.— = K 4.80.

Eine Fülle von Gebeten für alle nur erdenklichen Lagen und Anliegen der Leidenden. Der Wert dieser Gebete liegt darin, daß sie, der Mehrzahl nach aus älteren Ritualien und Erbauungsschriften gesammelt, vom Geiste tiefster Religiosität durchdrungen sind und den Kranken befähigen, in der herzlichen, glaubensinnigen Weise der Alten mit Gott zu verkehren. Von großen Geistesmännern verfaßt, haben sie schon zahllosen Kranken und Sterbenden Trost und Stärkung gebracht. Bei der reichen Auswahl finden auch solche, die länger ans Krankenbett gefesselt sind, eine nützliche Abwechslung und immer neue Anregung. Auch für Betrachtungsstoff ist gesorgt. Zum würdigen Empfange der heiligen Sterbesakramente verhelfen reichlich angeführte Gebete von Seite 116 bis 224. Die Gebete Seite 225 bis 350 sind für die Sterbenden berechnet; zum Troste der Hinterbliebenen dient der 5. Teil (350 bis 392). Im Anfang finden Priester den Ritus zur Ausspendung der Sterbesakramente, für die Generalabsolution, benedictiones super infirmum und die Lösung mancher Schwierigkeiten, die sich dem Priester bezüglich der Krankenbeichte, der heiligen Wegzehrung, der letzten Delung ergeben können.

Ein Büchlein, das gewiß allgemeinen Beifall finden wird schon einmal wegen des so bequemen Formats, dann aber auch wegen seiner guten Verwendbarkeit im Dienste der Kranken, ist: **Der Krankendienst.** Kleines Taschenbüchlein für Schwestern, Brüder und Seelsorger, enthaltend Gebete zum Vorbeten und fürzeste Winke für die erste Hilfe bei Unglücksfällen von M. Kinn, Rektor. 3. Auflage. Charitasverband für das katholische Deutschland in Freiburg i. Br. 1904. 12°. 119 S. Gbd. in Leinwand M. 0.70 = K — .84.

Nur zu billigen sind die einleitenden Regeln über das Vorbeten bei Kranken! Im Uebereifer und Unverstand werden ja da manche Fehler gemacht. Außer den gewöhnlichen Gebeten kommen auch vor der Ritus der Spendung der heiligen Sterbesakramente und der Generalabsolution.

Für Priester müssen wir noch anführen das so handsame Büchlein: **Manuale parvum ad usum Sacerdotum, maxime curam animarum gerentium in ampliore formam redactum a Dr. C. Keele, Cancellari episcopali. Cum approbatione episcopali. Sumptibus Benziger, Einsidiae. 1902. 16°. 207 Seiten. Gbd. M. 2.— = K 2.40.**

Das Büchlein zerfällt in einen pars liturgica mit dem Ritus der Spendung der Sterbesakramente, benedictio Apostolica, Ordo commendationis animae und vielen Gebeten für Kranke und Sterbende, dann die verschiedenen Benedictionen. Pars ascetia bietet dem Priester: preces matutinae, vespertinae; praeparatio ad Missam, gratiarum actio, Gebete, Hymnen, Georgismus, Itinerarium, Vitaneien.

Pastor fidelis oder: Der katholische Priester am Krankenbette. Von J. L. Brunner, Pfarrer. Benziger in Einsiedeln. 12°. 290 Seiten.

Ein älterer Seelsorger schreibt uns über dieses Krankenbuch, daß er es schon über 30 Jahre benütze und schon vielfach als recht praktisch empfohlen habe. Die in der Einleitung enthaltenen Ratschläge könnten besonders jüngeren Priestern nur nützen. Im ersten Teile sind Ermahnungen, Gebete, Trostworte für die Kranke; im zweiten Teile findet der Priester den modus providentia infirmos, im Anhange einige Benedictionen.

Außer dem Seelsorger kommen bezüglich des Krankendienstes in Betracht die Hausgenossen und alle, die sich aus Beruf oder christlicher Liebe dem Krankenstande widmen. Ihre erste

Aufgabe ist die körperliche Pflege des Kranken: Ob diesem sein Leiden schwerer oder leichter wird, das hängt vielfach vom guten Willen, von den praktischen Kenntnissen und vom Geschick der ihn Pflegenden ab; wir besitzen einige Bücher, die vorzüglich geeignet sind, den Krankenpflegern den opferwilligen Sinn, den sie unbedingt brauchen, die nötigen Kenntnisse beizubringen, um den Kranken ihre Leiden auf alle Weise zu lindern, mit den Bemühungen des Arztes erfolgreich mitzuwirken, in unvorhergesehenen und solchen Fällen, wo der Arzt nicht zur Hand ist, die erste Hilfe zu leisten und nebstbei auch das Amt eines barmherzigen Samaritans durch religiösen Beistand zu üben.

Für Krankenwärter und für die Familienbibliothek empfehlen wir: Des Kranken Hilfe, Gebet und Betrachtung. Von Alois Catheining, Pfarrer. Mit oberhirtlicher Genehmigung. „Styria“ in Graz 1905. 12°. 107 Seiten. Broschiert K 1.—.

Besonders der erste Teil erscheint uns recht praktisch: was über Krankenbesuche, über Verdienstlichkeit der Krankenpflege, über die hiezu nötigen Eigenchaften gesagt ist, all die Ratschläge, wie man den Kranken behandeln, heben und legen, wie das Krankenzimmer einzurichten ist u. s. w. zeigt von reicher Kenntnis und Erfahrung. Die Kapitel: Des Kranken übernatürliche Heilung, des Kranken Trost und des Kranken Sterben geben Anleitung, wie die Umgebung des Kranken religiösen Beistand leisten soll und kann. Den zweiten Teil bilden Gebete und Betrachtungen für die Kranken. (Mit großem Druck.)

Katholische Krankenpflege. Ein Lehr-, Trost- und Andachtsbuch, zunächst für Ordenspersonen, welche sich dem Krankendienste widmen. Von P. Alois Krebs aus dem Redemptoristen-Orden. 3. verbesserte Auflage. Mit Erlaubnis der Ordensoberen und bischöfsl. Approbation. Laumann in Dülmen 1903. 12°. 501 Seiten. Gbd. M. 2.—

= K 240.

Bei Verfassung des Buches ließ sich P. Krebs von der ganz richtigen Ansicht leiten, es sei doch notwendig, daß alle Krankenwärter und besonders, die die Krankenpflege als Beruf gewählt haben, die Wichtigkeit und Erhabenheit ihrer Aufgabe recht erfassen, je mehr sie von dieser Erkenntnis durchdrungen sind, desto besser, bereitwilliger, opferfreudiger werden sie ihrer Pflicht nachkommen. Deshalb handelt der erste Teil (Seite 1 bis 97) vom Krankendienst als Beruf und zwar ist dieser Beruf ehrenvoll, segensvoll, anspruchsvoll, gefährvoll. Nach diesen nützlichen Darlegungen geht der Verfasser im zweiten Teile auf die Krankenpflege im allgemeinen über und belehrt über die Tröstung des Kranken, über dessen Aufmunterung zum Empfange der heiligen Sakramente, über die Anleitung zur willigen Annahme des Todes, über den den Kranken zu leistenden Beistand in den Versuchungen und beim Tode; über einige Arten von Krankenpflege wird besonders gehandelt, so z. B. im Kriege, bei Geisteskranken, in Spitälern. Im Anhange sind erbauliche Beispiele für Kranke und Sterbende angeführt. Mit dem dritten Teile beginnen die Gebete, Andachtssübungen: 1. Beim Beginne der Krankheit, 2. bei lang anhaltender Krankheit, 3. bei zunehmender Gefahr, 4. bei Spendung der heiligen Sakramente, 5. Sterbegebete; endlich Gebete und Andachtssübungen für krankenpflegende Ordenspersonen. Wir können dem hübsch ausgestatteten Buche nur das beste Lob spenden und selbes aufs wärmste empfehlen.

Aus dem eben besprochenen Buche nahm P. Krebs den zweiten und fast den ganzen dritten Teil heraus zu einer Separatausgabe mit dem Titel: **Krankentröstung**. Ein Trost- und Andachtsbuch für die Kranken. Von P. Alois Krebs. Mit Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit. Laumann in Dülmen 1897. 12°. 254 Seiten. Gbd. M. 1.20 = **K 1.44**

In dieser Form dient es als Handbuch für die Kranken selbst, die darin Lehrengaben über den Wert der Leiden und die Art, sie verdienstlich zu tragen, über den Empfang der heiligen Sterbesakramente, über die Verjüchungen und deren Bekämpfung und die für ihre Lage zweckdienlichen Gebete finden.

Ebenfalls ein Excerpt aus „**Krankenpflege**“ ist: **Krankenbeistand**. Ein Handbüchlein für Priester und Krankenpfleger. Von P. Alois Krebs. Mit Gutheißung der Oberen und bischöfl. Approbation. Laumann in Dülmen 16°. 1897. 126 S. Gbd. M. — .50 = **K 0.60**

1. Teil: Gebetsformulare zum Gebrauche für die Priester, Ritus der Ausspendung der Sterbesakramente. Preces in visitatione infirmorum. Variae benedictiones. 2. Teil: Gebete, die man mit den Kranken verrichten kann während der Krankheit, beim Sterben, Gebete nach dem Verscheiden. Recht handsam. Teils zum Vorbeten, teils zum Gebrauche für die Kranken selbst recht anzuempfehlen.

Für die Kranken besonders wegen des ganz außergewöhnlich großen Druckes: **Kurze Kerubengebete für Krankte**. Großenteils aus den Schriften des heiligen Alphonsius Maria von Liguori und des ehrwürdigen P. Martin von Cochem. Herausgegeben von P. Alois Krebs. 2. Aufl. 7. bis 12. Tausend. Laumann in Dülmen 1899. Groß 8°. 47 S. Gbd. M. — .50 = **K — .60**.

Nicht unerwähnt können wir lassen: **Die barmherzige Liebe**. Eine heilige und erhabene Berufspflicht für die christliche Jungfrau in der Welt. Von J. L. Lichlé, Priester der Diözese Straßburg. Mit Erlaubnis der geistlichen Obrigkeit. Laumann in Dülmen 1901. 16°. 516 S. Gbd. M. 1.50. = **K 1.80**.

Viele Jungfrauen widmen sich dem Ordensleben und überkommen dort den Beruf des Krankendienstes und die Ausübung einer oft heroischen Nächstenliebe. Nach Ansicht des Verfassers des angeführten Büchleins soll aber auch die in der Welt lebende Jungfrau „ein Engel christlicher Nächstenliebe“ sein, besonders in solchen Gemeinden und Ortschaften, wo keine Berufskrankenpfleger sind und oft auch ärztliche Hilfe nur schwer zu erreichen ist. Da sollen, wie Lichlé ausführt, Jungfrauen und kinderlose Witwen sich als die Werkzeuge und Stellvertreterinnen der liebenden Vorsehung betrachten und den Kranken und Leidenden zu Hilfe kommen. Natürlich kann das nicht auf jede Jungfrau, ob jung, ob älter, ob in Abhängigkeit oder in Selbständigkeit lebend, ausgedehnt werden, besonders geht dies solche an, die für sich leben, unabhängig sind, die Zeit und Mittel haben, um sich mehr den Werken der Nächstenliebe zu widmen und diese könnten auch nichts besseres tun, als dem Herrn in den Kranken und Leidenden dienen. Warum und wie sie das tun und üben sollen, darüber gibt das Büchlein Aufschluß in der zweiten Abteilung: Von der christlichen Liebestätigkeit. (Seite 185 bis 393.) Die erste Abteilung handelt eingehend vom gottgeweihten Tugendleben, die dritte bringt Gebetsübungen. Das Büchlein wird gewiß Nutzen stiften.

Handbüchlein des Krankenbesuches, wie man ihn nützlich macht für Leib und Seele des Kranken. Allen Freunden der Kranken, besonders den wohltätigen christlichen Frauen und Jungfrauen, sowie allen Pflegevereinen gewidmet von Matthias, Verfasser des Krankenbüchleins für Landleute. Mit bischöfl. Genehmigung. Paulinusdruckerei in Trier 1887. 8°. 152 S. Gbd. in Leinwand M. 2.— = K 2.40.

Es ist ja wahr, daß die Kranken sich oft in Pflegeverhältnissen befinden, die „eher zum Krankmacheln als zum Heilen und Lindern geeignet sind“. Mit dem bloßen Bemitleiden und Bedauern ist da wenig geholfen — es heißt, die hilfreiche Hand ans Werk legen. Das vorliegende Buch will nun auch die christlichen Frauen und Jungfrauen, welchen ihre Lebensstellung die Übung der christlichen Charitas es gestattet, für die Ausübung der Krankenpflege begeistern, es will namentlich die Bildung von Pflegevereinen anregen und bringt Statuten für eine Krankenpflege-Bruderschaft in armen Landgemeinden, Anweisungen für die einzelnen Dienste (Ordnerin, Schaffnerin, Besucherinnen, Köchinnen und Gehilfinnen), stellt eine Hausapotheke zusammen, darinnen allerlei Haus- und Heilmittel zu finden sind, gibt Anweisung über Verbandzeug, über Pflegegeräte; recht gut ist die Erinnerungstabelle für plötzliche Unglücksfälle. — So weit die Sorge für leibliche Hilfe. Von Seite 65 an kommt die Sorge für das Seelenheil des Kranken: zuerst allgemeine Verhaltungsmaßregeln, dann Andachtübungen, geistliche Lesungen aus der „Nachfolge Christi“, Materiale zur Erwägung für die Krankenwärter (auch Geistliche), damit sie imstande sind, auf die Klagen der Kranken schlagfertig zu antworten. Anleitungen zum Empfange der heiligen Sakramente, zum Beistande im Todeskampfe. Wir können halbwegs Gebildeten das Buch nur empfehlen.

Vom gleichen Verfasser stammt:

Krankenbüchlein für Landleute, auch brauchbar für Städteleute, oder: Wie sollen Landleute ihre Kranken pflegen. Mit einem Anhange über die Sorge für die Gesundheit und die Einrichtung der Hausapotheke. Ratschläge, gesammelt von einem Landpfarrer, geprüft von einem Landarzte. 2. vermehrte Aufl. Paulinusdruckerei in Trier 1884. 8°. 136 S. in Karton M. 1.20 = K 1.44.

Es gibt Seelsorger, die sich im langjährigen Verkehre mit Kranken viele Erfahrungen sammeln, nicht bloß bezüglich der Krankenseelsorge, sondern in betreff alles dessen, was zur leiblichen Pflege u. s. w. gehört. Ein solcher geistlicher Praktikus übergibt in dem „Krankenbüchlein“ eine gewiß wertvolle und überall brauchbare Belehrung in populärer Darstellung über: Krankenpfleger, ärztliche Hilfe, Krankenberichte, Krankenzimmer, Pflege des Kranken, Krankenkost, Verabreichung der Medizin, erste Hilfe bei Unglücksfällen, über Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung der Ansteckung, über Trosten und Versehen, Tod und Leiche. Im Anhange sind die Fragen behandelt: Wie bleiben die Landleute gesund? Wie ist die Hausapotheke einzurichten?

Wie wir überhaupt die ohnehin weltbekannten **Schriften des Pfarrers von Wörishofen, Sebastian Kneipp**, empfehlen, weil sie so viele vielfach erprobte, leicht auszuführende Ratschläge zur Erhaltung der Gesundheit, zur Behandlung der Kranken enthalten, so möchten wir an dieser Stelle besonders hinweisen auf:

Ratgeber für Gesunde und Kranke von Sebastian Kneipp. 5. Aufl. L. Auer in Donauwörth. 8°. 296 S. Preis gbd. M. 1.— = K 1.20.

Das Buch zerfällt in zwei Teile. Deren erster handelt von der Pflege des Menschen u. zw. insbesondere von der Pflege der Kinder und der heranwachsenden Jugend, Verhaltungsmaßregeln für das reife Alter, für das Greisenalter; im zweiten Teile sind die Krankheiten und deren Heilung besprochen. Die Einteilung derselben ist nach den Altersstufen: Krankheiten der Kinder, der heranwachsenden Jugend, des reifen und des Greisenalters. Den Schluß bildet die Abhandlung über Wasser-Anwendungen und über die Heilmittel der Hausapotheke. Der Name des Verfassers macht weiteres Lob entbehrlich.

Wenn wir einige Werke folgen lassen, welche Aerzte als Handbücher für die Krankenpflege herausgegeben haben, so soll damit nicht etwa Anlaß und Anleitung geboten werden, um auf eigene Faust zu „kurieren“, den Aerzten ins Handwerk zu pfuschen und deren Hilfe entbehrlich zu machen, sondern deren Zweck soll sein: Hilfeleistung in plötzlichen Unglücksfällen, in denen ärztlicher Beistand nicht zu erreichen ist; die Krankenpfleger sollen aus diesen Büchern Geschick und Verständnis gewinnen, um den Aerzten mit Erfolg an die Hand zu gehen, deren Anordnungen richtig auszuführen und den Kranken in praktischer, nützlicher Weise zu dienen.

An erster Stelle nennen wir das Werk einer bekannten medizinischen Kapazität:

Die Krankenpflege im Hause und im Hospitale. Ein Handbuch für Familien und Krankenpflegerinnen von Th. Billroth. 7. verbesserte Aufl. Herausgegeben von R. Gersuny und L. Moszkowicz in Wien. Mit einem Porträt Th. Billroths, 13 Figuren im Texte, 49 Abbildungen auf 32 Tafeln. Karl Gerolds Sohn in Wien 1905. Gr. 8°. 314 S. Gbd. K 5.—.

Um den hohen Wert des Buches zu zeigen, bieten wir eine gedrängte Inhaltsangabe: Die Einleitung gibt einen Unterricht über die Krankenpflege im allgemeinen, über die notwendigen Eigenschaften der Krankenpflegerin; dann bespricht Dr. Billroth im 1. Kapitel die Einrichtung des Krankenzimmers, das Krankenbett und seine Ausstattung. Im 2. Kapitel finden sich allgemeine Regeln über die Pflege bettlägeriger Kranken, z. B. Sorge für gute Lage und Behaglichkeit des Kranken im Bett, Umbetten, Wundliegen und Mittel dagegen; das 3. Kapitel enthält Unterweisungen über die Ausführung der ärztlichen Verordnungen; 4. Kapitel: Vorbereitungen zu Operationen und Verbänden. 5. Kapitel: Beobachtung und Pflege fiebender Kranken im allgemeinen. 6. Kapitel: Pflege bei Seuchen und ansteckenden Krankheiten. Wahrung vor Ansteckung, Desinfektion. 7. Kapitel: Pflege bei Nervenkranken und Geisteskranken. 8. Kapitel: Hilfeleistung bei plötzlichen Unfällen. 9. Kapitel: Ernährung und Diät. 10. Kapitel: Die Pflege des kranken und gesunden Kindes. 11. Kapitel: Vom Bau und den Leistungen des menschlichen Körpers. Viele recht gelungene Illustrationen helfen dem Texte wirksam nach, besonders erscheinen uns jene sehr zweckmäßig, die die verschiedenen Verbandarten zeigen, die Art des Krankentransportes, die Notverbände bei plötzlichen Unfällen. In besseren Familien, in Spitälern, für alle Pflegerinnen mit einiger Intelligenz von großem Nutzen. Religiöse Momente fehlen.

Die erste Hilfe bei plötzlichen Unglücksfällen. Ein Leitfaden für Samariter-Schulen in sechs Vorträgen von Dr. Friedrich von Esmarsch, Professor der Chirurgie an der Universität Kiel.

20. Aufl. Mit 151 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. 91. Tausend.
J. C. W. Vogel in Leipzig 1904. 8°. 127 S. Preis gbd. M. 1.80
= K 2.16.

Ein Buch, das in jedem besseren Hause sich finden soll. Nach ärztlichem Gutachten gehört es zu den besten seiner Art; es ist in die meisten Sprachen der Welt übersezt worden. Wer sich mit Hilfe eines solchen Buches unterrichtet, wer doch wenigstens das Buch zur Hand hat, sobald ein plötzlicher Unfall sich ereignet und nach dessen Anleitung helfend einzugreifen versteht, der kann manches Menschenleben retten, das sonst, weil es an Hilfe gebracht, zu Grunde gehen müßte, kann den Verunglückten doch wenigstens große Erleichterung verschaffen. Populäre Vorträge, wie sie in der sogenannten Samariter-Schule gehalten werden, sind da wohl von großem Nutzen. Zur zweckmäßigen Hilfseleistung gehört die Kenntnis des Baues des Körpers, seiner Bestandteile, der Funktionen derselben — hierüber gibt der erste Vortrag Auskunft. Der zweite handelt von den verschiedenen Verleihungen, deren Behandlung durch den Arzt und durch den Laien, die Verbände, das Eingreifen bei Blutungen und Vergiftungen. Im dritten Vortrage bildet den Gegenstand die Knochenbrüche, Verrenkungen, Verstauchungen, Verbrennung, Unterleibsbrüche, Unfälle durch elektrische Entladungen. Im vierten Vortrage wird die Hilfseleistung bei Ertrinken, Erfrierung, Ersticken, Bewußtlosigkeit, Herzschlag u. s. w. erklärt. Eine wichtige Sache ist der Transport Verunglückter. In Bild und Wort klärt hierüber der 5. Vortrag auf; den Schluß bildet die Unterweisung über Krankenpflege. Die Illustrationen sind gut, in großer Zahl und zu schnellerem Verständnisse auch ganz notwendig.

Sowohl als Anleitung zu Vorträgen als auch zum Selbstunterrichte ist zweckdienlich das Büchlein:

Der Lehrer als Samariter. Leitfaden für Samariter-Kurse an Lehrer-Seminarien. Von Dr. Friedrich Wagner, Arzt. Mit 38 Abbildungen. Dürr in Leipzig 1904. 8°. 84 S. brosch. M. 1. — = K 1.20.

Die Abbildungen sind besonders deutlich. Das Büchlein bespricht 1. Tuchverbände. 2. Verhalten bei Brüchen und Verrenkungen. 3. Bei Blutungen. 4. Wundbehandlung. 5. Erstickung und künstliche Atmung. 6. Bewußtlosigkeit. 7. Innere Erkrankungen. 8. Kleine technische Ratschläge. 9. Transport Verletzter.

Etwas ausführlicher ist:

Einführung in die erste Hilfe bei Unfällen. Für Samariter-Kurse und zur Selbstbelehrung gemeinverständlich dargestellt von Dr. Ignaz Spiegel, Arzt der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft. Mit 110 Illustrationen, 3 Tafeln und einem Anhang. 3. vermehrte Aufl. Moritz Perles in Wien 1905. 8°. 210 S. brosch. K 2. —

Zuerst sucht der Verfasser dem Leser die notwendigsten anatomischen Kenntnisse beizubringen; dem folgt der Unterricht über die erste Hilfseleistung bei Verleihungen, Blutungen, Knochenbrüchen, Verrenkungen, Verbrennung, Erfrierung, Vergiftung, zur Entfernung von Fremdkörpern, bei behinderter Atmung, Bewußtlosigkeit und sonstigen besonderen Zufällen. Daran schließt sich die Verbandlehre und Belehrung über den Transport der Kranken. Die vielen Illustrationen sind weniger fein, aber anschaulich.

Auf die Verhältnisse in gewerblichen Kreisen nimmt besondere Rücksicht: **Über erste Hilfe bei gewerblichen Unfällen** mit einem kurzen Abriss über die Lehre vom menschlichen Körper (Somatologie), ferner über Unfallverhütung und Gewerbeleidheiten zum Gebrauche an gewerblichen Lehranstalten. Von Dr. Josef Ramboousek, l. f. Sanitäts-

Konzipiert der Kärntner Landesregierung. Mit 55 Abbildungen. Hölder in Wien 1903. Gr. 8°. 52 S. gbd. in Leinwand K 1,20.

Recht praktisch und empfehlenswert ist: **Erste Hilfe im Haushalt.** Merkblätter der Gesundheitspflege. Ein Volksbüchlein für Gesunde und Kranke. Von Dr. Baur, Stabsarzt und Seminararzt in Schw.-Gmünd, Geschäftsstelle des Charitasverbandes für das katholische Deutschland in Freiburg (Breisgau) 1903. Gr. 8°. 94 S. brosch. M. 1,20 = K 1,44

Der Inhalt ist leichtverständlich für alle, die wichtigsten Berrichtungen der Krankenpflege sind durch gute Bilder veranschaulicht. Die Regeln für Gesundheitspflege können nur von großem Nutzen sein; sie sind leicht verständlich und ist das Buch auch für gewöhnliche Haushaltungen geeignet.

Junge Frauen und Mütter finden gute Ratschläge in: **Erste Hilfe bei Kinderkrankheiten.** Die wichtigsten Kinderkrankheiten und deren Behandlung (in alphabetischer Reihenfolge). Von Dr. Hans Braun, Frauen- und Kinderarzt. Pilsen, Volkschriftenverlag. 8°. 132 S. brosch. K 1,50.

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, Mütter könnten sich mit Hilfe dieses Buches selbst an das Kurieren ihrer kranken Kinder machen. Das Buch führt allzuvielen Kinderkrankheiten an, auch solche, die doch selten vorkommen und kann bei dem eng bemessenen Raum den einzelnen Krankheiten nur eine kurze Besprechung widmen.

Große Vorzüge weist auf das für berufsmäßige Krankenpflegerinnen besonders aus dem Ordensstande bestimmte, von Literaturblättern, Bischofshäusern und bischöflichen Ordinariaten empfohlene Buch: **Handbüchlein der Krankenpflege** zu Hause und im Hospitale, zugleich ein Unterrichtsbuch für angehende Krankenpflegerinnen. Von Dr. med. Marx, Sanitätsrat. Bearbeitet von Dr. Alfred Russell. Herd. Schöningh in Paderborn 1905. 5. Aufl. Mit 16 Holzschnitten. 8°. 144 S. gbd. M. 1,80 = K 2,16.

Dieses echt praktische, schon sehr verbreitete Buch, geeignet für Laien, noch vielmehr für geistliche Wärterinnen, bringt nur Notwendiges und Zweckmäßiges, dieses aber eingehend, so daß die darnach gebildeten Krankenpflegerinnen dem behandelnden Arzte gute Mithilfe und den armen Kranken vielfache Erleichterung leisten können. Das gut illustrierte Buch behandelt: Die Pflege im Privathause, im Hospitale, die besonderen Hilfseistungen bei der Krankenpflege, die Pflege in fiebervorhaften, in ansteckenden und solchen Krankheiten, die keine Infektions- und Wundkrankheiten sind, die Ausführung ärztlicher Verordnungen am Krankenbett. Nach einem für Hilfe in plötzlichen Unfällen besonders notwendigen Unterrichte über den Bau des menschlichen Körpers wird die Pflege der Wunden, die Hilfseistung bei Knochenbrüchen, der Verband, die Hilfseistung bei Operationen in zweckmäßiger Weise erklärt. Wir können uns nur den vielen Empfehlungen dieses Buches anschließen.

Wir können nicht umhin, auf ein Werk hinzuweisen, das für Aerzte und Seelsorger gleich wichtig ist. Der Arzt muß wissen, wie er seine ärztliche Praxis dem göttlichen Gezeuge entsprechend üben soll. Es gibt manches Gebiet der Arzneikunde und ärztlichen Praxis, auf dem die modernen Anschaulungen mit dem göttlichen Sittengesetze und auch mit dem natürlichen Rechte in schreiendem

Widersprüche stehen; wir verweisen nur auf die Grundsätze bezüglich des Abortus, der Kraniotomie, der ärztlichen Wirksamkeit bei geschlechtlichen Auschreitungen, auf die Beurteilung und Behandlung der Geisteskrankheiten u. s. w. Auf den Hochschulen, in Lehrbüchern und Fachzeitschriften werden diese Grundsätze, Lehren und die diesen Grundsätzen angepaßten Verhaltungsmaßregeln für die ärztliche Praxis verkündet, welche sich weder um das Dogma, noch um die Sätze des Dekalogs kümmern. Ein Professor am medizinischen Ereignis-Kolleg in Omaha hat nun vor den jungen Medizinern der Universität über die wichtigsten Fragen, besonders über jene, die mit der Glaubens- und Sittenlehre in engem Zusammenhange stehen, Vorträge gehalten und diese durch Herausgabe in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Man kann nur wünschen, daß auch die Mediziner an unseren Universitäten Vorträge in gleichem Sinne zu hören bekämen und wenn schon dies ein frommer, unerfüllter Wunsch bleibt, so soll das Werk, von dem wir sprechen, auf allen Wegen und mit allen Mitteln den Ärzten und allen, die es werden wollen, in die Hand gespielt werden — es wäre von größtem Segen für sie und für jene, die sich ihrer Behandlung anvertrauen. Wir haben das fesselnd geschriebene Buch einem erfahrenen, christlich gesinnten Arzte vorgelegt, er sprach über den Inhalt das vollste Lob aus und den Wunsch, daß es alle Mediziner besitzen mögen, namentlich sollen es katholische Verbindungen in ihre Bibliotheken einstellen zu eifriger Benützung. Die im Werke behandelten Materien müssen auch Seelsorger verstehen, um gegebenenfalls für das forum conscientiae urteilen, raten und entscheiden zu können; also auch für diese ist das Buch sehr zu empfehlen. Ein tüchtiger, mit der katholischen Lehre vollständig vertrauter Arzt hat Erläuterungen geschrieben, die als notwendige Ergänzung betrachtet werden müssen. Die Uebersetzung ist gediegen.

Nun folgt der Titel des Buches: **Aerztliche Moral.** Von P. Charles Coppes S. J. Autorisierte Uebersetzung von Dr. B. Niederberger, Professor der Moraltheologie am Priesterseminar in Chur. Mit einer Vorrede und ergänzenden Anmerkungen von Dr. L. Kannamüller, prakt. Arzt. Benziger in Einsiedeln 1903. 8°. 325 S. Gbd. M. 4.— = K 4.80.

Den Inhalt bilden neun Vorträge. Der erste ist die notwendige Einleitung; er begeistert für den erhabenen Beruf des Arztes, der als einer der vornehmsten Wohltäter der Menschheit angesehen werden muß. Er zeigt dann, daß Moral und Medizin sich nicht feindlich gegenüberstehen, sondern harmonisch miteinander wirken müssen. Der 2. Vortrag handelt von der Stellung des Menschen zur vernunftlosen Schöpfung, von der Vivisektion bei Tieren, vom Selbstmord und der Mithilfe dazu, von der Kraniotomie. Der 3. Vortrag hat zum Gegenstand die Frage der Zulässigkeit des Abortus. Aerztliche Stimmen über Kraniotomie und Abortus bringt der 4. Vortrag. Im 5. Vortrage geht der gelehrte Professor über auf die Wirksamkeit des Arztes gegen geschlechtliche Auschreitungen: was hier gesagt ist, hätte besondere Bedeutung auch für

Eltern und Erzieher. Eine Unterweisung über Standesrechte und Pflichten des Arztes finden die Leser im 6. Vortrag. Der 7. Vortrag behandelt das Verhalten gegen Geisteskranke, diesem dient zur Ergänzung der 8. Vortrag: Richterliche Urteile über Geisteskrankheit, Würdigung der sogenannten „moralischen Erkrankung“, die bekanntlich bei gerichtlichen Untersuchungen eine große Rolle spielt. Ein zeitgemäßer Gegenstand beschäftigt die Leser des 9. Vortrages: Hypnotismus und das Grenzgebiet der Wissenschaft. Im Anhange sind neuere Entscheidungen der Römischen Kongregationen über Kraniotomie und künstlich eingeleiteten Abortus zu finden. Das Werk ist auf der Höhe der Wissenschaft in anziehender Darstellung, ein vorzüglicher Führer für Ärzte, die ihr Gewissen in Einklang erhalten wollen mit den Lehren und Vorschriften der katholischen Kirche, die gute Ärzte und gute Christen sein wollen.

Derselbe Dr. Kannamüller, durch dessen Verdienst das eben ob seiner Bedeutung etwas ausführlicher besprochene Werk eine so wertvolle Ergänzung gefunden hat, bearbeitete ein besonders für Seelsorger ungemein instruktives Werk: **Handbuch der Pastoralmedizin** mit besonderer Berücksichtigung der Hygiene. Von Dr. August Stöhr. 4. Aufl. Herder in Freiburg 1900. Gr. 8°. 538 Seiten. Geb. M. 8.— = K 9.60.

Das ziemlich umfang- und sehr inhaltreiche Buch gehört in die hochgeschätzte „Theologische Bibliothek“. Es ist so bekannt, daß es auf eine eingehende Empfehlung nicht mehr ansteht. Dr. Stöhr geht von dem gewiß richtigen Grundsätze aus, daß kein Stand mehr die Gesundheit, eine wetterfeste, den größten körperlichen und geistigen Anstrengungen widerstehende Gesundheit braucht, wie der Geistliche. In der seelsorgerlichen Tätigkeit kommt der Priester in die öftmalige und enge Verührung mit der Medizin; Seelsorger und Arzt finden sich am Krankenbette. Die Pastoralmedizin muß also zuerst die Gesundheit des Priesters, deren Erhaltung, respektive Wiederherstellung ins Auge fassen — sie muß dann dessen Verhältnis zum Arzt regeln und ihn befähigen, eine seiner schwersten und wichtigsten Pflichten zu erfüllen, die cura aegrotorum. Hiezu gehören: theoretische Schulung und Praxis. Die erstere muß ihm die notwendigste Kenntnis der verschiedenen Krankheitserscheinungen beibringen, doch die Anfangsgründe der Prognostik, sie muß ihn vorbereiten für die Behandlung der Nervenleidenden, der Gemüts- und Geisteskranken, der hysterischen Personen; sie muß dem wichtigsten Teile der Pastoralmedizin, dem Verhältnisse der christlichen Moral zur Heilkunde eine besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Diese Säze bestimmen den Inhalt des Buches — Vorträge, die der Verfasser im Jahre 1876 vor Theologen der Universität Würzburg gehalten hat; die Herren Dr. Renninger, Regens des bischöflichen Klerikalseminars, und Dr. Emmerich, Regens am bischöflichen Knabenseminar, leisteten Beifand bei Abfassung der Bücher. Dr. Kannamüller bearbeitete und vervollkommenete in der vierten Auflage das Kapitel vom Verhältnisse der Medizin zur Moral und manches anderes.

Kürzer und präziser ist geschrieben die **Pastoral-Medizin**. Von Dr. C. Capellmann, Sanitätsrat, Ritter des päpstlichen Gregoriusordens. 10. Aufl. Barth in Aachen 1895. 8°. 278 Seiten. Brosch. M. 3.— = K 3.60.

Dr. Capellmann hat sich die Aufgabe gestellt, ein Handbuch für Seelsorger und Ärzte zu schreiben, welches ihnen bei Ausübung ihres Berufes die Wege weist, die einzuschlagen sind, um in schwierigeren, das Gebiet des Dogmas und der Moral berührenden Fällen richtig zu handeln und zu beurteilen. Capellmann ist ein gläubiger Katholik, kennt genau die

von der katholischen Moral gelehrt Grundsätze und hält sich in seinen Ausführungen streng an sie. Die vom Verfasser verteidigte Erlaubtheit des künstlichen Abortus in einem auf Seite 19 angeführten Falle wird von manchen Theologen bestritten, auch Stöhr ist mit dieser Auffassung nicht einverstanden. Das Buch ist sehr verbreitet. Aus dem Inhalte führen wir an, daß die Einteilung so getroffen ist: von den Geboten Gottes: 5. Gebot: Abortus. Lebensgefährliche Operationen. Anwendung der Medikamente. (Impfung, Ammenwesen, Trunkucht, Hysterie, kirchliche Vererbigung der Selbstmörder. Geisteskrankheiten.) 6. Gebot: Schwere Vergehungen dagegen. Kirchengebote: Kirchenbesuch, Fastengebote. Die Sakramente: Taufe, Kommunion, letzte Delung (Pflicht des Arztes). Die Ehe (deren Gebrauch und Missbrauch). Lebensgefährliche Zustände und Krankheiten: Erkennung derselben. Agonie. Scheintod. Todeszeichen. Erste Hilfe bei plötzlicher Lebensgefahr. Krankenpflege. Da manche Seelsorger — nicht bloß die an Irrenanstalten angestellten — mehr mit der Behandlung Geisteskranker zu tun haben, so bedürfen sie einer eingehenderen Unterweisung in diesem Zweige ihres Berufes, dessen große Schwierigkeiten sich nicht erkennen lassen.

Wir könnten auf mehrere von anerkannten Kräften geschriebene Werke hinweisen (z. B. Koch, Psychiatrische Winke für Laien. Neß in Stuttgart 1880. 8°. 109 S. Bruno Schön, Briefe über Geistesgestörte, Mitteilungen aus dem Leben Geistesgestörter), möchten aber ganz besonders empfehlen: **Pastoral-Psychiatrie.** Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken, zusammengestellt von Dr. Ing. Familler, Kurat an der Kreisirrenanstalt Karthaus Prüll. Mit Approb. des Kapitelvikars von Freiburg und des Ordinariates Regensburg. Herder in Freiburg 1898. Gr. 8°. 180 S. Geb. M. 4 = K 4.80.

Dr. Famillers Werk ist der „Theologischen Bibliothek“ Herders einverlebt. Der Verfasser behandelt im 1. Teile: Psychiatrie, die Geisteskrankheiten im allgemeinen, Kennzeichen und Ursachen des Irreseins. Die Formen des Irreseins teilt er in fünf Gruppen, charakterisiert die einzelnen Krankheitsformen, erklärt die Entstehungsursachen, den Grad der Gefahr und Heilbarkeit und gibt Verhaltungsregeln über das Verhalten gegenüber Neuerkrankungen, Verbringung in eine Pflegeanstalt, über Behandlung Geisteskranker nach Entlassung aus der Anstalt, über Verbüting von Irresein. Im 2. Teile: Pastoral findet der Lezer viel Lehrreiches über das Zusammenwirken der zwei für Kranke wichtigsten und wohltätigsten Stände, der Seelsorger und der Aerzte; wie wichtig besonders bei Behandlung der Geisteskranken die Mithilfe des Priesters, dessen seelsorgerliches Eingreifen ist, wird jetzt so ziemlich allgemein anerkannt, selbst von Aerzten, die sonst nichts weniger als priesterfreundlich sind. In den weiteren Kapiteln werden dem Seelsorger Anweisungen gegeben über das Verhalten den Schülern gegenüber, besonders gegen jene, die erblich belastet sind, gegen schwachsinnige und blöde Kinder, gegen die sogenannten moralischen Idioten. Recht interessant ist, was über die Beurteilung des Selbstmordes geagt ist, über Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit (de peccatis), über den Empfang der Sakramente von Seite der Geisteskranken. Das Buch ist jedem Seelsorger von Nutzen und manchem unentbehrlich.

Oft muß der Seelsorger den Kranken zur Ordnung seiner zeitlichen Angelegenheiten anregen und hiebei mit Rat und Tat an die Hand gehen. Es ist dies wohl ein schwieriges Kapitel und ist große Klugheit und Vorsicht notwendig, da ja bekannt ist, wie schnell der Vorwurf der Erbschleicherei erhoben wird. Dort, wo es die Pflicht des Seelsorgers

ist, in derartige Angelegenheiten einzutreten, ist oft ein verlässlicher Ratgeber notwendig.

Für unsere Leser in Deutschland empfehlen wir: **Ratgeber bei Verfügungen von Todeswegen, Schenkungen und Stiftungen.** Mit zahlreichen Beispielen und Mustern und einem Anhange über Steuern, Kosten und Gebühren. Von Dr. Josef Döchnahl. Ferd. Schöningh in Paderborn 1905. Kl. 8°. 404 S. Geb. in Leinwand M. 2.20 = K 2.64.

Für österreichische Verhältnisse sind berechnet: Andreas Hadingers **Selbstadvokat.** Gemeinverständliche Anleitung zur Selbstverfassung von Verträgen und sonstigen Privatsurfunden, dann von Eingaben, Beschwerden und Rekursen in allen Rechts- und Verwaltungssachen. Mit mehr als 1000 Beispielen und Formularen. In 20 Lieferungen à 60 Heller. Manzische Verlagsbuchhandlung in Wien 1905. Gr. 8°.

Von der neuen Auflage liegen drei Hefte vor, deren erstes von Seite 29—42 Anleitungen für Absfassung von Testamenten enthält.

Besonders möchten wir aufmerksam machen auf Dr. Wilibald Müllers **Neuer Volksadvokat.** Praktischer Ratgeber in allen bürgerlichen und öffentlichen Rechtsachen sowohl, als auch im Privat- und im Geschäftsverkehre. Nach den neuesten Gesetzen gänzlich umgearbeitet von Dr. Heinrich Böhm und Dr. Ferdinand Böhm, Hof- und Gerichtsadvokaten in Wien. 12. Auflage (120—130 Tausend). Karl Prochaska in Wien und Teschen. — Die Neuauflage dieses viel benützten Werkes erscheint in 20 Lieferungen. Gr. 8°. à K — .50.

Uns liegt das 1.—6. Heft vor. Ein fast unentbehrlicher Behelf. Inhalt: 1. Politische Angelegenheiten. 2. Zivilprozeß. 3. Gewerbesachen. 4. Steuerwesen. 5. Stempel- und Gebührensachen. 6. Zollwesen. 7. Verträge. 8. Handels- und Wechselsachen. 9. Testamente, Erbrecht. 10. Abhandlung der Verlassenschaften. 11. Wermundschäftsweise, Kuratell. 12. Sonstige gerichtliche Geschäfte. 13. Grundbuchsachen. 14. Strafgerichtliches Verfahren. 15. Die österr. Staatsverfassung. 300 Formulare zu Rechtsurfunden und Muster gerichtlicher Eingaben sind beigegeben.

Alle Veränderungen in den gesetzlichen Bestimmungen der neueren Zeit sind berücksichtigt in dem **Leitfaden der österreichischen Rechtskunde.** Zum Gebrauche für Handels-, Gewerbe- und gewerbliche Fachschulen und zum Selbstunterrichte bestimmt von Dr. Josef von Baechle. Wagner'sche Buchhandlung in Innsbruck 1905. Gr. 8°. 157 S. Geb. in Leinwand K 3.—.

Im 5. Kapitel ist das Erbrecht behandelt — das Buch scheint uns überhaupt als Handbuch für alle, die mit juridischen Angelegenheiten sich einigermaßen befassen müssen, für Gemeindevorsteherungen, Geistliche usw. recht praktisch und empfehlenswert. Es teilt den Inhalt in folgende Teile: 1. Das Privatrecht (Allgemeine Lehren, Rechte an Sachen, Forderungsrechte, das Familienrecht, das Erbrecht, das Handelsrecht, das Wechselrecht). 2. Teil: Der Zivilprozeß (Einleitende Bestimmungen, Gang des Verfahrens vor den Bezirksgerichten, das Gerichtshof-Versfahren, das Armenrecht, die Exekution, der Konkurs). 3. Teil: Das Strafrecht. 4. Teil: Der Strafprozeß.

Jene Geistlichen, die das viel benützte Werk von P. Wolfgang Dannerbauer: *Praktisches Geschäftsbuch für den Kurat-Klerus Österreichs* (Karl Fromme in Wien 1892. Gr. 8°. 1427 Seiten in 30 Lieferungen à 72 H.) besitzen, finden dort auch die Anweisungen über Errichtung von Stiftungen, Testamenten usw.

Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (**Ist Ersatzpflicht vorhanden?**) Cajus übernimmt für seine Stiefmutter den Verkauf einer Masse Holz. Der Käufer bietet zur Erlangung billigen Kaufpreises dem Cajus eine beträchtliche Summe als Kommissionsprofit an. Dieser nimmt an. Ist Cajus seiner Stiefmutter oder deren Erben ersatzpflichtig, wenn er sagen kann, die Stiefmutter sei mit der Verkaufssumme zufrieden gewesen?

Antwort: 1. Die Erzählung des Falles legt die Vermutung nahe, daß Cajus nicht so viel als Kaufpreis erzielt hat, als er bei mäßigem Müheaufwand sonst würde erreicht haben. Ist das der Fall, dann ist er haftbar und ersatzpflichtig betreffs dieses Mindermaßes des Preises: die Zufriedenheit der Stiefmutter ist von der Voraussetzung bedingt, daß Cajus pflichtschuldige Mühe aufgewendet habe. Wäre aber jene Zufriedenheit eine unbedingte, d. h. wäre es aber dem Cajus ziemlich sicher, daß die Stiefmutter gegen sein Vor gehen, falls sie es könnte, schließlich nichts wesentliches würde eingewendet haben, dann kann er die Sache für erledigt halten.

2. Von Wichtigkeit bei Entscheidung des Falles dürfte auch noch der Umstand sein, ob Cajus überhaupt als Kommissionär den Kauf und Verkauf Anderer zu vermitteln pflegt und er daraus sein Geschäft macht. Für diesen Fall dürfte unterstellt werden, daß er für den vorliegenden Handel ebenso einen Kommissionsprofit beanspruchen könnte wie bei anderen Verkäufen, wenn er nicht ausdrücklich der Stiefmutter gegenüber darauf verzichtet hat. Es wäre alsdann bloß zu sehen, ob die erlangte Provision zu hoch wäre, und ob Cajus wirklich zum Zwecke der Erzielung höherer Provision, als solche gewöhnlich zu sein pflegte, die Verkaufssumme herabgesetzt habe: um wie viel er diese herabgesetzt hätte, für so viel blieb er dann ersatzpflichtig, falls nicht wie ad 1 eine condonatio angenommen werden kann.

Balkenburg, Holland.

Aug. Lehmkühl S. J.

II. (**Gewissensfall, eine Wertangabe betreffend.**) Der Bauer Rustikus verkauft seinen Hof an den Nachbarn Agricola um 30.000 Mark. Mit 20.000 Mark werden die auf dem Hofe lastenden Schulden gedeckt, 4000 Mark läßt Rustikus seiner Ehegattin verschreiben, so daß zu seiner freien Verfügung 6000 Mark bleiben. Damit die überaus hohen Uebernahmgebühren nicht allzu

groß werden, kommen Rustikus und Agricola überein, bei Gericht den Kaufpreis mit 24.000 Mark anzugeben. Rustikus hat einen außerehelichen Sohn, für den er immer ordentlich das Pflegegeld bezahlt hat, der aber wegen Schwachsinn unter Kuratel steht. Der Kürator des Letzteren hört, daß der Kaufpreis ein höherer sei, als der bei Gericht angegebene und sucht Mittel und Wege, um den Vater Rustikus zu zwingen, für seinen außerehelichen Sohn außer dem jährlichen Pflegegeld auch ein Erbe zuzusichern. So entstand die Gefahr, es würde bei Gericht bekannt werden, daß die beiden, Rustikus und Agricola, einen niedrigeren Preis angegeben hätten, als er es tatsächlich war. Besonders fürchtete sich die Frau des Agricola, sie würde vor Gericht unter einem Eide um den wahren Kaufpreis gefragt werden. Die ganze Besorgnis verschwand wieder und über den ganzen Kaufpreis ward bald Stillschweigen. Im Gewissen der Frau Agricolas will es aber gar nicht ruhig werden und sie fragt deswegen einen Priester, was zu tun sei. Der Seelsorger, dem sie diese Frage vorlegt, weist sie ab, es gehe ihn nichts an, er entscheide da nichts. Ein zweiter Priester, dem sie ihre Zweifel vorlegt, antwortet, sie könne ruhig sein, da die Gebühren ohnehin so über groß seien.

Es entstehen nun folgende Fragen:

1. Was ist von der Handlungsweise des Rustikus und Agricola zu sagen? Ist sie im Gewissen erlaubt oder nicht?

2. Obliegt den beiden oder einem derselben im Gewissen eine Restitutionspflicht betreffs der Gebühren von den nicht einbekannten 6000 Mark? An wen und wie ist dieselbe zu leisten?

3. Wie hat sich die Frau des Rustikus zu verhalten, wenn sie a) bei Lebzeiten ihres Mannes vom Gerichte über den Sachverhalt gefragt wird, b) wenn es geschicht nach dem Tode ihres Mannes?

4. Was ist zu halten von den obigen Antworten der beiden Geistlichen, die sie extra confessionem gegeben haben?

Der Übergang von unbeweglichem Eigentum auf einen anderen Besitzer ist mit erheblichen Lasten verknüpft. Abgesehen von den zu entrichtenden Gebühren ist mit ihm in manchen Staaten die Erlegung der Stempelsteuer verbunden. So bestimmt das preußische Stempelsteuergesetz vom 31. Juli 1895 für Kauf- und Tauschverträge, wenn sie im Inlande befindliche unbewegliche Sachen oder diesen gleichgeachtete Rechte betreffen, einen Steuersatz vom 1. vom hundert des Kaufpreises unter Hinzurechnung des Wertes der vorbehalteten Nutzungen und ausbedungenen Leistungen. (Stempeltarif n. 32.) Eine Geldstrafe bis zum zehnfachen Betrage des hinterzogenen Stempels wird verwirkt, wenn bei Auflässigerklärungen und Umschreibungsanträgen ein geringerer Wert angegeben wird als der nach den Vorschriften der Tarifstelle berechnete Betrag, oder wenn bei Auflässigerklärungen und Umschreibungsanträgen eine Urkunde über das Rechtsgeschäft vorgelegt wird, welche

dasselbe nicht so enthält, wie es unter den Beteiligten hinsichtlich des Wertes der Gegenleistung verabredet ist und einem geringeren Stempel unterliegt, als die Beurkundung des wirklich verabredeten Rechtsgeschäfts erfordern würde.

Die verwirkten Geldstrafen treffen jeden Unterzeichner oder Aussteller einer Urkunde besonders und in vollem Betrage. (§ 17 des Gesetzes.)

Andere Gesetzgebungen verbinden ähnliche Abgaben mit dem Besitzwechsel unbeweglicher Werte. Diese Abgaben werden immerhin von den Beschwertern empfunden, umso mehr, als dem gegenüber das bewegliche Eigentum mit durchweg größerer Ertragsfähigkeit geringere Umsatzkosten aufweist.

Verschiedene Wege werden versucht, die Belastung abzuwälzen. Der unbedenklichste ist der gesetzliche. Läßt sich das Rechtsgeschäft in eine andere, geringer belastete Form fügen, so darf diese ohne Zweifel gewählt werden. Die maßgebenden Stellen werden freilich dem Deffnen von Auswegen eine noch größere Findigkeit im Schließen entgegen zu stellen bedacht sein. So hat man in Bayern seit einiger Zeit Nachlaßauseinanderseizungen in der mit viel geringeren Kosten verbundenen Form von Erbanteilsabtretungen vorgenommen. Der Verwaltungsgerichtshof hat nun diesen Weg verlegt, indem er außer der Gebühr für den Anteilsverzicht noch diejenige für die Besitzveränderung notwendig erklärte. (Deutsche Juristen-Zeitung, 1906, S. 313.) Die leichtere Abgabe ist also geblieben und die schwere, der man entgehen wollte, noch hinzugekommen. So mag der Versuch, durch Wahl einer anderen Form des Rechtsgeschäftes einem Teil der Abgaben zu entgehen, wohl in wenigen Fällen glücklich sein.

Die Anreizung, durch niedrigere Angabe des Wertes das gewünschte Ziel zu erlangen, liegt deshalb nahe. Ist jedes Nachgeben, wie es in unserem Falle zum Ausdruck kommt, einer schweren Sünde zu zeihen? Wie auch die Beurteilung der verpflichtenden Kraft menschlicher Gesetze lauten mag, diese Behauptung wird ohne Einschränkung nicht aufgestellt werden können.

„Ein jedes menschliche Gesetz, sowohl das kirchliche als das bürgerliche, verpflichtet, wenn es die notwendigen Eigenarten hat, nicht bloß äußerlich durch den Zwang der Strafe, sondern auch innerlich im Gewissen.“ Wenn A. Koch (Lehrbuch der Moraltheologie, Freiburg i. Br., 1905, S. 65) in diesem Satze die moralische, im Gewissen verpflichtende Kraft des bürgerlichen Gesetzes hervorhebt, so wird damit nicht behauptet, daß nun auch jedes Gesetz in jedem Stücke unter einer schweren Sünde verpflichtet. Darum wird bei Erklärung des Grades der Verpflichtung gesagt (S. 69): „Die kirchliche und staatliche Obrigkeit kann im Gewissen sub gravi verpflichten, obwohl tatsächlich nicht alle Gesetze der menschlichen Jurisprudktion unter schwerer Sünde verpflichten.“

Nicht so leicht ist die Aufgabe, im einzelnen zu bestimmen, wo eine schwere Gewissenspflicht vorliegt, wo nicht und wie weit überhaupt eine Bindung des Gewissens anzunehmen ist.

Die Gesetze selbst geben darüber keinen Aufschluß. In ihnen wird die Rechtsordnung festgesetzt. Die Anwendung des Rechtes auf das Gewissen, die Folgerungen aus der staatlichen Ordnung für die ethischen Pflichten des einzelnen zu ziehen, das kann der Gesetzgeber nicht als seine Aufgabe erachten. Diese müssen vielmehr aus den Grundsätzen der Sittlichkeit abgeleitet werden. Bei der Bestimmung nun, inwiefern die Steuergesetze ihrem ganzen Wortlaut nach für das Gewissen bindend sind, ist die allgemeine Überzeugung ein bedeutsamer, zuweilen gar der vorzüglichste Anhaltspunkt. Es ist darum erklärlich weshalb Schriftsteller, welche diese Frage eingehend behandeln, gerade aus der Handlungsweise gewissenhafter Leute die Gewissenspflicht bestimmen. Dafür sei auf zwei Arbeiten aus neuerer Zeit hingewiesen.

Vermeersch, *Quaestiones de iustitia*, Brugis 1904 S. 136: „Qui iis tantum partibus tributorum defraudat fiscum quibus solent ipsi timorati — ut apud nos dissimulatur verum pretium quo venditus est ager, summa quae hereditate alicui obvenit. — non est hac de causa alicuius peccati insimulandus. Hac inquam de causa: non enim fas est malis uti artibus e. g. mendaciis. In der Anmerkung wird hinzugefügt: observes, ob receptum morem, ne mendacii quidem reatum inesse declarioni inferiori.

G. J. Waffelaert, *Tractatus theologici de virtutibus cardinalibus*. De iustitia II (Brugis 1886) p. 372 f. nimmt wenigstens in der heutigen Zeit und bei den jetzt in Betracht kommenden staatlichen Verhältnissen im allgemeinen eine Gewissenspflicht für die Steuergesetze an. „Si quoddam dubium remanet, id de quibusdam tantum legibus circa vectigalia, quae ut mere poenales a populo accipientur, contingit; aut etiam non tam de natura legis an mere poenalis sit, sed de interpretatione usuali extensionis legis, an hoc vel illud declarari debeat, an tam stricte sit intelligenda, quaestio est.“

Bei der weiteren Frage, ob die Pflicht Steuern zu zahlen, eine Pflicht der Gerechtigkeit oder des Gehorsams sei, unterscheidet Waffelaert die Pflicht einer bestimmten, für den Verpflichteten nach Maßgabe des Gesetzes bemessene Steuer zu erlegen von der Forderung, über den Wert steuerpflichtiger Gegenstände eine Erklärung abzugeben.

Ist eine Abgabe von der Behörde für den einzelnen bestimmt, dann liegt eine Pflicht der Gerechtigkeit im eigentlichen Sinne zur Leistung vor. Solange diese Bemessung der Steuer nicht stattgefunden hat, fehlt es an einem konkret bezeichneten Gegenstand für die ausgleichende Gerechtigkeit und die Verpflichtung kann deshalb noch nicht auf diese Tugend zurückgeführt werden.

Ebensowenig kann die vorgeschriebene Erklärung über den Wert des steuerpflichtigen Gegenstandes als eine Pflicht der Gerechtigkeit aufgefaßt werden. Waffelaert S. 373: „Quod spectat ad obligationem declarandi, demonstrari nequit obligationem hanc esse iustitiae, sed immediatam conscientiae obligationem si agnoscere debeamus, haec solius obedientiae est.“

Da mit den veränderten Verhältnissen des Staatslebens der Neuzeit auch die Verpflichtung der Steuergejeze nicht in starrer Weise nach früheren Auffassungen beurteilt werden kann, war es notwendig, die Ansicht solcher Autoren zu vernehmen, welche in neuerer Zeit die Art dieser Verpflichtung eingehend untersucht haben. Den gleichen Standpunkt bezüglich der Werterklärung nehmen die Moraltheologen unserer Zeit durchgehends ein. Zum Vergleichen sei hingewiesen auf Jos. Aertnys, Theologia moralis I (61901) pg. 329. Clem. Marc, Institutiones morales I (131906) n. 969. F. A. Göpfert, Moraltheologie II (51906) S. 302. H. Noldin, Summa theologiae moralis II (51905) n. 311. A. Lehmkuhl, Theologia moralis I (191902) n. 984.

Aus den allgemein angenommenen Grundsätzen über die Offenbarungspflicht des Wertes steuerpflichtiger Gegenstände ergeben sich folgende Antworten auf die vorgelegten Fragen:

1. Rusticus und Agricola haben den Kaufpreis um ein Sechstel niedriger angegeben, als er in Wirklichkeit bei Abschluß des Rechtsgeschäftes vereinbart war. Der allgemeinen Ansicht gemäß wird eine solche Handlungsweise nicht als unerlaubt erachtet.

2. Mithin kann eine Restitutionspflicht betreffs der Gebühren von den nicht einbekannten 6000 Mark nicht auferlegt werden.

3. Wird die Frau des Rusticus a) bei Lebzeiten ihres Mannes vom Gerichte über den Sachverhalt gefragt, so darf sie selbstverständlich nicht die Unwahrheit sagen, kann sich aber auf ihren Mann berufen, welcher den Vertrag geschlossen hat, und kann bei der Behauptung bleiben, daß ihr nicht mehr als 4000 Mark zugeschrieben sind; b) geschieht das nach dem Tode ihres Mannes, darf sie in gleicher Weise antworten.

4. Der Seelsorger war gehalten, sich über die Angelegenheit ein Urteil zu bilden und dann der Fragenden Bescheid zuforsmen zu lassen. Er konnte ja die Frau auf einen bestimmten Tag zu sich bestellen. Sie in einer so bedeutsamen Angelegenheit den Gewissensängsten überlassen, war für den Seelsorger eine Pflichtverletzung.

Die Antwort des anderen Priesters, sie solle sich beruhigen, war berechtigt; nur hätte er, anstatt die Gebühren als ohnehin überaus hoch zu bezeichnen, vielleicht besser eine eingehendere Erklärung gegeben, warum sie in diesem Falle der Gewissenspflicht Genüge geleistet habe. Die Höhe der gezahlten Gebühren kommt dabei auch in Betracht, aber nicht ausschließlich.

III. (Beichtiegel und Absolution.) Franz und Anna, ein katholisches Brautpaar, verrichten am Morgen des Trauungstages ihre heilige Beichte. Unter anderem klagt sich die Braut einer schweren Sünde contra sextum an, die sie am Vortage mit dem Bräutigam begangen hat. Gleich nach der Beichte der Braut beichtet der Bräutigam Franz, erwähnt aber nicht im geringsten die mit der Braut begangene Sünde. Der Beichtvater stellt nun ganz allgemeine Fragen bezüglich des sechsten Gebotes, vermag aber vom Bräutigam nicht das mindeste Bekennen zu erwirken. Da er nach allem voraussetzen muß, der Bräutigam beichte fakturisch, absolviert er ihn nicht, sondern erteilt ihm unter kurzen Gebeten den priesterlichen Segen, den der Bräutigam für die Absolution hält. Wie ist das Verhalten des Beichtvaters zu beurteilen?

Antwort: Vorliegender Fall dürfte in der Praxis nicht ganz vereinzelt dastehen; bezüglich seiner Lösung aber gehen die Meinungen selbst der gewieitesten Moralisten auseinander. Der heilige Thomas¹⁾ stellt den allgemeinen Grundsatz auf: „In confessione est credendum peccatori confitenti et pro se et contra se; sed contra alium nullo modo est ei credendum: alioquin daretur multis occasio fictae confessionis et fraudulentae infamatio.“ Demnach hat sich der Beichtvater im allgemeinen sein Urteil über den Pönitenten nach der Anklage des Pönitenten selbst (confitenti et pro se et contra se) zu bilden, nicht nach der Aussage anderer, die möglicherweise in betrügerischer oder verleumiderischer Absicht (ficta confessio et fraudulentia infamatio) in ihrer Anklage Sünden anderer erwähnen. Die Sicherheit, die der Beichtvater aus dem Geständnis des Pönitenten gewinnt, ist jedenfalls — im allgemeinen — größer als jene, die durch die Anklage seitens eines anderen erreicht wird, wie dies der heilige Thomas ausdrücklich hervorhebt²⁾: „Quantum ad hanc cognitionem (sc. per confessionis manifestationem) non potest (sacerdos) maiorem certitudinem accipere quam ut subdito credat, quia hoc est ad subveniendum conscientiae ipsius; unde in foro confessionis creditur homini et pro se et contra se.“ Derselben Ansicht ist Suarez³⁾: „Quantumcumque confessor sciat peccatum poenitentis ex aliorum relatione, tenetur in hoc iudicio magis credere ipsi poenitenti propter rationem factam.“ Verschweigt demnach der Pönitent eine Sünde, die der Beichtvater von anderer Seite erfahren hat, so kann und muß er im allgemeinen annehmen, der Pönitent habe entweder die Sünde vergessen oder bereits einem anderen gebeichtet oder er habe einen gerechten Grund, sie zu verschweigen oder endlich die anderen hätten geirrt. Ausgenommen ist der Fall, in welchem der Beichtvater mit unzweifelhafter Evidenz die Sünde kennt, die der Pönitent verschweigt, weil er sie z. B. mit

¹⁾ opusc. 7 al. 12. qu. 6.

²⁾ 4. dist. 17 Qu. 3. art. 3. q. 5. ad 2.

³⁾ de poenit. D. 32. S. 3. n. 9.

eigenen Augen gesehen; in diesem Fall, sagt Suarez¹⁾, „non tenetur ita stare dictis poenitentis, ut non possit uti scientia sua ad convincendum et redarguendum ipsum poenitentem“. Die Grundsätze gelten an und für sich sowohl für den Fall, daß der Beichtvater extra confessionem die Sünde des Pönitenten erfahren hat, als auch für den anderen Fall, daß er sie ex confessione alterius kennt, wie der heilige Thomas nicht unklar an der erst zitierten Stelle²⁾ andeutet. Nun aber können die Umstände, wie in unserem vorliegenden Fall, der Art sein, daß der Beichtvater aus der Beichte eines anderen die Sünde eines Pönitenten mit evidenter Sicherheit weiß, weil unmöglich angenommen werden kann, der erste Pönitent wolle den zweiten verleumden oder stelle einen irrtümlichen Sachverhalt dar, weil er ja selbst bei der Sünde beteiligt ist. Hier spitzt sich nun die Frage zu. Darf der Beichtvater diese Kenntnis, die er aus der Beichte eines anderen gewonnen, als Mittelnur für sein Verhalten dem zweiten Pönitenten gegenüber benützen? Wir reden nicht von einem Gebrauch, der eine offensbare Verlegung des Beichtsiegels enthielte, z. B. durch direkten Hinweis auf die Anklage seitens anderer oder durch spezielle Fragen, aus denen der Pönitent leicht den Verdacht schöpfen könnte, ein anderer habe seine Sünde gebeichtet. Wohl aber liegt die Erwägung nahe, ob es nicht erlaubt sei, zur Verhütung einer absolutio invalida seitens des Beichtvaters den Pönitenten im guten Glauben über die erteilte Absolution zu entlassen und ihn entweder gar nicht zu absolvieren, indem der Beichtvater statt der Absolutionsformel ein anderes Gebet spricht oder ihn sub conditione zu absolvieren. Einerseits tritt eben an den Beichtvater die Pflicht heran, das sigillum nicht zu verleihen und die gewonnene Kenntnis für sein Verhalten als nicht vorhanden zu betrachten, andererseits scheint die Vermeidung einer cooperatio ad confessionem sacrilegam ein hinreichender Grund, sine ullo gravamine poenitentis die Absolution nicht oder sub conditione zu erteilen. Diesbezüglich besteht eine bislang noch nicht genügend geklärte Kontroverse.

Der heilige Alfons³⁾ zählt die Meinungen verschiedener Autoren auf und schließt sich Lacroix an mit den Worten: „Melius meo iudicio sentit Lacroix, quod eo casu nullo modo absolvat, sed tantum aliquid oret ad occultandam negationem absolutionis.“ Unter den neueren Moralisten teilt diese Ansicht E. Müller⁴⁾, der aber wenigstens für den Fall, daß die sakrilegische Beichte des Pönitenten nicht ganz sicher steht, die absolutio sub conditione anräät. Prinzipiell ist auch Göpfert⁵⁾ dafür, den Pönitenten in

1) l. c.

2) opusc. 7 al. 12. qu. 6.

3) I. VI. n. 631.

4) theol. mor. I. III. tit. II. § 152.

5) Moraltheologie 3. Bd. § 145 n. 161.

diesem Falle nicht zu absolvieren: „Wenn der Beichtvater die Sünde nur weiß aus der Beichte eines anderen, zumal des Genossen der Sünde, dann darf er ohne ausdrückliche Erlaubnis des anderen darüber gar nicht speziell fragen, sondern nur im allgemeinen und ohne Gefahr einer Offenbarung der Beichte. Wenn es ganz evident ist, daß der Pönitent sakrilegischerweise die Sünde nicht beichtet, könnte man ihn nicht absolvieren, sondern muß ihn einfach mit dem Segen entlassen, ohne ihm etwas mitzuteilen.“ Da sich aber praktisch eine solche Evidenz in der Regel nicht erreichen läßt, so ist doch die Absolution zu erteilen: „Da aber diese Evidenz durch das Bekennen des anderen allein nicht hergestellt werden kann, so ist er regelmäßig zu absolvieren, absolut, wenn man keinen Grund hat, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, sonst bedingt.“ Noldin¹⁾ läßt die Frage offen: „Quodsi rem non fateatur et plane constet poenitentem tacere peccatum commissum, licet absolutionem omittere et ad occultandum eius omissionem aliquas preces recitare; sed licet etiam poenitentem sive absolute sive condicione absolvere.“ Eine etwas andere Stellung nimmt Gury²⁾ ein bei Lösung eines ganz ähnlichen Falles. Der Pönitent könnte nicht nur, sondern müßte — saltem probabilius — absolviert werden. Als Gründe werden folgende zwei angeführt: „1. confessarius nequit uti notitia confessionis ad negandum sacramentum alicui poenitenti; 2. etiam admissa saltem probabilitate alterius sententiae, non licet uti opinione probabili in materia sigilli sacramentalis.“ Allerdings erlaubt auch Gury nur eine bedingte Absolution, einerseits aus Ehrfurcht vor dem Sakrament, andererseits um das Beichtsiegel nicht zu verletzen und zugleich der etwaigen bona fides des Pönitenten Rechnung zu tragen. Für die Absolution im allgemeinen entscheidet sich auch Jan. Bucceroni³⁾ u. zw. mit Berufung auf den anfangs angeführten Grund des heiligen Thomas.

Da in dieser praktisch-heiklen Frage die Autoren selbst keine ganz einstimmige Stellung einnehmen, wird es sich im allgemeinen empfehlen, den Pönitenten sub condicione zu absolvieren; denn einerseits liegt ein berechtigter Grund vor, an seiner Aufrichtigkeit zu zweifeln, andererseits macht sich der allgemeine Grundsatz geltend: credendum poenitenti pro se et contra se. Eine Verlehung des Beichtsiegels liegt nicht vor, da, wie Noldin (l. c.) und selbst Gury (l. c.) ausdrücklich bemerken, keine revelatio peccati und kein gravamen poenitentis eintritt. Bei der Probabilität der entgegenstehenden Meinung kann aber auch die Absolution verweigert oder vielmehr deren Nichterteilung verheimlicht werden, indem der Pönitent mit dem Segen des Beichtvaters entlassen wird; die mala fides macht ja auch die erteilte Absolution unwirksam.

¹⁾ de sacram. n. 402.

²⁾ cas. conc. de sigillo conf. n. 768 ff.

³⁾ inst. theol. mor. (Romae 1892) de poen. n. 180.

Das Vorgehen des Beichtvaters, der im vorliegenden Fall nicht absolvierte, kann daher nicht beanstandet werden; vielleicht aber wäre auch die milder Praxis, sub condicione zu absolvieren, zulässig gewesen.

Urfahr-Linz.

Dr. J. Gföllner.

IV. (Sind Patriotismus und Unabhängigkeit an die katholische Kirche vereinbar?) Die schottisch-protestantische Allianz überstande Lord Randolph Churchill, der die Ernennung des Katholiken Matthews zum „Home Secretary“ (Minister des Innern) durchgesetzt hatte, folgende einstimmig angenommene Resolution: „Weil das Papsttum die Oberherrschaft über alle weltlichen Souveräne und ihre Untertanen beansprucht, weil Katholiken ihren protestantischen Fürsten ungeteilte Treue nicht bewahren können, weil die offen ausgesprochene Absicht des Vatikans darauf ausgeht, Großbritannien sich dienstbar zu machen, so protestiert diese Versammlung gegen die Erhebung eines Katholiken zu einem so einflussreichen Vertrauensposten.“ Lord Randolph erwiderte (9. September 1886, List 2, 135): „Ich bemerke mit Erstaunen und zu meinem großen Bedauern, daß Leute, welche gebildet und intelligent sein wollen, in diesem Zeitalter der Aufklärung und allgemeinen Toleranz zu so unvernünftigen und unsinnigen Schlüssen gelangen, wie ich sie in Ihrer Resolution wahrnehme.“

Da auch viele Deutsche die Gesinnungen der schottischen Allianz teilen, verlohnt es sich wohl der Mühe, die Gründe dieser Herren auf ihren wahren Gehalt hin zu prüfen und die Widersprüche nachzuweisen, in welche sich unsere Gegner — die religiösen und irreligiösen Fanatiker — verwickeln. Wir beginnen billig mit den ersten und zeigen, daß sie ihre protestantischen Vorfahren durch Wort und Tat verleugnen und sich von den religionslosen Fanatikern nur dem Namen nach unterscheiden. Um ihren Gegensatz gegen die Katholiken zu betonen, erklären sie feierlich: „Ich bin vor allem Nationalist, Deutscher, Engländer, dann erst Christ. Der Gehorsam gegen den Staat und die Staatsgesetze geht mir über alles; ein Konflikt der Pflichten existiert für mich nicht und kann nicht existieren, denn die Kirche hat dem Staat gegenüber kein anderes Recht als sich zu unterwerfen, nicht einmal das Recht des passiven, geschweige des aktiven Widerstandes, das ich gar nicht anerkenne. Hierauf erwidern wir einfach: das mag die neu protestantische Lehre sein, war aber durchaus nicht die alt protestantische.“

Der Protestantismus begann in allen Ländern Europas mit Auflehnung gegen die höchste geistliche und weltliche Autorität, gegen Papst und Kaiser, zunächst in Deutschland. Noch beim Reichstag von Worms hatte keiner der Territorialfürsten sich offen für den Lutheranismus erklärt. Die neue Lehre wurde trotz Papst und Kaiser, trotz Fürsten und Edikten der Reichstage veröffentlicht, die

Reformer aber beriefen sich auf das Beispiel der Apostel: noch mehr, sie versagten den katholischen Fürsten nicht bloß den Gehorsam, sondern protestierten sogar gegen die Duldung der Katholiken und Beibehaltung der Messe. Obgleich sie eine nur vorläufig bis zur Berufung des Konzils geduldete Sekte waren, begannen sie bereits mit Verfolgung der herrschenden und zu Recht bestehenden katholischen Kirche, ihre rechtswidrigen Handlungen aber verteidigten sie durch den Hinweis auf die Bibel. Sie führten sonach die Ordnung um, stellten das „lautere Wort Gottes“ oder ihre Erklärung desselben über die Befehle der Obrigkeit. Man wende nicht ein, die Religion wurde von oben herabdictiert, denn das war erst später und selten der Fall. Während die Katholiken, Frankreich ausgenommen, wo die Liga den rechtmäßigen König Heinrich III. bekriegte, sich auf den passiven Widerstand beschränkten, gingen die Protestantaten in Deutschland, Frankreich, England, Schottland, um nur diese Länder zu nennen, zum aktiven Widerstand über, rissen die Nationalfeinde ins Land, gewährten ihnen für ihre Hilfe gewisse Rechte, traten ihnen Gebiete ab, die katholischen Fürsten gehörten, und setzten sich über das historische Recht hinweg. Die Protestantaten Englands stürzten, abgesehen von verschiedenen Erhebungen, die nicht zum Ziele führten, zwei rechtmäßige Könige, einen protestantischen und einen katholischen. Das schottische Volk war, abgerechnet einige Unterbrechungen, gegen seine Herrscher im Aufruhr von 1543 bis 1688 und verfolgte Katholiken und Episkopale. Die Hugenotten dienten in holländischen, englischen und spanischen Heeren gegen ihr Vaterland lange vor dem Widerruf des Edikts von Nantes. Daraus geht hervor, daß ihnen die vermeintlichen religiösen Interessen weit höher galten als der Patriotismus und der der Obrigkeit schuldige Gehorsam, über den sich namentlich die Reformierten, von Calvin angefangen, leichtfertig hinwegsetzten. Die Beweise hiefür findet man in jeder etwas ausführlichen, z. B. in Karl Müllers Kirchengeschichte.

Der Patriotismus ist weder die erste, noch vorzüglichste Pflicht des Menschen. Die Dankbarkeit steht naturgemäß im Verhältnis zu den Wohltaten, die uns durch die bürgerliche Gesellschaft zufließen. Nun liegt auf der Hand, daß im natürlichen Zustand die Familie und in christlichen Staaten die Kirche weit größere Ansprüche auf unsere Dankbarkeit hat als der Staat und seine Organe, denn auch der moderne Staat tritt in der Regel erst dann für uns ein, wenn Familie und Kirche ihren Pflichten nicht genügen. Befragen wir die Erfahrung, so entdecken wir, daß er trotz seiner hohen Prätensionen in der Heranbildung von Individuen keine glückliche Hand gehabt hat und die Waisen und Hilflosen, die man ihm übergibt, in Familien unterzubringen sucht. Kein vernünftiger Mensch denkt daran, die Rechte der Eltern zu beschränken und die Kinder Staatsdienern zu unterstellen, das hieße ja die Kinder aus dem Schoß der Familie, aus dem Erdreich, aus dem das Menschengewächs so trefflich

gedieh, in ein neues zu verjezten. Wildfremde Lohndiener, denen der elterliche Instinkt und die in der Natur begründete Liebe abgehen, könnten den Kindern die zarte Sorgfalt der Eltern nicht widmen. Die Eltern haben dem Kind das natürliche Leben gegeben, die Kirche verleiht ihm in der Taufe das übernatürliche, wächst durch die im Sakrament verlichene Gnade die Erbsünde ab und verleiht dem Kinde das Kleid der Unschuld, dabei macht sie es Eltern und Paten zur Pflicht, über das ihnen überlassene Kleinod zu wachen, sie selbst aber behält sich die Oberaufsicht vor, und mahnt und warnt, damit sie ja alles so verrichten und tun, als wäre es dem Jesukind getan. Ein so von der Kirche gehegtes und gepflegtes Kind kann, wenn es heranwächst und zu den Jahren der Unterscheidung gelangt, nicht umhin, der Kirche ihre zärtliche Liebe durch Gegenliebe zu vergelten. Jeder, der sich zwischen den Jüngling und die Kirche stellte, ersterem Misstrauen einflöste und die Beweggründe der Kirche verdächtigte, würde sich eines großen Verbrechens schuldig machen und, sollte er Glauben finden, dem Jünglinge den größten Schaden zufügen. Ist es gefährlich, mutwillig, das Ansehen guter Eltern zu untergraben, so ist es noch weit verhängnisvoller, dem geistlichen Erzieher und Seelenhirten entgegenzuarbeiten, weil man ihn um den von ihm geübten guten Einfluß bencidet, denn der Geistliche kann nur in Ausnahmefällen erachtet werden. Die Gegner, mögen sie Christen oder Ungläubige sein, hüten sich, ihre Beweggründe anzugeben und betonen beständig, daß sie das Recht der Freiheit und Unabhängigkeit des Individuumus gegen den Klerikalismus verteidigen. In unserem Zeitalter, in dem alle von Sitte und Zucht aufgeführten Schranken niedergeworfen, Freiheit mit Willkür verwechselt, Gehorsam und Unterordnung unter einem Höheren und Weiseren als Schwäche verhöhnt werden, können wir des guten Beispiels und der Ermahnungen des Klerus zum Gehorsam nicht entbehren. Die Freiheit, welche den germanischen Nationen ihr geistiges Uebergewicht verschafft hat, ist nicht die Freiheit von jeder äußeren Kontrolle, sondern die Freiheit, welche die innere Entwicklung und ungehinderte Betätigung der leiblichen und geistlichen Kräfte befördert.

„Die allgemeine Tendenz der angelsächsischen Gesetze“, sagt Stubbs, „weckte den Geist der Unabhängigkeit und beförderte Selbstverwaltung und den Geist des Selbstvertrauens. Der Angelsachse war stets ein tapferer Mann, aber die Disziplin des Selbstvertrauens fällt mit der Selbstbeherrschung nicht zusammen.“ Wir wundern uns nicht, daß unsere Vorfahren trotz ihrer Tapferkeit in ihrem Appetit und ihrer Leidenschaft kein Maß zu halten wußten. Zu große Unabhängigkeit ist mit Gehorsam unvereinbar. In der Tat zeigten sie wenig Neigung zum Gehorsam und konnten sich deshalb nach der Schlacht bei Hastings (1066) gegen Wilhem den Croberer nicht einigen. (Lectures on early English History S. 16.) Die Mischung von Despotismus mit dem Geist der Unabhängigkeit macht nach

Stubbs die Völker groß. In Polen artete die Unabhängigkeit fast zur Anarchie aus. So lange die Kirche ihre Disziplin aufrecht zu erhalten, sich Gehorsam zu verschaffen vermag, ist sie das Salz der Erde, das Fäulnis und Korruption verhindert. Wird sie vom Staat gehemmt und angefeindet, dann kann sie ihre Aufgabe nur unvollkommen und unter großen Schwierigkeiten lösen. Dass Vertreter derselben Kirche, die an die Stelle der absterbenden Kultur des Heidentumes den germanischen Völkern eine neue christliche Zivilisation vermittelte und Jahrhunderte lang der fast ausschließliche Träger von Bildung und Wissenschaft war, sich viel zu viel in rein weltliche Beschäftigungen einmischt und ihre Hauptbeschäftigung, die Bekehrung und Leitung der Seelen, einigermaßen vernachlässigten und in Ausübung rein weltlicher Pflichten von den Fehlern weltlicher Beamten nicht frei blieben, soll nicht bestritten werden. Mag man das Bestreben der Kirchenfeinde, die Tätigkeit des Clerus auf rein geistliche Berrichtungen zu beschränken, für zweckmäßig halten oder nicht, auf geistlichem Gebiet soll man den Priestern freien Spielraum lassen und sie nicht anfeinden, weil sie vor allem darauf hinweisen, dass diese Erde nur ein Tränenland ist, das zu einer besseren Heimat im Himmel hinführt, dass das Reich, in dem wir geboren und erzogen wurden, eben nur ein kleiner Winkel ist, dass wir trotz unserer Verehrung für unsere Obrigkeit und unsere Mitbürger nie aus den Augen verlieren dürfen, dass ein gemeinsames Band der Brüderlichkeit alle Nationen umschlingt, dass diese für uns keine Fremden sind; vielmehr Miterlöste, Erben des Heils, Brüder in Christus. Gerade die Predigt, diese für unsere modernen Kulturvölker so heilsame Lehre, hat der katholischen Kirche so viele Feinde erweckt und unsere modernen Literaten veranlaßt, katholische Priester den Protestanten entgegenzustellen. Was hat der Jude, der Deutsche, der Engländer, der Franzose voraus, dass wir ihn den besonderen Liebling Gottes und dessen erkorenes Rüstzeug nennen sollten und aus den weltlichen Gütern, mit denen er überhäuft ist, den Schluss ziehen sollten, er sei der Bevorzugte Gottes, dem alle andern zu gehorchen verpflichtet seien. Ein echter Christ kann einen solchen Grundsatz weder aufstellen, noch darnach handeln, denn er würde sich der Anmaßung und des Dünkels schuldig machen. Jeder echte Christ ist katholisch in dem weiteren Begriff des Wortes, nicht partikularistisch. In diesem Sinne war Gladstone katholisch. Der Grad seiner Sympathie für die christlichen, ja selbst die heidnischen Völker wurde nicht bestimmt und geregelt durch den etwaigen Vorteil, den seine Nation aus der Verteidigung ihrer Sache ziehen konnte. Weit entfernt, die Türken zu schonen — weil sie Schützlinge der englischen Regierung waren — zwang er letztere durch seine feurige Beredsamkeit, entgegen ihrem politischen Vorteil sich der Christen der Balkanhalbinsel anzunehmen. Denselben uneignenmäßigen Edelmut bewies er der irischen Rasse gegenüber. Der bedrängten Menschheit

— seinen Brüdern in Christus — zu helfen, war sein stetes Bestreben. Ihm schwebte ein höheres Reich als das britische Weltreich vor Augen, eine höhere Aufgabe als die materielle Wohlfahrt seiner Nation winkte. Nicht alle teilten die religiösen Ansichten Gladstones, aber alle, selbst die Ungläubigen, bewundern seine Sympathie und Liebe. Wollen sie konsequent sein, so müssen sie ihre Bewunderung auch auf den katholischen Priester ausdehnen, der in seiner bescheidenen Sphäre in demselben Geiste handelt.

Tief religiöse, demütige Naturen machen wenig Aufhebens von ihren Gesinnungen und Gefühlen und ziehen die Taten den Worten vor; sie verschmähen es, den Maulhelden sich beizugesellen und den Patriotismus zur Schau zu tragen. Das wird ihnen häufig übel ausgelegt. Der Patriotismus ist eine an sich gute Eigenschaft, artet aber infolge der Uebertreibung in das Laster der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit aus. Die Liebe zum Vaterland kann das Herz des Menschen nicht ausfüllen und führt meistens zur Verkümmерung der Seelenkräfte. Der Patriot, der uns auf die Liebe des Vaterlandes beschränken will, handelt gerade so unvernünftig, wie die Eltern, welche die Heirat der Kinder oder ihren Eintritt in einen Orden verbieten wollen, weil sie ihren Ehrenplatz im Herzen ihrer Kinder zu verlieren fürchten. Dass sie hierdurch dem göttlichen Gebote entgegenhandeln, brauchen wir nicht zu beweisen, ebenso wenig, dass sie sich in vielen Fällen die Herzen der Kinder entfremden, ihnen das Leben verbittern. Die Erfahrung liefert uns zahllose Beispiele. Nach göttlicher und menschlicher Ordnung hat die Liebe verschiedene Rangstufen, ohne indes, wenn sie eine geordnete ist, der im Range tiefer stehenden Liebe Eintrag zu tun. So wenig die Gatten- oder Kinderliebe die Elternliebe verdunkelt, ebensowenig schwächt die Liebe zur Kirche die zum Vaterland. Ganz anders liegt die Sache bei der ungeordneten Liebe, bei der eine Neigung, ein Affekt auf Kosten der übrigen gesteigert wird. Wie die leiblichen Organe durch Sonderarbeiten und Unregelmäßigkeiten affiziert werden, so wird auch die Gesinnung durch geistliche Unordnungen angekränkelt. Gerade infolge unseres übertriebenen Patriotismus sind wir unter das Niveau, das man im Mittelalter erreicht hatte, herabgesunken. Wir können uns wohl mit Recht rühmen, dass unsere Kriege in weit humanerer Weise geführt werden als im Mittelalter und zur Reformationszeit, dass wir unsere Soldaten während des Krieges gut nähren und nicht nach Beendigung des Krieges verabschieden und dem Hungertode preisgeben; aber in anderer Hinsicht stehen wir hinter dem Mittelalter weit zurück. Unsere Vorfahren waren sich wohl bewusst, dass Kriege, Fehden, Duelle mit dem Geist des Christentums und der Bruderliebe unvereinbar seien, während wir aus falschem Patriotismus die ärgsten Gewalttaten und Rechtsverlegungen rechtfertigen und mit den Schwachen, die von den Starken mit Füßen getreten werden, nicht das geringste Mitleid haben, wenn die Interessen unseres Vater-

landes ins Spiel kommen, wenn der vermeintliche Kulturfortschritt die Unterdrückung der Rechte eines Dritten fordert (wir erinnern nur an den Krieg in Transvaal oder die von der Regierung der Vereinigten Staaten Mexiko entzogenen Provinzen), billigen wir jeden Krieg. Die zeitliche Wohlfahrt, der materielle Fortschritt sind durchaus nicht die höchsten Güter, selbst wenn alle Klassen den gleichen Anteil an denselben hätten, noch viel weniger sind sie ein Segen, wenn die Reichen immer reicher, die Armen immer ärmer und hilfsbedürftiger werden. Die Männer, welche vor der Ver-götterung des Staates warnen, sind die größten Wohltäter der Welt und darum auch echte Patrioten.

A. Zimmermann S. J.

V. Nochmals eine Verlezung des Beichtsiegels von seite dritter Personen.) Als Seitenstück zu dem Seite 353 ff. Heft II. des laufenden Jahrganges der Quartalschrift behandelten Gewissensfalles dürfte ein ähnlicher Interesse erwecken, der sich in L'ami du clergé Nr. 53 des Jahrganges 1905 findet und also lautet:

Alois erforscht sein Gewissen in der Nähe des Beichtstuhles, der schon von Peter besetzt ist. Dieser spricht ziemlich laut. Solange Peters Bekenntnis sich um alltägliche Sünden bewegt, bemüht sich Alois, obwohl vergeblich, nichts davon zu vernehmen; sobald aber jener sich über einen Einbruchsdiebstahl anzuklagen beginnt, wird er von Neugierde übermannt, horcht mit gespannter Aufmerksamkeit zu, so daß er kein Wort überhört, und kommt bald zur Überzeugung, daß es sich um den bei seinem Freunde Leo stattgefundenen Einbruchsdiebstahl handle, dessen Täter bisher unbekannt blieb. Erfreut über diese Entdeckung, macht er dem Leo hiervon Mitteilung. Leo beginnt nun, auf des Freundes Angaben gestützt, Nachforschungen anzustellen und es gelingt ihm in der Tat, positive Beweise von der Schuld Peters auffindig zu machen; er macht die Anzeige bei Gericht, Peter wird überwiesen und zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt, während dessen sein Weib und seine Kinder, ihres Ernährers beraubt, der größten Not und Armut ausgesetzt sind.

Die Frage über die Sündhaftigkeit der Handlungsweise des Alois kann mit Stillschweigen übergangen werden, da sie durch die Ausführungen unter 1) und 2) des zitierten Artikels der Quartalschrift schon beantwortet ist. Anders steht die Sache um die zwei weiteren von L'ami gestellten und beantworteten Fragen:

1. Hatte Leo das Recht, sich, wenn auch nur indirekt, der von Alois ihm gemachten Mitteilungen zu bedienen, um den Peter bei Gericht anklagen zu können?

2. Sind die beiden Freunde verpflichtet, den dem Dieb und seiner Familie verursachten Schaden gut zu machen?

Ad 1. Daß Leo durchaus kein Recht hatte, sich auch nur indirekt der ihm von Alois gemachten Größenungen zu bedienen, um den Peter verklagen zu können, steht außer allem Zweifel. Denn nach dem natürlichen und göttlichen Rechte, sowie durch die Dekrete Clemens VIII. und Innozenz XI.¹⁾ ist es unbedingt verboten, sich auch nur indirekt dessen, was unter das Beichtgeheimnis fällt, ad gubernationem externam, für das eigene oder fremde Verhalten zu bedienen, wenn daraus ein gravamen für den Pönitenten entstehen könnte. Bekannt sind die diesbezüglichen von Moralisten und Pastoralisten angeführten Beispiele: es dürfe der Pfarrer (Beichtvater) wegen der in der Beicht erlangten Kenntnis den Dienstboten nicht im Hause einsperren, um ihm das Auftischen der sündhaften Gelegenheit außer dem Hause unmöglich zu machen, den Schlüssel nicht entfernen, damit der Pönitent nicht wieder stehlen könne u. s. w.²⁾ Allerdings gelten obige Dekrete wie die genannten pastorellen Vorschriften dem Wortlauten nach nur dem Beichtvater; da aber das Beichtsiegel nicht bloß den Beichtvater, sondern jedermann, ob geistlich oder weltlich, verpflichtet, der in irgend einer Weise zur Kenntnis der sakramentalen Anklage gekommen ist, so unterstand auch Leo voll und ganz dieser Pflicht. Damit die Heiligkeit des Sakramentes gewahrt und die Aufrichtigkeit und Vollständigkeit des Bekenntnisses möglichst sicher gestellt werde, darf der Pönitent keinen wie immer gearteten Schaden oder Nachteil oder Beschwerde infolge der Anklage zu fürchten oder zu leiden haben.

Ad 2. Betreff des Schadenerjäzes sagt L'ami du clergé, per se et rigorose loquendo scheinen die zwei Freunde gemeinsam verpflichtet zu sein, denselben dem Dieb und seiner Familie zu leisten, und stützt seine Meinung auf folgende Beweisführung: Ohne Zweifel kann niemand, der ein Verbrechen begangen hat und deshalb vom Gerichte verurteilt worden ist, sich beklagen, daß ihm unrecht geschehen sei; insofern auch Peter nicht wegen der Verurteilung an sich; die war gerecht. Aber wie die Sache hier liegt, hatte er ein striktes Recht darauf, daß man sich nicht seiner Beicht bediente, um ihn verurteilen zu lassen, ja nicht einmal um Beweise seiner Schuld zu suchen. Da also Peters Anklage und Verurteilung nur auf Grund der Beweise erfolgte, die man ohne Benützung des Beichtbekenntnisses nicht gefunden hätte, so haben Alois und Leo dessen strikte Rechte verletzt, der erstere durch Offenbarung, der andere durch Benützung des Bekenntnisses. Da sie nun ungerechter Weise strikte Rechte verletzt haben, müssen sie verhalten werden, den dadurch verursachten Schaden gut zu machen. — Indes mildert er, das per se und rigorose loquendo begründend, sein Urteil; er habe diese beiden Beschränkungen gebraucht, weil er tatsächlich eher geneigt sei zu glauben, sie

¹⁾ Decr. Clementis VIII. pro regularibus dd. 26 Maii 1594; decr. Congr. S. Off., edito auctoritate Innocentii XI. 18 Nov. 1682. Vide Gury II Num. 670.

²⁾ S. Schüch-Grimmich, 11. Aufl. S. 802.

seien zur Restitution nicht verpflichtet. Um nämlich zur Gutmachung eines Schadens, von dem man selbst keinen Vorteil gezogen hat, streng verpflichtet zu sein, müsse dieser Schaden durch eine formell ungerechte Handlung verursacht worden sein.¹⁾ Nun sei es sehr wahrscheinlich, daß Leo infolge ignorantia invicibilis sich gar nicht bewußt war, daß er durch Benützung der ihm von Alois gemachten Mitteilung eine gegen Peter ungerechte Handlung begehe, daß er vielmehr nur sein gutes Recht zu verfolgen glaubte. Alois würde zwar zweifelsohne gewußt haben, daß er durch Bekanntgabe des aus der Beicht Gehörten nicht recht handle; aber auch von ihm lasse sich vermuten, daß er nur gegen die Liebe, keineswegs aber gegen die Gerechtigkeit zu sündigen meinte. Die Frage über die formale Ungerechtigkeit der beiden müsse demnach zuerst klar gestellt werden, ehe man ein endgültiges Urteil ausspreche. Bleibt ein Zweifel, könne man sich auf das Adagium stützen: In dubiis, quod minimum est tenendum. Da sie jedoch in irgend einer Weise schuldbar waren, würde man gut tun, sie anzuspornen, der Familie des Peter zu hilfe zu kommen und den verursachten Schaden gut zu machen, soweit es sich tun läßt, und man müßte umso entschiedener darauf bestehen, wenn betreff ihrer Schuld in materia iustitiae eine Vermutung oder Wahrrscheinlichkeit bestehে. — So teils wörtlich, teils sinngemäß die französische Zeitschrift.

Andere Moralisten und Pastoralisten, mit denen der Fall besprochen wurde, sprechen die beiden Freunde von vornherein von jedem Schadenertrag frei. „Von einer „iniusta damnificatio“, so einer derselben, „ist überhaupt nicht zu reden, da Peter keinen Schaden, sondern die wohlverdiente Strafe erleidet. Die Art und Weise der Benützung der Beichtaussage ist freilich ungehörig; aber Peter wurde nicht auf Grund seines Bekennntnisses schuldig gesprochen, sondern auf andere Beweise hin, zu deren Aufsuchung Alois Mitteilung dem Leo die Veranlassung war. Alois hat gesündigt, Leo ebenfalls, aber keiner gegen die Gerechtigkeit, sodaß auch keiner zur Restitution verhalten werden kann. Einen Verbrecher denunzieren ist keine unrechte Handlung.“

Aus dem Schwanken des L'ami du clergé und aus dem direkt die Restitutionspflicht verneinenden Urteil der letzteren scheint demnach die Schlussfolgerung gerechtfertigt, daß die Restitutionspflicht nicht gewiß, sondern zweifelhaft ist; wenn aber dies, ist sie auch nicht aufzuerlegen. Dass der Beichtvater recht und gut tun würde, den beiden Freunden ans Herz zu legen, als Genugtuung für ihren Fehler die notleidende Familie des Peter zu unterstützen, falls sie dazu in der Lage sind, versteht sich wohl von selbst.

St. Florian.

Dr. Moisl.

¹⁾ Vgl. Gurh I. 659; Müller II. p. 415, ed. V.

VI. (**Remotio oeconomica parochorum.**) „Ein Pfarrer ist durch die Investitur mit seinem Benefizium derart verbunden, daß er nur infolge eines kanonischen Prozesses abgesetzt oder versetzt werden kann; bei der sogenannten remotio oeconomica muß er ein gleich- oder minderwertiges Benefizium bekommen, von einer Pensionierung ist in diesem Falle keine Rede. Dies gehört zur Inamovibilität der Pfarrer,” so äußerte sich ein Seelsorger und zitierte viele Autoren für seine Ansicht, der wir aber widersprechen müssen.

Alle Kanonisten sind darin einig, daß ein Pfarrer nur ex causa canonica et quidem notoria, atque servato juris ordine seines Benefiziums verlustig erklärt werden kann. Alexander III. tadelte den Erzbischof von Canterbury, weil er einem Priester sine manifesta causa et rationabili abgesetzt und verpflichtet ihn, den Benefiziaten wieder einzufegen *et cetera*. (Decret. lib. II t. 13, c. 7.). Im Gratianischen Defret heißt es: „Unde oportet ut canonica regula servata, nullus absque consensu Episcopi sui cuilibet presbytero ecclesiam det; quam si juste adeptus fuerit, tunc nonnisi gravi culpa sua et coram Episcopo canonica severitate amittat“ (C. 16. qu. 7, c. 38). Die Kirche will durch diese Bestimmungen ermöglichen, daß der Pfarrer mit Ruhe und einer gewissen Beständigkeit am Seelenheile seiner Anvertrauten arbeite.

Gereicht die Anwesenheit eines Seelsorgers der Pfarrei nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden, ist eine gedeihliche Wirksamkeit ausgeschlossen, dann gilt das Prinzip: utilitas unius non praeferenda est utilitati aut voluntati plurimorum, m. a. W., dann ist die remotio oeconomica anzuwenden. Das offizielle Organ der Kongregationen, die acta S. Sedis, Bd. 37, S. 377, schreibt: „Quando, relate ad parochos inamovibles, causa vere canonica non habetur pro beneficii privatione, aut judicialis processus saltem summarius confici nequit, tunc in subsidium venit remotio oeconomica, quae duplex est, temporanea et perpetua. Remotio ad tempus fit per coadjutoris dationem; remotio in perpetuum fit dupliciter, vel per translationem parochi ad aliud beneficium quamvis simplex, vel per congruae pensionis assignationem.“ Als Gründe einer solchen remotio oeconomica werden inidoneitas parochi ad parochiam salutariter regendam und odium plebis angegeben. Die Abneigung des Volkes muß berücksichtigt werden, wenngleich der Pfarrer schuldlos ist. „Etiam gravia et continua dissidia, ob parochi culpam inter ipsum et civilem auctoritatem exorta, quae in notabile animarum detrimentum vergant, reddere valent parochum minus idoneum ad officia parochialia saltem in eodem loco ulterius praestanda.“

Aus dem Gesagten geht klar und deutlich hervor, wenn das allgemeine Wohl die Entfernung eines Pfarrers erfordert, kann diese der Bischof anordnen. Der Ordinarius kann dem Benefiziaten eine

andere Pfarrei anweisen, er kann ihn auch pensionieren. Dieselbe Kongregation hat am 23. Juli 1892 in einem ähnlichen Falle entschieden: „der Pfarrer ist zu removieren, sed proviso pro ejus honesta sustentatione per beneficium sine cura animarum, vel per pensionem prudenti arbitrio Episcopi assignandam.“

Wenn behauptet wurde, diese Ansichten werden eine große Beunruhigung im Klerus hervorrufen, indem die bischöfliche Gewalt unberechtigt erweitert, der Pfarrer der Willkür seiner Oberen ausgeliefert werde, so wäre zu erwidern: Wir haben es nicht mit einer Entdeckung des Herrn Dr. Hubert (v. Linzer „Theol.-prakt. Quartalschrift“ 1905, III. Heft), sondern mit einer altkirchlichen Bestimmung zu tun, die schon eine lange Geschichte hat. Der Lejer der römischen Kongregationsentscheidungen wird keinen oder nur wenige Fälle anführen können, in denen ein Pfarrer ungerecht oder willkürlich abgesetzt worden wäre. Jeder Bischof — abgesehen vom Gewissen — wird sich nicht leicht der Gefahr aussetzen, durch eine römische Entscheidung vor der ganzen katholischen Welt blamiert zu werden. Unbestreitbar ist ferner, daß Rom nicht a priori den Bischöfen das Recht in strittigen Fragen zuspricht, sondern streng nach den kanonischen Grundsätzen vorgeht. Den Refurs wird wohl kein Pfarrer, der sich in seinen Rechten gekränkt fühlt, unterlassen.

Schließlich hat in den meisten Ländern auch die staatliche Regierung bei Pensionierungen von Geistlichen ein Wort mitzureden. Wie schwerhörig der Staat bei Zahlungen für Priester ist, ist sattsam bekannt; es ist daher vollkommen ausgeschlossen, daß er Pensionen für noch diensttaugliche Seelsorger auswerfen würde.

St. Florian.

Alois Pachinger.

VII. (Eine ungültige Ehe zweimal saubert.) Sulpitius, ein der Pfarrgeistlichkeit nicht angehörender Priester, wird von einem Juden um die Taufe gebeten; mit letzterem zugleich stellt sich ihm dessen — Gemahlin vor und bittet um Wiederaufnahme in die katholische Kirche, die sie vor Jahren verlassen hat, da sie zum Judentum übertrat, um vor dem Rabbiner die Heirat zu schließen. Sulpitius begibt sich zum Domizilpfarrer, der, stark beschäftigt, ihn ersucht, den Kasus zu übernehmen und die Konversion und Sanation durchzuführen. Nachdem Sulpitius die erforderlichen Vollmachten vom hochwürdigsten Ordinariate erlangt hatte, rekonziiliert er die Braut und begibt sich sodann in die Pfarrkirche und wartet das Erscheinen des hochwürdigen Pfarrers behufs der weiteren Funktionen ab. Der hochwürdige Pfarrer sagt einfach: „Nun, auf was warten Sie noch? Machen Sie keine Umstände!“ — Sulpitius nun hält sich umso mehr für delegiert, tauft den Bräutigam, nimmt den Manifestationseid ab und — kopuliert natürlich auch. Da er aber sodann die Pfarrkanzlei betritt, empfängt ihn der Pfarrer mit den Worten: „Ja, Sie haben auch kopuliert? Dazu hatten Sie

keine Delegation!" Betroffen stand Sulpitius da; auf das hatte er denn doch nicht gerechnet, da der Pfarrer ihn nicht nur ausdrücklich ersucht hatte, „alles zu übernehmen“, sondern ihm noch unmittelbar vor der Funktion gesagt hatte: „Auf was warten Sie? Machen Sie keine Umstände!“ Er erklärte sich also für bereit, die Brautleute nochmal herbeirufen zu lassen. Davon wollte der Pfarrer absolut nichts wissen und sagte: „Das (die Delegation) könnten Sie ja voraussetzen.“ — „Entschuldigen, Herr Pfarrer, daß geht nicht an, es gibt keine delegatio praesumpta, sondern höchstens eine tacita; die wäre dann vorhanden, wenn Herr Pfarrer ahnten, daß ich Ihren Worten zufolge die Kopulation vornehme und sich dachten, nun, so sei es, ich lasse es gelten.“ — „Ja“, erwiderte zerstreut der Pfarrer.

Sulpitius war natürlich auf eine so leichtfertige Antwort hin nicht ruhig im Gewissen über die Kopulation. — War er delegiert oder nicht? In seiner momentanen Verlegenheit ging er zu einem andern bekannten Pfarrer. Dieser meinte: „Nun, wenn Sie in seiner Sakristei getraut haben, so kann man doch annehmen, daß die moralische (!) Präsenz des Pfarrers anzunehmen ist.“ — Es liegt auf der Hand, daß diese Erklärung Sulpitius noch weniger befriedigte. Denn eine „moralische Präsenz“ des Pfarrers ist dann da, wenn der Pfarrer durch seinen Delegierten gegenwärtig ist und nur dann.

Sulpitius ging zum Bischofe, legte ihm den Fall vor und bat ihn als parochus originarius um die Delegation, die er auch sofort erhielt, wobei der Oberhirte sich höchstlich über die Handlungsweise respektive Erklärung der beiden hochwürdigen Herren Pfarrer wunderte. Den einen und anderen Tag ließ er die Kontrahenten noch in bona fide, dann erklärte er ihnen, es sei ein „verhängnisvoller Formfehler, der die Gültigkeit des Ehebandes betreffe, vorgefallen“ und forderte von zwei zufällig anwesenden verschwiegenen Zeugen, loco profano, sine paramentis, die Konkenserneuerung ab.

Wien. P. Honorius Nett O. Fr. M., Lector ss. theol.

VIII. (**Darf ein Kleriker, welcher die Subdiaconatsweihe noch nicht erhalten hat, im ministrierten Amt als Subdiacon (ohne Manipel) fungieren?**) Auf dem Lande, wo in den einzelnen Pfarrreien nur ein Priester ist, ist es oft schwer bei feierlichen Anlässen, Patrozinien, Begräbnissen besser gestellter Personen und anderen außergewöhnlichen Feierlichkeiten, einen dritten Priester zu bekommen, der als Subdiacon ein feierlich ministriertes Amt ermöglicht. In den Ferien der Priesterseminare benützt man dann gern die sonst so schmerzlich vermiedene Gelegenheit und zieht einen Minoristen dazu heran, der als Subdiacon ohne Manipel fungiert. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein Amt „mit drei Herren“ beim gläubigen Volke sehr gern geschenkt wird und die religiöse Feier und die Erbauung der beiwohnenden Gläubigen nicht

wenig hebt. Es ist daher nicht selten die Frage aufgeworfen worden, ob ein Minorist als Subdiacon fungieren dürfe, wosfern er den Manipel nicht trägt. In manchen Gegenden ist es altes Herkommen, daß so verfahren wird und mancher Seminarist freut sich schon lange vorher auf die ersten Ferien, in welcher er noch nicht Subdiacon ist, und doch „Subdiacon sein“ darf. In anderen Gegenden ist man so streng, daß man von einem solchen „Subdiacon“, vor der Subdiaconatsweihe, eine Eingabe an den Bischof verlangt um Dispens von der Irregularität, welche er sich zugezogen habe, auch wenn er „Subdiacon ohne Manipel“ war. Die Frage ist von der S. R. C. am 10. März 1906 durch ein Decretum De Clerico loco Subdiaconi vel Capellani in Missa ministrante entschieden und diese Entscheidung vom Papste am 14. März 1906 bestätigt worden. Das Dekret beschäftigt sich auch mit dem Kleriker, der dem Bischof oder Prälaten in einer stillen Messe, oder einem Priester in einem Amt ohne Ministratur am Altare dient. Wir lassen diese Punkte als ohne besondere Bedeutung aus, und bringen nur die Verordnung, soweit sie unsere Frage betrifft.

1. Clericus ad munus Subdiaconi obeundum in Missa solemnni, nunquam deputetur, nisi adsit rationabilis causa et in minoribus ordinibus sit constitutus aut saltem sacra tonsura initiatus.

2. Clericus pro Subdiacono inserviens, alba super amictu, cingulo et tunica absque manipulo sit indutus, atque omnia quae ad Subdiaconum ex Rubricis spectant rite expleat hisce tamen exceptis: *a)* aquam ante Offertorium in calicem non infundat, quod in casu Diaconus praestabit; *b)* calicem ipsum infra actionem nunquam tangat, neque pallam ab eodem removeat aut super eum reponat; *c)* post ablutionem calicem non abstergat (abstergente ipso Celebrante) sed tantummodo illum componat more solito et velo cooperiat cum bursa et ad mensam deferat.

Für die Leser einer theologischen Zeitschrift bedarf es keiner weiteren Erläuterung, höchstens wäre darauf hinzuweisen, daß ein Minorist als Subdiacon infra actionem, d. h. von Anfang des Canon Te igitur bis zum Schluß der Kommunion (nach der ablutio, nachdem der Zelebrans den Kelch mit dem Purifikatorium abgetrocknet hat) den Kelch nicht berühren, noch die Palla vom Kelch wegnehmen oder auf denselben legen darf. Alles was vom Minoristen gilt, gilt auch von dem Kleriker, der nur die Tonsur erhalten hat. Wir möchten nur auf die rationabilis causa aufmerksam machen. Da in den Gegenden, in welchen es nur alleinstehende Priester gibt, ein feierliches Amt „mit drei Herren“ bedeutend die Feierlichkeit erhöht und die Erbauung fördert, so wird es schon schwer sein, in einem vorliegenden Falle die rationabilis causa zu vermissen; von einer gravis causa ist in dem Dekrete keine Rede.

Durch dieses Dekret ist auch die Frage der Irregularität gelöst. Denn wenn die S. R. C. erklärt, ein Minorist darf das, was in dem Dekret steht, tun, woffern er den Manipel nicht trägt, so kann von Irregularität keine Rede sein. Die Frage war aber auch schon lange bei den Moralisten entschieden; wir verweisen nur auf den heiligen Alfons lib. I. n. 358, 359 und Lehmkuhl val. II. n. 1008.

Ein Kleriker, welcher die Tonsur empfangen hat, darf nach unserem Dekrete (außer dem, was jeder Laienministrant bei der heiligen Messe tut) bei der stillen Messe eines Prälaten oder Bischofs sowie beim gefüngenen Amt ohne Ministratur beim Offertorium den Kelch, so bereitet wie ihn der Priester selbst zu Beginn der heiligen Messe an den Altar trägt, dem Prälaten oder Zelebranten von der Kredenz an den Altar bringen, und denselben Kelch nach der heiligen Kommunion zudecken, wie sonst der Priester selbst tut und zur Kredenz zurücktragen; hat er die Tonsur noch nicht empfangen, so darf er auch das nicht tun, sondern bloß dem Zelebrans die Blätter des Messbuches umwenden.

Wir möchten noch auf die Schlussformel des Dekretes aufmerksam machen, durch welche der Papst jede weitergehende Gewohnheit aufhebt und jedes weitergehende Privileg abschafft: quibusvis privilegiis vel consuetudinibus, quae omnino abrogata esse declaravit, aliisque contrariis quibuscumque non obstantibus.

Bei dieser Gelegenheit dürfen wir vielleicht auch noch auf eine sehr interessante kanonistische Entscheidung des Papstes hinweisen. Dass entgegenstehende Privilegien und rechtskräftige Gewohnheiten vom Papst aufgehoben und abgeschafft werden, wie im vorstehenden Falle, ist etwas gewöhnliches. Sehr selten geschieht es aber, dass auch für die Zukunft etwa entstehende Gewohnheiten im voraus für rechtsungültig erklärt werden. Das letztere hat der Papst in seinem Motu proprio vom 19. März 1906 getan, in welchem er anordnet, dass alle Welt- und Ordenskleriker mit einfachen und feierlichen Gelübden, vor dem Empfang der höheren Weihen, vor dem Bischof eine Prüfung über ihre theologischen Fachkenntnisse bestehen müssen. Dieses Motu proprio gilt für alle Kleriker von Italien und den zugehörenden Inseln und umfasst alle Kleriker ohne jede Ausnahme. Mit den schärfsten Worten wird jedes entgegenstehende Privileg und jede Gewohnheit für rechtsunwirksam erklärt: sublato, ad hunc tantummodo effectum, quocumque alio privilegio, etiam specialissima et individua mentione digno, abrogataque quacumque contraria consuetudine etiam centenaria et immemorialia, und dann im voraus für die Zukunft jede etwa entstehende Gewohnheit rechtlich unmöglich gemacht: quam in futurum quoque induci prohibemus.

IX. (Privilegio uti nemo tenetur.) Es war im Hochsommer, als zwei Geistliche im wunderschönen Land Tirol gegen Abend hin einem Gasthaus zuwanderten, um dort zu übernachten. Sie wollten sich zeitlich niederlegen, denn für den nächsten Tag stand ihnen „programmäsig“ eine große, beschwerliche und damit sehr ermüdende Bergpartie bevor. „Ich werde jetzt gleich nach dem Abendessen antizipieren“, meint der eine Priester, Franz mit Namen, „denn morgen ist es sehr zweifelhaft, ob wir das ganze Brevier beten können.“ Der andere, Julius, erwidert lakonisch: „Privilegio uti nemo tenetur.“ Das Gespräch spinnt sich fort, man bringt Gründe und Gegengründe. Franz behauptet, von 2 Uhr nachmittags an sei Gelegenheit geboten, Matutin und Laudes zu beten und die Verpflichtung, jeden Tag sein Brevier zu beten, sei vorhanden; also sei man gehalten, in der Voraussicht, am nächsten Tag zu keinem oder nicht zum ganzen Brevier zu kommen, zu antizipieren. Sei ja doch auch einer sofort nach Beginn der österlichen Zeit verpflichtet, zu kommunizieren, wenn er voraussehe, er werde später nicht mehr dazu kommen, wie aus der Moral hinlänglich bekannt sei. (Müller, Theologia moralis III⁷ pag. 230.) Julius entgegnet: „Pons non ruit, mein Lieber! Bei der österlichen Zeit handelt es sich immediate post initium temporis paschalis um eine wirkliche Verpflichtung — beim Brevier geht aber die Verpflichtung erst um 12 Uhr nachts an.“ So redeten sie für und wider fort — jeder meinte im Recht zu sein.

Lösung. Es ist nach dem gegenwärtigen Stand der Frage gar kein Zweifel, daß Julius im Recht ist. Vorausschicken wollen wir, daß das viel gehörte und von Julius angezogene Axiom Privilegio uti nemo tenetur immerhin cum grano salis zu nehmen ist. Es können schon Fälle eintreten, in denen man gehalten ist, auch von einem Privilegium Gebrauch zu machen. Hat ein Priester z. B. die Fakultät von Reservaten zu absolvieren und wollte er einen solchen Sünder in gravi necessitate positum nicht losîtrecken, so würde er sündigen. (Gury, Comp. theol. moral. (pro Germaniâ)² pag. 43.) Auch auf Befehl des Oberen müßte man privilegio uti. Diesbezüglich sagt Lehmkühl (Theologia moralis I. n. 218): „Caritas alterave virtus ad id (= privilegio uti) obligare potest. Privilegii usus à superiore, etiam non supremo imperari potest.“

In unserem Fall gilt aber voll und ganz: Privilegio uti nemo tenetur. Um die Sache vollständig klar zu legen, schlagen wir das aprioristische Beweisverfahren ein.

Wenn jemand erfahrungsgemäß voraussieht, es werde ihn um 12 Uhr das Fieber befallen, so daß er für diesen Tag zu keinem Brevier mehr kommt, so verpflichtet ihn zwar die sententia (affirmans) melior, schon vor 12 Uhr Vesper und Komplet zu beten. Warum? „Cum dies adest et praeceptum urget.“ (Ufr.

Ballerini-Palmieri, Opus theologicum morale, vol. IV. pag. 277). Die sententia negans wird jedoch auch verteidigt von den Moralisten Canus Sanchez, Lessius und Viva (bei Alph. lib. 5. n. 155), ferner von Ballerini (a. a. D.), Berardi Praxis confessariorum³ vol. III. n. 235) und dem heiligen Alphons, der beide Ansichten registriert, die affirmans und die negans, und ein eigenes Urteil nur insoweit ausspricht, als er sagt „melius autem affirmant...“

Nun ist aber „illa opinio probabilis habenda, quam absolute tenent ut veram quinque aut sex Theologi, probitate, judicio et scientiā praestantes, nisi certa ratio contra istam opinionem appareat“. (Gury a. a. D. S. 15.) Es ist demnach sententia sat probabilis, daß von unsferem „jemand“, den um 12 Uhr Fiebertzige überfällt, Vesper und Komplet nicht „antizipiert“ zu werden brauchen. A fortiori ist niemand verpflichtet, Matutin und Laudes zu antizipieren, nachdem hier von einer obligatio erst von 12 Uhr nachts an die Rede sein kann — dort aber schon vormittags „praeceptum urget“.

Wie aber, wenn das impedimentum ein voluntarium wäre? Dann liegt die Sache anders bezüglich Vesper und Komplet vor 12 Uhr! „Si quis advertit, impedimentum occursurum, praesertim voluntarium, tenetur praevenire.“ (Lessius II, 37, 43.) Der Grund hiefür liegt darin, weil dies adest et praeceptum urget.

Matutin und Laudes zu antizipieren ist man aber auch dann nicht verpflichtet, wenn das vorausgeehene impedimentum ein voluntarium ist, wie hier bei der Bergpartie unsferer zwei Priester. Berardi sagt schlechthin: „Anticipare matutinum pro die sequenti, certe nemo tenetur“ und fügt als Grund hinzu: „quia obligatio officii divini solum à mediâ nocte ad medium noctem subsistere censetur.“ (Vgl. cap. Dolentes de cel. Missae, V. Ferraris, Vº Officium, art 3. et 4. bei Scavini, Petr., Theologia moralis universa¹⁵ lib. II, pag. 24.) Man vergleiche damit Alphons lib. 5 n. 155. Daß es im gegebenen Falle sehr klug und überaus anzuraten ist, zu antizipieren, weil von 12 Uhr an und den ganzen Tag hindurch „praeceptum urget“ und auf alle mögliche Weise geschaut werden muß, der Verpflichtung nachzukommen und weil derjenige also, „qui totâ die officium recitare nequivit, adhuc tenetur nocturnis horis illud recitare, si possit“ ist eine andere Frage. Wir wollten nicht die Opportunitäts-, sondern die Rechtsfrage besprechen. Wir fassen dieselbe zum Schluß nochmals kurz zusammen mit den Worten Meyraguet's (Compendium theol. moralis³ pag. 374): Valde probable est, quod ille, qui non potest recitare matutinum die sequenti, non tenetur, in praecedenti anticipare. Anticipare non est ex praeepto, sed ex privilegio à consuetudine introducto, quo nemo tenetur uti.

Literatur.

A) Neue Werke.

- 1) **Der Kampf um die Wahrheit der heiligen Schrift seit 25 Jahren.** Beiträge zur Geschichte und Kritik der modernen Exegese. Von Dr. Leopold Fonck S. J. Innsbruck 1905. Druck und Verlag von Felizian Rauch. 8°. VIII, 215 S. K 1.80.

Über Aufgabe und Zweck der Schrift, welche obigen Titel führt, äußert sich der angesehene Exeget Dr. Leopold Fonck, Professor an der theologischen Fakultät der k. k. Universität Innsbruck, dahin: Sie setzt die Lehre von der Inspiration im allgemeinen voraus und nimmt zum Hauptgegenstand ihrer Untersuchung die Ausdehnung und Wirksamkeit der Inspiration. Näherhin faßt sie unter den verschiedenen Wirkungen der Inspiration insbesondere die Irrtumslosigkeit und Wahrheit der heiligen Schrift ins Auge und sucht hinsichtlich dieses Punktes sowohl den Anforderungen der kirchlichen Lehre als auch den Ergebnissen der historisch-kritischen Forschung gerecht zu werden.

Wie schon der Titel „Beiträge zur Geschichte und Kritik der modernen Exegese“ angezeigt, zerfällt die Schrift in zwei Teile mit fortlaufender Kapitel-einteilung. Der erste Teil, welcher nach einigen sehr beachtenswerten Bemerkungen über die wissenschaftliche Bewegung auf dem Gebiete der sogenannten biblischen Frage, nämlich der Inspirationsfrage seit 25 Jahren, reserviert, ist nach Inhalt und Form vorzüglich. Der Herr Verfasser berichtet genau, eingehend und objektiv über die Anschauungen und Theorien der Hauptvertreter der modernen Schule über die Lehre von der Inspiration, eines Venormant, Alfred Loisy, Lagrange, von Hummelauer und Holzhey. Vielfach werden die Anschauungen dieser Gelehrten mit deren eigenen Worten wieder-gegeben. Ich trage kein Bedenken, das schriftstellerische Verfahren, welches der um die Bibelwissenschaften verdiente Professor Fonck im Kampfe mit Gegnern in einer so wichtigen und schwierigen Frage, wie es jene nach den Grenzen der Inspiration ohne Zweifel ist, eingehalten hat, im ganzen als mustergültig zu bezeichnen.

Aufgefallen ist mir nur, daß der Herr Verfasser seine vollkommen berechtigte Polemik gegen Lagrange in eine fast boshaftre Form gekleidet hat (S. 144 gegen Ende). Die Redewendung „absurde“ Möglichkeiten hätte füglich gemildert werden können (S. 163). Die Appellation an eine „ehrliche“ Exegese der Enzyklika „Providentissimus“ scheint mir zu scharf zu sein, weil auch die Vertreter der fortschrittlichen Exegese sich in der Deutung der Worte Ios XIII. „juvabit transferri“ von ehrlichen Absichten leiten zu lassen scheinen.

Nicht in gleichem Maße befriedigt hat mich der positive Lösungs-versuch Foncks, welcher mit lobenswerter Entschiedenheit für die völlige Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift auch in den profanwissenschaftlichen Partien der Bibel eintritt, während die Vertreter der modernen Richtung in den naturwissenschaftlichen und historischen Mitteilungen derselben die Möglichkeit eines Irrtums zulassen. Nach dem Eindrucke, welchen ich bei der Lektüre der Schrift empfangen habe, hat der Herr Verfasser die Schwierigkeiten, welche die These von der absoluten Irrtumslosigkeit der heiligen Schrift auch in den profanwissenschaftlichen Angaben in sich schließt, etwas zu gering bewertet. Indirekt gesteht der Verfasser dieselben dadurch zu, daß er einer genauen positiven Untersuchung, welche Unvollkommenheiten sich in der heiligen Schrift finden können, aus dem Wege geht, und gegenüber den Ausführungen Holzheys sich auf die Bemerkung beschränkt, manches könne, richtig verstanden, mit der Würde der Schrift vereinbar sein.

Ob in der Frage vom Stillstand der Sonne mit dem Satz: nicht der damals herrschenden Naturauffassung habe sich der Geist Gottes angequemt, sondern der menschlichen Sprache, die damals ohne Irrtum über die Naturvorgänge nach dem Augenschein redete, wie sie heute ohne Irrtum darüber redet, obwohl die Erkenntnis dieser Dinge heute eine viel vollkommenere ist; die von den modernen Exegeten vorgebrachten Schwierigkeiten, welche der Herr Verfasser selbst kurz würdigt (S. 30 f., 117), gelöst sind, möchte ich nicht schlechthin behaupten.

Hoffentlich kommt der literarisch viel beschäftigte Verfasser bald in die Lage, so manche wichtige Frage, welche sich auf das Gebiet der Inspirationslehre bezieht, noch eingehender zu erörtern und zur glücklichen und befriedigenden Lösung der akut gewordenen biblischen Frage erfolgreich mitzuwirken.

Nur nebenbei möchte ich noch bemerken, daß mir die Erklärung, Lukas nenne Josef den Vater Jesu, weil derselbe beim Volke als solcher galt, nicht ganz zutreffend erscheint (S. 184). Wenn wir die Worte der Jungfrau Maria bei Luk. 2, 48 beachten, so bin ich geneigt, die Ansicht zu vertreten, daß Lukas den heiligen Josef nicht ex mente populi Vater Jesu nennt, sondern darum, weil er wegen seiner providentiellen Stellung in der heiligen Familie dieses Ehrennamens gewürdigt worden ist.

Die Schrift des Herrn Professor Fönd kann aufs beste empfohlen werden.

Wien.

Hofrat Dr. Franz Pölzl.

2) **Lehrbuch der Dogmatik in sieben Büchern.** Für akademische Vorlesungen und zum Selbstunterricht. Von Joseph Pohle, Dr. der Philosophie und Theologie, der letzteren ordentlicher öffentlicher Professor an der Universität Breslau. Zweite Auflage. Dritter Band. Paderborn 1906. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Mit kirchlicher Genehmigung. Gr. 8°. XVI u. 727 S. M. 8.40 = K 10.08, gbd. M. 9.60 = K 11.52.

Dieser dritte (Schluß-)Band von Pohles Dogmatik ist zugleich Nummer XXII der im genannten Verlage erscheinenden „Wissenschaftlichen Handbibliothek“ — erste Reihe — theologische Lehrbücher“. Daß in verhältnismäßig kurzer Zeit seit Veröffentlichung des ersten Bandes — im Jahre 1902 — das gebiegene Werk mit dem vorliegenden dritten Band nach drei Jahren seine Vollendung gefunden, ist ein Beweis von der großen Begabung, einer „jugendlich“ zu nennenden Arbeitskraft und eines unermüdlichen Fleißes des hochverdienten Verfassers. Daß zugleich mit dem Erscheinen dieses dritten Bandes die Drucklegung einer zweiten Auflage des ersten Bandes notwendig wurde, daß nach neuesten Anzeigen in kürzester Zeit eine Neuauflage auch des zweiten und dritten Bandes veröffentlicht wird, ist ein glänzendes Zeugnis für die Gediegenheit des Werkes und hat mehr Gewicht, als viele günstige Rezensionen. Pohles Dogmatik gehört zu den besten in deutscher Sprache abgefaßten dogmatischen Lehrbüchern und hält die goldene Mitte zwischen ausführlicheren Handbüchern, wie z. B. die von Heinrich-Gutberlet und Scheeben-Alzberger einerseits und kurz gefaßten Kompendien anderseits, wie z. B. Simar u. a.

In klarer Darstellung, logischer Anordnung und Beweisführung, wobei auch das spekulativen Moment zur gehörigen Geltung gelangt und aktuelle Fragen, z. B. treffliche Widerlegungen der Angriffe eines Dr. Harnack berücksichtigt werden, bietet es als Hilfsbuch für akademische Vorlesungen (z. B. wegen Angabe der einfließenden Literatur), als Lehrbuch für das erste Studium, für das Selbststudium, für Wiederholung des dogmatischen Lehrstoffes — namentlich auch dem praktischen Seelsorger alles Notwendige und Wissenswerte aus dem weiten Bereiche der dogmatischen Wissenschaft.

Wir verweisen diesbezüglich auf das in dieser „Theol.-prakt. Quartalschrift“ im ersten Hefte des Jahrganges 1904 enthaltene Referat über den ersten Band dieses Werkes und auf ein später 1905, S. 134, erschienenes über den zweiten Band. Das dort zur Empfehlung von Pohles Dogmatik Gesagte gilt auch von diesem dritten Bande, welcher in zwei Hauptabschnitten die allgemeine und die spezielle Sakramentenlehre (6. Buch) und im 7. Buch die Eschatologie sowohl des Einzelmenschen (1. Kap.) als auch die Eschatologie des Menschengeschlechtes (2. Kap.) enthält.

Mehr noch als in den früheren Bänden hat der Verfasser (Vorrede, S. VI), „den Anregungen des leider allzu früh verstorbenen Tübinger Professors Dr. v. Schanz folgend, diesmal auch die Dogmengeschichte für den Traditionsbeweis ausgiebig benutzt und ihm bei der Entscheidung althergebrachter Kontroversen sogar einen maßgebenden Einfluß eingeräumt.“

Zu der allgemeinen Sakramentenlehre — Kontroverse über moralische oder physische Wirkungsweise der Sakramente — möchte ich als besonders erwähnenswert hinstellen Pohles Eintreten zu Gunsten der „moralischen Wirkursächlichkeit derselben“. (S. 79. u. f.) Mit besonderer Vorliebe und größerer Weitläufigkeit hat Pohle in der Sakramentenlehre die Eucharistie und die Buße behandelt (Vorrede S. V), nicht nur weil der erhabene Stoff eine ausgefeilte Sorgfalt verdiente, „sondern auch weil der Priester in der praktischen Seelsorge nichts so oft handhaben, so zart anfassen und so fromm für sein eigenes Seelenheil gebrauchen muß“ als gerade diese beiden Sakramente. „Nur tiegründige Wissenschaft vermag jene heilige Scheu vor dem Heiligen zu begründen und zu nähren, welche die Verwaltung der heiligen Geheimnisse begleiten und wie ein zarter Schleier umgeben soll; denn die Gewissenhaftigkeit des Geistlichen hängt zum großen Teile von der tieferen Erkenntnis des Wesens und des Wertes der Dinge ab, welche Gott und Kirche ihm anvertraut haben.“

In der Behandlung der Eucharistie dürfte wohl die spekulative Erörterung des eucharistischen Geheimnisses (S. 246 bis 272) allerseits Anerkennung und Verständnis finden und zu neuen Gedanken fruchtbare Anregung geben. Bei der schwierigen Frage und Kontroverse über die metaphysische Wesenheit des heiligen Messopfers sucht Pohle neben einer scharfsinnigen Kritik jeder besonderen Meinung die einzelnen Wahrheitsmomente der verschiedenen Lösungsversuche möglichst zu kombinieren, statt für einen einzigen derselben ausschließlich einzutreten. Pohles Erörterung über Früchte und Wirksamkeit des heiligen Messopfers wird namentlich Seelsorgern für Predigt und Christenlehre (mit einigen Vereinfachungen) gute Dienste leisten.

Die Eschatologie hat Pohle möglichst kurz gehalten. Bei Behandlung dieses Gebietes ist nicht zu übersehen, daß manches, was noch die Scholastik mit großer Bestimmtheit als sichere Wahrheit ausgab, inzwischen zweifelhaft, ja höchst unwahrscheinlich geworden ist und daß der moderne Theologe auf den nicht wenig rückwirkenden Umschwung Rücksicht zu nehmen hat, der in dem allmählichen Nebergang vom ptolemäischen zum kopernikanischen Weltsystem seit dem 17. und 18. Jahrhundert eingetreten ist: namentlich gilt dies bezüglich mancher eschatologischer Ortsfragen. Gleichwohl ist auch in der Eschatologie nichts von Bedeutung übergangen, was zu wissen für den gebildeten Theologen und Laien entweder notwendig oder nützlich wäre.

Wir wünschen der gediegenen Dogmatik Pohles ausgedehnte Verbreitung und fleißige Leser.

St. Florian, 1906.

Professor Bernhard Deubler.

3) **Dogmatische Theologie.** Von Dr. J. B. Heinrich, weiland päpstl. Hausprälat, Generalvikar, Domdekan und Professor der Theologie im bischöflichen Seminar zu Mainz. Fortgeführt durch Dr. Konstantin

Gutberlet, päpstl. Hausprälat, Domkapitular und Professor der Dogmatik an der theologisch-philosophischen Lehranstalt zu Fulda. Be hinter Band. Zweite Abteilung. S. 363—954. Münster i. W. 1904. Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung. M. 9.25 = K 11.10.

Mit dieser zweiten Abteilung des zehnten Bandes und des fünften Buches ist das monumentale Werk von Dr. J. B. Heinrich vollendet. Eine groß angelegte, herrliche Arbeit ist zu Ende geführt.

Dr. J. B. Heinrich, geboren in Mainz am 15. April 1816, starb am 9. Februar 1891. Er übergab sechs Bände seiner dogmatischen Theologie der Öffentlichkeit. Beim sechsten Bande trat ein neuer, tüchtiger und ebenbürtiger Theologe an des Seligen Stelle; Dr. Gutberlet begann die Arbeit im sechsten Bande mit Seite 436 und brachte dort das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der allerheiligsten Jungfrau zum Abschluß. Der sechste Band handelt von der Christologie, in die ganz zweckentsprechend die Vorzüge der Gottesmutter aufgenommen wurden.

Die zweite Abteilung des zehnten Bandes und fünften Buches behandelt die Eschatologie u. zw. Tod und Gericht von S. 364 bis 415; limbus patrum 415 bis 433; limbus puerorum 433 bis 466; gehandelt wird über die Höllenstrafen S. 466 bis 543; vom Fegefeuer 543 bis 639; vom Himmel 639 bis 773; von der Gemeinschaft der Heiligen 773 bis 831. Darauf folgt die allgemeine Vollendung u. zw. die Auferstehung der Toten S. 831 bis 901; das allgemeine Gericht 901 bis 938; das Weltende 938 bis 947.

Es ist überflüssig, zu bemerken, daß auch diese Arbeit in echt kirchlicher Geistinung fertiggestellt wurde; überall werden, insoweit es angeht, die kirchlichen Entscheidungen herangezogen und die einschlägigen Schrifttexte im Geiste der Kirche und nach bewährten katholischen Gegebenen erklärt.

Als besondere Vorzüge dieser Abteilung führt Rezensent folgende an. Gleich im Anfange des Werkes bewährt sich der Autor als bekannt gediogene Philosophen, indem er die naturalistischen und darwinistischen Wahnuideen über den Tod und dessen Ursachen als vernunftwidrig zurückweist und die teleologische, zweckmäßige Einrichtung unseres Organismus hervorhebt.

Wohl begründet ist (S. 429) die Ansicht, daß der Sohn Gottes bei seinem Aufenthalte in der Unterwelt auch die Seelen im Fegefeuer von ihren Peinen befreit und denselben einen ganz und gar vollkommenen Ablauf erteilt habe, wie Scheeben mit vielen Theologen annimmt. Wie sollte der Sohn Gottes nach seinem herrlichen Siege über Tod, Sünde und Hölle bei seiner persönlichen Gegenwart in der Unterwelt der so schwer leidenden, so innig ihn liebenden und von ihm geliebten Seelen keinen Erlaß ihrer Strafen gewährt haben? Mit Recht weist daher der Autor die diesbezüglich zu strenge Ansicht des heiligen Thomas zurück, als hätte damals am Todestage des Sohnes Gottes das unendliche Verdienst des Erlösers keine größere Wirksamkeit gehabt, als es nun fort und fort sich betätiget.

Sehr milde urteilt (S. 434) der Verfasser über die Heiden; er hält dafür, daß deren viele ohne Todsünde in den limbus puerorum kommen. Groß dürfte nach ihm die Zahl dieser geistig Unmündigen sein, welche sittlich so tief stehen, daß man sie kaum einer schweren Sünde für fähig erachten möchte. Von eigentlicher Sittlichkeit haben sie kaum einen Begriff. Mit Recht bemerkt er, man dürfe bei den Heiden zur Konstatierung einer Todsünde nicht die Imputationsnormen der Christen als Maßstab anlegen. Ob nun Viele oder Wenige zu entschuldigen sind, müssen wir dem Gerichte Gottes überlassen: „Dominus enim scrutans eorū, et probans renos.“ Jer. 17, 10.

Der Autor hält dafür (S. 437), wenn Einer mit der Erbsünde behaftet und nur mit einer lästlichen Sünde ins Jenseits eintreten würde, so müßte es für ihn eine Art Reinigungsort geben und weist für diesen

Hall die Ansicht des heiligen Thomas ab, der behauptet, daß die Strafe für eine lästige Sünde ohne Gnadenstand ewig dauere.

Mit Recht beruft er sich (S. 442) auf die begründete Ansicht der Theologen, daß durch den Glauben und die Opfer der Eltern ob des allgemeinen Heilswillens Gottes die Kinder des Altertums gerechtfertigt wurden; umso mehr wird durch vertrauensvolles Gebet christlicher Eltern die Erbsünde ihrer Kinder getilgt werden, die ohne alle Schuld die Taufe nicht empfangen können. Auch behauptet er in ganz kirchlichem Sinne, daß die Kinder, die ohne Taufe sterben, einer natürlichen Glückseligkeit teilhaftig werden. Diese Unmündigen haben ja ihr letztes Ziel, wofür der Mensch geschaffen ist, eigentlich nicht verloren; sie besitzen Gott, für den auch die reine Menschennatur geschaffen ist. Zudem haben sie nicht aus eigener Schuld ihr übernatürliches Ziel verloren, sondern durch Fügung Gottes, die sie ruhig, ja freudig anbeteten. Überdies waren sie nicht auf die übernatürliche Seligkeit hingerichtet; denn dieses geschieht durch die Taufe und den damit verbundenen Gnadenstand. Das natürliche Verlangen der Seele des Kindes nach Wahrheit, Schönheit, Liebe wird vollkommen befriedigt. Solche Kinder freuen sich über die naturgemäße Vollkommenheit ihrer Menschennatur, über die harmonische Ausbildung ihrer leiblichen und geistigen Kräfte und über die Befriedigung ihres natürlichen Seligkeitsdranges. Sie erkennen Gott als ihren Schöpfer und Herrn, als den Urheber und Urgrund aller Dinge, als den Träger des Weltalls und den Lenker der Naturgesetze. Sie lieben Gott mit einer ihrer Erkenntnis entsprechenden natürlichen Liebe aus ganzer Seele über alles und auf ewig. Auch ihre Körper werden nach der Auferstehung rücksichtlich ihrer natürlichen Vollkommenheit den Körpern der Gerechten gleichen.

Anschaulich und eingehend wird (S. 515) die Strafe des Verlustes der Verdammten erklärt. Für eine unglückselig geschiedene Seele gibt es keine Bestreitung mehr, keine Vergnügen in vergänglichen Gütern; sie erkennt, daß sie sich für immer durch freiwillige Schuld von ihrer wahren Glückseligkeit abgewandt hat: alle Scheingüter sind geschwunden; den mächtigen, unwiderstehlichen Trieb der Seele nach Glückseligkeit könnte nur Gott allein befriedigen, diesen aber hat sie unabänderlich, für immer verloren.

Worin die Strafe des Feuers in der Hölle bestehe, wird (S. 519) nach den verschiedenen Ansichten der Theologen allseitig erklärt. Der Autor beruft sich auf die neueren physikalischen Forschungen, um die Schwierigkeit zu lösen, wie die Seele durch die Materie so bittern Schmerz er dulden könne. Es dürfte diese eine erfundene, eingebildete Schwierigkeit sein, die der heilige Augustin (de civ. Dei l. 21. c. 10) also löst, wenn Gott hienieden Seele und Leib also miteinander verband, daß die Seele so intensiv die Feuerqual empfindet, so wird er in seiner Allmacht und Gerechtigkeit die vom Leibe getrennte Seele durch ein entsprechend materielles Feuer strafen können.

Gut heißt es (S. 618), daß die Seelen im Fegefeuer keineswegs vom Diesseits abgeschlossen sind, ja vielmehr der Verkehr mit den Lebenden ein regelrechter, lebendiger, tätiger sein muß.

Besonders gut und gründlich wird die Anschauung Gottes behandelt als eine durchaus übernatürliche Seligkeit (S. 664). Zuerst wird mit Recht die Anschauung neuerer deutscher Theologen verurteilt, wie des Hermes, Hirrscher, Kuhn, welche das Übernatürliche nur in einer Verb Vollkommen, Vergeistigung der Natur finden und zwar vorzugsweise in einer Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit, in einer sittlichen Verb Vollkommen. Die Gnade als übernatürliches Geschenk, welches die Seele über sich hinaushebt, kommt da nicht zur vollen Geltung und damit auch nicht die Übernatürlichkeit der seligen Anschauung. Die Gnade ist die Vorbereitung auf die Glorie, sie ist der Anfang der Gotteskindschaft, die Glorie die Vollendung. Die Gnade ist der Keim, die Knospe, die sich zur vollen Blüte in der Seligkeit

entfaltet. Durch die Gnade verdienen die Werke diese Seligkeit. Der Zusammenhang zwischen Gnade und Glorie ist ein so inniger, daß der Apostel sagt: „*Gratia Dei vita aeterna.*“ Röm. 6, 23.

Gründlich behandelt ist auch die Identität des irdischen und des Auferstehungsleibes (S. 852 bis 869). Der Allmacht und Weisheit Gottes kann es keine Schwierigkeit sein, für den Auferstehungsleib so viel Stoff von unserem irdischen Leibe bereit zu haben, daß sie in voller Wahrheit uns unsern Leib wieder herstellen kann. Nur dürfen wir nicht gar zu beschränkt die jenseitigen Verhältnisse nach unsern irdischen Vorstellungen beurteilen. Im Jenseits werden wir erst klar einsehen, daß unser Leib zwar ein ganz anderer geworden, aber doch derselbe ist, wie der, den wir im Tode abgelegt haben.

Eine und andere Bemerkung erlaube ich mir der sonst vortrefflichen Arbeit beizufügen. Wenn S. 404 gesagt wird, es sei schon zur Zeit des heiligen Thomas Glaubenslehre gewesen, daß die Seligen im Himmel die Anschauung Gottes genießen und darum Johannes XXII. irrte, der diese den Heiligen vor dem letzten Gerichte absprach, so ist das nicht ganz richtig: denn erst Benedikt XII., Johannes Nachfolger, hat diese Wahrheit in der Konstitution: *Benedictus Deus* im Jahre 1336 ausgesprochen und das Konzilium von Florenz im Jahre 1439 feierlich definiert. Es handelte sich zur Zeit Johannes XXII. um eine tiefgehende theologische Frage, ob nämlich die Heiligen jetzt Gott schauten durch die verklärte Menschheit des Sohnes Gottes und glückselig seien, ähnlich wie die Jünger, wie sie Jesum verklärt auf dem Berge schauten oder ob sie schon der vollen Anschauung des dreieinigen Gottes teilhaftig geworden. Zu ersterer Auffassung neigte der Papst: irrte aber keineswegs, weil diese erhabene, geheimnißvolle Wahrheit erst untersucht wurde.

S. 489 verurteilt der Autor den Irrtum Schells, daß bloß Gotteshaß die ewige Verdammnis nach sich ziehe; setzt aber unten bei, man könne in einem wahren Sinne sagen, daß nur derjenige verdammt wird, welcher sich freiwillig bis zum Ende gegen die Gnade verstößt. Wenn man bedenkt, wie Gott dem verirrten Schäflein mit seiner Gnade nachgeht, wie er ihn noch im letzten Augenblicke an sich ziehen will, so kann man in einem wahren Sinne sagen, nur wer durchaus nicht gerettet sein will, wird ewig verdammt. Gott will ernstlich alle Menschen selig machen und tut alles, um einen jeden zu retten; mag nun auch die Sünde wegen der menschlichen Schwachheit leicht begangen werden, die Bekehrung im Diesseits ist unendlich leicht. Mit diesem Optimismus kann man sich wohl nicht einverstanden erklären, ja selbst der Verfasser muß aus dem täglichen Leben oder der Erfahrung wissen, wie so Viele den priesterlichen Beistand von sich weisen oder gar glaubenslos sterben.

Es wird als *poena sensus* nur die Strafe des Feuers behandelt, von anderen Strafen wird nicht erwähnt, die man aber in einem gediegenen, großen dogmatischen Werke nicht umgehen kann, die ja so vielfach in der heiligen Schrift angeführt werden.

Wenn S. 582 gesagt wird, daß Volkserzählungen oder besser gesagt Aummärchen von Anmelden der Verstorbenen, Erscheinungen derselben energisch abzuweisen seien und daß derartige Ausnahmen gegen die Natur- und Gnadenordnung äußerst selten vorkommen, so ist diese eine zu gewagte Behauptung, entspricht auch nicht der Geschichte, den Tatsachen, der Anschauung der Heiligen und der heiligen Kirche.

S. 590 heißt es, es könne Umstände geben, wo man das Feuer des Reinigungsorthes nicht zu betonen braucht, z. B. dort, wo der Glaube an das Feuer auf große Schwierigkeiten stößt, wie bei Konvertiten oder auch Katholiken von weniger kindlich frommem Glauben. Wenn vom Fegfeuer gehandelt wird, kann man die Strafe des Feuers wohl nicht umgehen,

denn es ist communis sententia theologorum, nur muß diese Strafe im Sinne und Geiste der Kirche erklärt werden.

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß es völlig unbegreiflicher Leichtsinn sei, die lässlichen Sünden für gering zu achten, weil sie nicht die Hölle, sondern nur das Fegefeuer verdienen, wenn aber (S. 599) gesagt wird, daß das Fegefeuer für besonders schwere Sünden Jahrtausende dauern könne, so dürften diese strenge Ansicht wohl wenige Theologen teilen; denn man muß bei den leidenden Seelen ein verum et putativum tempus unterscheiden; das bittere Leiden macht die kurze Zeit für sie ungemein lang, wie ich es in meinem Werke (t. 3. p. 612) eingehender behandelte.

Wenn (S. 614) gesagt wird, die Lehre, welche die Hölle in den Mittelpunkt der Erde verlegt und etwas weniger tief das Fegefeuer, würde in unserer Zeit dem Gespöete preisgegeben, so ist das zu viel behauptet. Daß die Geister nach Gottes Willen an die Materie gebunden werden können, wissen wir, sind ja die Engel unsere Beschützer für Seele und Leib, die bösen Geister treiben ihr Unwesen selbst in den Lüsten. Wenn es nun auch nicht Glaubenslehre ist, wo Hölle und Fegefeuer sind, so ist gewiß die Auffassung der Scholastiker und auch der neueren Theologen nicht als unbegründet, noch weniger als albern abzuweisen.

Die Wiederkunft des Herrn wird von 900 bis 947 behandelt. Es ist ein reicher, wichtiger, schöner Gegenstand, wie die Personen und die Zeichen, welche dem Gerichte vorhergehen, der Antichrist; es wird erwähnt das 1000jährige Reich: es werden angegeben die Ursachen des allgemeinen Gerichtes, das Gericht selbst, der Ort des Gerichtes, die Heiligen, die mit Christus richten werden. Es folgt der Weltbrand, der neue Himmel und die neue Erde. Alle diese Gegenstände sind korrekt durchgeführt, besonders gediegen und wissenschaftlich wird der Weltbrand besprochen. Auf der neuen Erde soll es auch nach dem Verfasser lebende Wesen geben. Nun freilich konnte bei so mäßigem Umfang dieser inhaltsreiche Gegenstand nicht allseitig gründlich behandelt werden, wie es sonst der Verfasser überall tut.

Nachdem nun dieses vortreffliche Werk vollendet ist, können wir wohl unbedenklich von den zwei hochverdienten Verfassern sagen: „Qui docti fuerint, fulgebant quasi splendor firmamenti.“ Dan. 12, 3.

Innsbrück. P. Gottfried Noggler O. Cap.

Lektor der Dogmatik.

4) **Jus decretalium.** Tomus I Introducio in ius decretalium. Ad Fr. Xav. Wernz S. J. Altera editio emendata et aucta. XVI, 470 pg. Romae, ex typographia polyglotta S. C. de Propaganda Fide, 1905.

Bevor das groß angelegte Werk „Jus decretalium“ zu Ende geführt werden konnte, wurde die Neuauflage des ersten Bandes notwendig. An vielen Stellen gewahrt der Leser die Ergebnisse neuer Studien. Die Lehre über das Verhältnis von Kirche und Staat und über die Konkordate ist ergänzt. Der Verfasser wahrt seinen früheren Standpunkt in freimütiger Aussprache, abweichenden Aussstellungen gegenüber. Ob seine Beweise die Vertreter einer anderen Ansicht jedesmal überzeugen werden, bleibt dahingestellt. Immerhin ist die freie, möglichst objektiv gehaltene Erörterung der genannten Fragen zu begrüßen und darum auch der von Wernz dazu gebotene Beitrag eine Bereicherung der zweiten Auflage. Als weitere Ergänzungen seien noch erwähnt, die Ausführungen über das praeceptum ecclesiasticum und seine Beziehung zu einer geistlichen Vorchrist (S. 155) und über die sogenannten päpstlichen Fakultäten, welche den Ordinarien Dispensbefugnisse vermittelten (S. 206). Die Ausstattung wurde, gegenüber der ersten Auflage, um vieles verbessert.

Balkenburg.

J. Laurentius.

- 5) **Moralphilosophie.** (Morálka Filosofická.) Von Dr. Eugen Kádérávek, Professor der böhmischen theologischen Fakultät in Prag, i. P. 2 Teile. Gr. 8°. 361 S.

Dieses in böhmischer Sprache verfaßte Werk ist eine treue Interpretation der scholastischen Moralphilosophie bewährter Autoren, die dem Verfasser als Muster dienten. In der Vorrede nennt er die vorzüglichsten: Dr. Gutberlet, Cathrein, Th. Meyer, Liberatore, Stöckel, Costa-Rosetti.

Der erste Teil (S. 1 bis 132) enthält die allgemeinen Prinzipien der Ethik, geordnet nach den Kategorien der Ursächlichkeit, 1. über das Endziel der menschlichen Handlungen (Finalursache), 2. über die Materialursache der Moralität oder über die freien Handlungen, 3. über die Formalursache der Moralität oder Nonconformität der Handlungen mit ihrer objektiven Norm, 4. über die Exemplarursache oder das Gesetz, 5. über erworbene Tugenden oder (habitus), welche Wirkung und Ergänzung der moralischen Handlungen sind.

Der zweite Teil (S. 133 bis 361) enthält naturgemäß die Anwendung obiger Prinzipien auf die verschiedenen Beziehungen des Menschen als Individuums zu Gott, zu sich selbst und zum Nächsten.

Daran reihen sich die Fragen über das Eigentumsrecht und die Verträge. Mit Recht wird der Begründung des Privateigentums und Widerlegung des Sozialismus und Kollektivsystems besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

Ueber die Beziehungen des Menschen als Gliedes der Gesellschaft in der Familie und im Staate und der Staaten untereinander im Völkerrechte handeln die letzten Abschnitte des Werkes.

Wie an dieser natürlichen allgemein üblichen Einteilung der Moralphilosophie der Verfasser nichts änderte, wurde ebenso dem Inhalte der behandelten Materien keine neue Seite abgewonnen.

Bei der ziemlich erschöpfenden Behandlung derselben Fragen in den Werken der Moralttheologie dürfte die Moralphilosophie mit mehr Erfolg auf Monographien sich verlegen, um die Fundamente der natürlichen Ethik und der christlichen Moral gegenüber den modernen Irrtümern zu vertiefen und zu festigen.

Unser Autor wollte zur Popularisierung der scholastischen Moralphilosophie einen Beitrag liefern und dieses scheint ihm gelungen zu sein.

Dr. K.

- 6) Ernesti Commer, theologi Antistitis Urbani ex utraque Academia Pontificia Romala D. Thomae et Religionis catholicae **Selectio de Matris Dei munere in Ecclesia gerendo**, habita in C. R. Universitate Rudolphina ad decimum post definitam B. V. Mariae Conceptionem Immaculatam lustrum celebrandum. Viennae, H. Kirsch, 1906, 8°. 161 pg. K 3.60.

Das Werk ist, wie schon der Titel näher angibt, der unbefleckten Gottesmutter gewidmet, zugleich auch „Divae Virgini Nicopoeiae Venetorum ex voto“. Das Thema ist nach streng thomistischer Methode in Form einer Vorlesung für die Hörer der Theologie an der Wiener Universität behandelt. Es ist für den Kenner der scholastischen Terminologie leicht verständlich in der Sprachweise, aber wohl für manchen frappierend in bezug auf die Behauptungen; doch bemüht sich der Verfasser, überall die Beweise zu bringen und die Einwürfe zurückzuweisen. Wenn auch manche der Analogien sehr schöne Anwendungen für die Kanzel zulassen, ist doch das Werk im ganzen nicht dafür geeignet, sondern für die spekulativen und aszetische Betrachtung scholastisch gebildeter Theologen berechnet. Dies bekennt der Verfasser selbst (S. 4): „Quod quidem, quum mihi non coram populo, sed

coram vobis. qui studio sacrae doctrinae incumbitis, oratio habenda sit, facile et sine fidei periculo demonstrare posse confido". Die Thesis faßt also der Auktor in die Worte (S. 3): Quo nexus Mater Dei cum Ecclesia cohaereat? Conclusio: Maria, S. Dei Genitrix quasi Sacramentum majus in Ecclesia cernenda est." Er gesteht (S. 2), daß er damit eine „conclusionem novam, qua Mater Dei magis illustretur, ex antiquis fidei principiis deducendam“ unternehme. Auf die Kritik des einzelnen, im besonderen auf gar viele subtile Distinktionen und manche in frommen Hymnen und Lobreden gestatteten Ausdrücke einzugehen, ist hier nicht die Absicht; daher bezeichnen wir nur den Gang der in fünf Artikeln geteilten Haupt-Thesis, umso mehr, da hiefür weder eine Überschrift noch eine Inhaltsangabe stattfindet; es stellt ja das Werk eine kontinuierliche Vorlesung dar. Es wird zuerst (S. 4, ff.) das Fundament mit den Worten des heiligen Thomas erwiesen: B. V. Mariam esse Matrem Dei; sodann folgt (S. 9, ff.): I. Nomen Sacramenti in universum B. V. Mariae attribuendum est. (S. 16, ff.) II. S. Dei Genitrix in ratione signi cum Sacramentis nostris convenit. (S. 28, ff.) III. Maternitas divina est Sacramentum majus in Ecclesia. (S. 66, ff.) IV. Gratiam reliquorum Sacramentorum propriam eminenter continet. (S. 109, ff.) V. Maternitas divina aliquomodo gratiam causat. — Es versteht sich von selbst, daß der Name „Sacrament“ auf die Mutter Gottes angewendet nicht liturgisch, sondern nur analog genommen werden darf, wie der Auktor (S. 24) ausdrücklich bemerkt; dessen ungeachtet sind viele Einwürfe zu lösen, die der Verfasser nach Vergang der Summa des heiligen Thomas zuerst bei den Artikeln aufzählt und nach der Beweisführung seiner Conclusio im einzelnen zurückzuweisen sich bemüht; so finden sich bei der II. Concl. 16, bei der III. 47, bei der IV. 6, bei der V. 11 Einwürfe, die zurückgewiesen werden. Bei dem Vergleich der sieben einzelnen Sakramente der Kirche in Bezug auf Materie, Form, Minister und Wirksamkeit ist zur Vermeidung von Mißverständnissen, in bezug auf das „arduissimum et divinissimum Sacramentum Eucharistiae“ besonders auf den Satz aufmerksam zu machen (S. 91): Patet igitur, Maternitatem divinam esse signum majus gratiae universaliter cibantis, exhibendo nobis ipsum cibum spiritualem per nativitatem Christi in verbo consensus. In frommer Hingabe an Maria beschließt der Verfasser sein Werk (S. 158 bis 161); daß in demselben die anderwo nicht immer ohne Mißverständnis anwendbaren Worte: Divina Virgo (S. 9) und Corredemptrix (S. 144) in Schuß genommen werden, darf nicht befremden.

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

- 7) **Niederbuch für die Ordensversammlungen der Terziaren.** Von P. Kassian Thaler, Provinzial der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz. Taschenformat, kartonierter Umschlag und 54 Seiten Notentext. Bregenz a. B. 1906. Verlag J. N. Deutsch. Preis M. — .40 = K — .48. In Partien billiger.
- 8) **Orgelbegleitung zur neuen Niedersammlung für die Drittordens-Konferenzen.** Von P. Kassian Thaler, Provinzial der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz. Format 27×22 cm. Bregenz a. B. 1906. Verlag J. N. Deutsch. Preis broschiert M. 2.— = K 2.40.

Aus Deutschland, Österreich, der Schweiz und Nordamerika kamen dem Verfasser fortwährend zahlreiche Bischöflichen Ansuchen, ein gutes kleines Niederbuch samt Orgelbegleitung für die Drittordensversammlungen herauszugeben. Wie jede Diözese ihr offizielles Ge-

sangsbuch hat, so wünscht man, daß auch der Dritte Orden ein entsprechendes Gesangsbuch habe, das allen Bedürfnissen, auch den blühenden Ordensgemeinden, entspricht. Dadurch wäre für die Hebung und würdige Feier des Drittordens-Gottesdienstes viel gewonnen und das Interesse für das seraphische Institut bekäme nur neue, gesunde Nahrung. Dem Verfasser, dessen Werke über den Dritten Orden insgesamt in mehreren hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, ist es nach vielen Mühen gelungen, den wohlberechtigten Wünschen der Ordensdirektoren und Tertiargemeinden nachzukommen. Die beiden Werkchen haben bereits die Feuerprobe bestanden, denn die Wespen stechen nicht die schlechtesten, sondern die besten Früchte an. Der Altvater und Meister des kirchlichen Volksgesanges in Tirol, Herr Franz Schöpf, Komponist und Stadtpfarr-Chorregent in Bozen, stellt über die vorliegenden Gesangsbücher folgende fachmännische Zensur aus: „Nach genauer Durchsicht der neuen Liedersammlung für die Drittordens-Konferenzen, herausgegeben von P. Kassian Thaler, finde ich dieselbe als durchaus sehr schön und streng kirchlich gehalten; sämtliche Lieder stimmen zur Andacht und Erbauung. Die Mehrzahl der Lieder sind auch für Schulen entsprechend, und wäre die Einführung derselben in Volks-schulen sehr zu empfehlen.“

Meister Ignaz Mitterer, Propst und Domchorregens in Brixen, schreibt hierüber: „Dieses praktisch zusammengestellte Liederbüchlein enthält 36 Lieder für Volksgefang, die alle gut brauchbar und würdig sind. Die Orgelbegleitung ist korrekt gesetzt und auch für weniger geübte Organisten leicht spielbar. Auch für weitere Kreise empfehlenswert.“

Die 36 Lieder sind, was Text, Melodie und Harmonisierung betrifft, einfach zwar, aber vollständlich; ein bedeutender Teil sind speziell Drittordenslieder und wird diesbezüglich den verschiedenen Bedürfnissen volle Rechnung getragen. Die Lieder sind größtenteils originell, von bewährten Männern verfaßt und von tüchtigen Meistern komponiert. Sie eignen sich auch recht sehr für den Gottesdienst und die Schulen der klösterlichen Tertiarkongregationen. Der Preis ist äußerst billig, die Ausstattung musterhaft. Es sei nur auf einen praktischen Punkt hingewiesen. Die Ordensregel schreibt vor, daß die bei den monatlichen Versammlungen eingegangenen Gaben auch zur würdigen Feier des Drittordens-Gottesdienstes verwendet werden sollen. Die Tertiargemeinden und Ordensdirektoren tun daher gut, wenn sie ein Exemplar „Orgelbegleitung“ für den Organisten und die nötige Zahl von Exemplaren des „Liederbuches“ für die Sänger und andere mitsingende Tertiaren aus der Ordensklasse bestellen. Damit wird den Ordensgemeinden ein guter Dienst erwiesen und die Tertiaren werden an dem schönen Volksgehang eine große Freude haben.

Innsbruck.

Lektor P. Franz Tischler O. Cap.

9) **Geschichte der deutschen Nationalkirche in Rom S. Maria dell' Anima.** Von Dr. theol. et hist. Josef Schmidlin, ehem. Vizerektor der Anima. Freiburg 1906. Herdersche Verlagshandlung. Gr. 8°. XVIII und 816 S. Mit 30 Bildern. M. 15.— = K 18.—; geb. in Leinwand mit Lederrücken M. 17.50 = K 21.—.

Deutschland hat in Rom drei Institute, das deutsch-ungarische Kolleg, den Campo Santo und die Anima. Vom erstenen haben wir schon längst eine ausführliche Geschichte aus der Feder Sr. Eminenz, des Kardinals Steinhuber, über das zweite bestehen Publikationen von De Waal und nun erhalten wir auch die Geschichte der Anima zu deren 500jährigen

Bestehen. Der Verfasser teilt seinen Gegenstand folgendermaßen: Einleitung, Erstes Buch: Die Gründung (1389—1418), Vorgeschichte, Anfänge der Stiftung, Dietrich von Niem und sein Nachlass. Zweites Buch: Erste Entfaltung (1418—1500), äußere Schicksale, Bruderschaften, die Nationalkirche und ihre Häuser. Drittes Buch: Die Periode der Glaubensspaltung (1500 bis 1584), die neue Kirche, Hadrian VI. und der Sacco, die äußeren Beziehungen der Anstalt, inneres Leben. Viertes Buch: Reformation und Religionskriege (1584—1696), die Reformversuche, welthistorische Erlebnisse, bedeutende Männer in ihren Beziehungen zur *Anima*, Hausgeschichte. Fünftes Buch: Im Zeitalter des Absolutismus (1696—1798), der Gewaltstreich von 1697, politische Wechselseitigkeiten, interne Zustände am Vorabend der Revolution. Sechstes Buch: Umsturz und Wiedererhebung (1798—1859), die Stürme der großen Revolution, der erste Schritt gegen die Verwelschung, Restauration und Reorganisation. Schluss, die *Anima* in der Gegenwart. Anhang, die Priester des Kollegiums der *Anima* von 1856—1906. Personenregister.

Es war Joachim Peters aus Dordrecht, ein Offizier unter Papst Bonifacius IX., der das erste Samenkorn zur *Anima* ausgestreut, indem er drei Häuser zur Gründung einer Herberge für deutsche Pilger schenkte. Innocenz VII. erhob die also errichtete Anstalt zum deutschen Nationalinstitut, nachdem Dietrich von Niem sie mit neuen Schenkungen bedeutend vergrößert hatte, und stellte sie unter den unmittelbaren Schutz des Apostolischen Stuhles. Das geschah 1406. Was seither die Anstalt Gutes und Böses erfahren hat, berichtet der Geschichtschreiber mit vielem Fleiß auf Grund eingehender Archivstudien. Ist alles interessant, was da erzählt wird, so ist für uns doch das Interessanteste die neueste Geschichte, die so recht mit den Anfängen der Regierung unseres erhabenen Monarchen, Kaiser Franz Josef, beginnt. Es war eben die Zeit, in welcher der jugendliche Monarch der Kirche im großen und kleinen ihre Freiheit und ihre Rechte gewährte. Die Männer, welche die *Anima*frage in Fluss brachten, waren P. Franz Josef Rabaner, Weichvater in St. Peter, dann der spätere Rektor Michael Gähner, Kanonikus Franz Hirn, das Brüderkonsistorium, Reichardt, Schloßkaplan in Schönbrunn, Kardinal Schwarzenberg und dessen Bruder Felix, damals Minister des Außenfern. Hierauf griffen auch Norddeutsche ein, z. B. der Bischof von Hilbesheim, Dr. Bangen, Dahmen, Dr. Giese, Hagemann, Farke, Rolfs und die später so berühmten Künstler Achtermann, Flax, Overbeck, Platner, Steinhäuser, Wittmer und der Buchhändler Spithöver u. a. m. Die Anregungen, welche diese Männer gaben, führten schließlich dahin, daß das Institut seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben — (es ist nicht berechtigt von „Österreichs gefälschtem Freibrief“ zu reden S. 741) — und als Nationalstift für ganz Deutschland unter dem Protektorat des Kaisers von Österreich erklärt wurde. Dazu kam eine neue Bestimmung, die Aufnahme junger Priester, die in Rom spezielle Studien machen wollen. Erwähnt werden muß, daß auch Kardinal Reisach an der günstigen Entwicklung der *Anima*frage rücksenswerten Anteil genommen und der erste Rektor des Instituts, Alois Flir, mit hoher Begeisterung und großem Geschick dieselbe gefördert hat. Über immer war es der Kaiser von Österreich, der, wenn das Werk ins Stocken geraten wollte, mit werktätiger Hilfe vorwärts trieb. Man lese, was z. B. auf Seite 750 erzählt wird. Im Jahre 1854 sprach der Kaiser den Wunsch aus, daß das Rektorat der deutschen Nationalkirche immer mit einem hervorragenden österreichischen Geistlichen bekleidet werden möge, und da die Bezüge aus dem Stiftungsfond hiezu nicht reichten, wies er den Gehalt auf ewige Zeiten aus dem Staatsfonds an. Dafür aber sollte ihm das Ernennungsrecht zugewichert und ein Teil der Kapläne stets aus der österreichischen Geistlichkeit entnommen werden. Wir glauben das hervorheben zu müssen, um die Aeußerung, welche in den „Historisch-politischen Blättern“ (Heft 10, S. 788, 789) zu finden ist, und in der die Ernennung eines

reichsdeutschen Rektors als ein Akt der Willigkeit hingestellt und angebahnt werden will, vor Mißverständnis zu bewahren.

Daß der Verfasser die neueste Geschichte der Anstalt unter den Rektoren Flir, Wagnner, Jäniq, Doppelbauer, Nagl, Lohninger recht ausführlich erzählt und weder Großes noch Kleines übersieht, was an Kirche und Haus geschehen, was für die Deutschen gegründet und geschaffen, was in Schule und Künstlerwelt organisiert worden, ist begreiflich und lobenswert. Ebenso anerkennenswert ist das vom gegenwärtigen Rektor Lohninger zusammengestellte Verzeichnis der Priester, die seit 1856 dem Kollegium der Anima angehört haben. Es besteht kein Zweifel, daß die Herausgabe dieser Geschichte sehr zeitgemäß gewesen und der Verfasser sich den Dank vieler mit Recht verdient hat.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

- 10) **Kirchliches Handlexikon.** Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften. Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten in Verbindung mit den Professoren Karl Hilgenreiner, Joh. B. Nisius S. J. und Josef Schlecht herausgegeben von Dr. Michael Buchberger. Zwei Bände. Mit kirchl. Genehmigung. München 1906. Allgemeine Verlagsgesellschaft. Preis pro Heft M. 1. — = K 1.20.

Wir haben hier ein Lieferungswerk, das in zwei Bänden, jeder Band zu circa 20 Lieferungen, im Umfang von je drei Bogen, erscheinen wird. Monatlich erscheinen eine bis zwei Lieferungen. Daß ein derartiges Lexikon keine überflüssige Arbeit ist, weiß wohl jeder, der mit kirchlicher Literatur sich beschäftigt, aber noch mehr, daß eine solche Arbeit unsäglich mühevoll und beschwerlich ist, unterliegt auch keinem Zweifel. Hinter jedem Wort und hinter jeder Zahl liegen oftmals Stöße von Büchern, die durchforscht werden müssen, um das vorliegende Resultat zu erzielen. Die Mitarbeiter und Redakteure müssen wirklich den emsigen Bienen gleichen, die von Blume zu Blume eilen, um den Honig zu sammeln. Dafür leisten sie denn auch eine kostliche Bienenarbeit und verdienen, daß sie Anerkennung finden. Aber die bloße Anerkennung wäre wahrlich nicht Lohn genug, sie müssen auch Absatz finden. Das Werk verdient die weiteste Verbreitung, insbesondere wüssten wir einen Platz, wo es unentbehrlich wäre: in den Redaktionstuben der kirchenfeindlichen liberal-jüdischen Presse, vorausgesetzt, daß daselbst noch eine bona fides zu Hause sei. Aber wie dem auch sein möge, es paßt auch vorzüglich in die Bibliothek eines jeden Priesters, auch des Seelsorgers, da die gesamte Theologie in neuer geboten wird.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

- 11) **Papst Pius X.** In Leben und Wort. Geschichtliche Studie von seinem früheren Zögling Msgr. Dr. Angelo Marchesan, Professor sc. in Treviso. Autorisierte Uebersetzung von P. Columban Artho O. S. B., Kapitular des Stiftes Einsiedeln. Verlagsanstalt Benziger & Komp. 8°. Preis pro Heft M. 1.60 = Frks. 2.— = K 1.92.

Dieses Prachtwerk über den Heiligen Vater erscheint in zwölf Lieferungen, von denen die achte schon vorliegt. Es enthält auf feinstem Papier circa 500 herrlich ausgeführte Illustrationen und 20 Einfachbildder. Der Verfasser war bemüht, ein wissenschaftliches und zugleich populäres Werk zu schreiben und man muß ihm das Zeugnis geben, daß er seine Aufgabe glänzend gelöst hat. In zwölf Kapiteln läßt er die erhabene Gestalt Pius X. erstehen, versetzt ihn mit großem Geschick in die wahre und wirkliche Umgebung von Jugend auf bis hinan auf den päpstlichen Stuhl. Nicht Panegyriker, sondern Historiker will der Verfasser sein, daher stellt er

alles, was er sagt, auf authentische Urkunden, auf die Aktenstücke der bischöflichen Kurien von Treviso, Mantua und Venedig, auf Originalbriefe und Aussagen unmittelbarer, glaubwürdiger Zeugen. Man hat daher wirklich ein geschichtliches und ästhetisch schönes Werk vor sich, das aller Empfehlung würdig ist.

Linz.

Dr. M. Höptmair.

12) **Apologetische Predigten**, gehalten im Dom zu Trier von Prof. Dr. Einig, Domkapitular und Domprediger. 1. Band: Die göttliche Offenbarung. Druck und Verlag der Paulinusdruckerei in Trier. Gr. 8°. IV u. 200 S. M. 3. — = K 3.60, geb. M. 3.75 = K 4.50.

Der Verfasser dieser Predigten ist als Dogmatiker aus seinem Werke „Institutiones theologiae dogmaticae“ (sechs Bändchen) und als Apologetiker und schneidiger Polemiker aus seiner Polemik „Einig contra Beyschlag“ (in fünf Auflagen) rühmlichst bekannt. In letzterer Beziehung ist er ebenso durch sieghafte Logik als durch geistreiche und orientierende Auffassung der katholischen Lehren ausgezeichnet. Daher ließ sich im Voraus erwarten, daß seine jüngst dem Drucke übergebenen „Apologetische Predigten“ Außergewöhnliches bieten werden.

Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. Dem ersten Band „Die göttliche Offenbarung“ wird offenbar der zweite folgen „Die katholische Kirche“. Den Inhalt des ersten Bandes bilden in streng logischer und methodischer Reihenfolge die Wahrheiten über Religion überhaupt, über Möglichkeit und Wirklichkeit der Offenbarung im Christentum und über die Glaubensquellen im lebendigen kirchlichen Lehramte und der heiligen Schrift. Der Autor sagt in seiner Vorrede, daß „diese Predigten Neues und Altes enthalten.“ Mit dem gesamten geistigen Rüstzeuge der alten Apologeten und Kirchenlehrer, sowie der neueren Apologien des Christentums wohl vertraut, verwertet er seine tiefe philosophisch-theologische Bildung dazu, um die Zuhörer auf gefestigter Grundlage des credo möglichst auch zum intelligo zu geleiten und durch solide Widerlegung der Irrtümer und Einwürfe des modernen Atheismus und Nationalismus gegen die Gefahren des Unglaubens zu sichern. In dieser Verbindung der „nova et vetera“ erscheint ein Hauptvorzug des Werkes. Dabei vermeidet der Verfasser die Gefahr, Zweifel in seinen Zuhörern anzuregen, die er nicht vollkommen lösen würde. Vom Standpunkte eines gläubigen Katholiken ausgehend, lässt er den Zuhörer Freude empfinden über seinen Glaubensschatz und die siegreiche Widerlegung der meisten modernen Irrtümer.

Die Sprache ist einfach, aber edel, stellenweise dem Affekte folgend, erhaben. Daher vereinigen Dr. Einigs „Apologetische Predigten“ die beiden Hauptvorzüge geistlicher Reden, sind praktisch und populär. Diese Eigenschaften machen sie ebenso für die Kreise der Intelligenz wie für das Volk verwendbar. Hierin zeigt sich eben der Meister, die tiefsten Fragen der Offenbarung und die subtilsten Schwierigkeiten der Gegner so zu erklären und zu widerlegen, daß jeder Zuhörer, je nach seiner Fassungskraft und seinem Geistesbedürfnisse, befriedigt wird. Daher verdient das neueste Predigtwerk Dr. Einigs die weiteste Verbreitung.

Prag.

Dr. Fr. Kordač,

l. l. Prof. der böhm. theol. Fak.

13) **Der Protestantismus in Böhmen** — bis zur Schlacht am Weißen Berge (1517—1620) — „Protestantismus v Čechách“ 2c. von Dr. Fr. X. Krystufek, l. l. Professor der Kirchengeschichte an der böhm. theol. Fakultät in Prag. Herausgegeben als Anteil der St. Prokop-Häredität in Prag für das Jahr 1906. Gr. 8°. 423 S.

Wie zeitgemäß dieses Werk ist, erhebt aus dessen Inhalt: Art. 1. König Ludwig 1516—1526. Anfänge des Protestantismus in Böhmen. — Art. 2. König Ferdinand I. (1526—1564). Ausbreitung des Protestantismus in Böhmen; Ferdinands Maßnahmen dagegen und dessen Förderung der katholischen Kirche. — Art. 3. Maximilian (1567—1576). Die Protestanten erlangen von ihm Toleranz. — Art. 4. Rudolf II. (1576—1611). Die Protestanten erlangen Religionsfreiheit. — Art. 5. Kaiser Matthias (1611—1619). Verschärfung der Religionsstreitigkeiten; Revolution der protestantischen Stände. — Art. 6. Kaiser und König Ferdinand II. (1619 bis 1637). Höhepunkt der Revolution der protestantischen böhmischen Stände durch die Wahl des Gegenkönigs Friedrich von der Pfalz und dessen Niederlage am Weißen Berge (1620). — Beilagen: 1. Majestätsbrief des Kaisers Rudolf. 2. Ausgleich zwischen den Parteien „sub una“ (Katholiken) und „sub utraque“ (Kalixtiner) u. s. w.

Zeitgemäß ist dieses Werk sowohl zur Belehrung der zunächst interessierten Cecho-Slaven über diese, aus protestantischen Geschichtsquellen so tendenziös, antikatholisch und antihabsburgisch gezeichnete Periode der Heimatgeschichte, als auch für weitere Kreise, welche in diesem Werke eine Ergänzung Ondruškops pragmatischer Darstellung in seiner „Geschichte des 30jährigen Krieges“ finden werden. Denn Krystufek standen böhmische Quellen zur Verfügung, welche Klopp nicht zugänglich waren. — Freilich wäre diese Ausbeute noch allseitiger möglich gewesen. — Wie in Deutschland erscheint das Volk besonders in den Ländern der böhmischen Krone als unglückliches Opfer des Protestantismus und der Stände, welche sich der Ausbreitung des letzteren bedienten, um Kirchengut und politische Macht auf Kosten der katholischen Kirche und der katholischen Habsburger an sich zu reißen. — Langsam bricht sich die Wahrheit Bahn durch die angehäuften und stets wiederholten Geschichtslügen und klärt allmählich auch das böhmische Volk auf, daß die als „Unglückstag“ ausgegebene Niederlage am Weißen Berge eigentlich die Niederlage des Protestantismus in Böhmen und der hochverräterischen protestantischen Stände war. Freilich wurde auch das Volk und das Land in unsägliches Elend hineingerissen —, aber die Erhaltung seiner Sprache und seiner individuellen Existenz hat es nur dem Siege der Habsburger und der katholischen Kirche zu danken.

Der Ansturm des Protestantismus des XVI. und XVII. Jahrhunderts gegen den Katholizismus und dessen natürliche Schutzmacht, die Habsburger in Österreich, — zeigt sein Beharrungsvermögen bis in das XX. Jahrhundert in der „Los von Rom“- und daher auch „Los von Österreich“-Bewegung. Dem Schwerte Gustav Adolfs wurde in Böhmen Halt geboten; der Gustav Adolf-Verein (nomen et omen) sucht mit der „rollenden Marx“ in Böhmen den „Strom der Geschichte weiter zu leiten“. Abgeordneter Stein agitiert für das Schwert der — Hohenzollern. Daher sind dokumentarische Aufklärungen dieser Geschichtsperiode als sehr zeitgemäß zu begrüßen.

Prag.

Kordac.

14) **Katholische Volkschul-Katechesen.** Für die Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger und für Mittelstufe mehrklassiger Schulen. Von Johann Ev. Pichler, emeritierter Pfarrer, Katechet in Wien. I. Teil. Die Glaubenslehre. Mit kirchl. Druckerlaubnis. Wien, „St. Norbertus“-Verlag. 8°. 176 S. Preis brosch. K 2.—, mit Postzuführung K 2.20.

Zum neuen österreichischen Katechismus gab es bisher nur Kommentare und ähnliche Werke, welche dem Katecheten das mehr oder weniger verarbeitete Material (zum Teil ein allzu reichliches) für die Katechesen boten, aber keine abgerundeten, vollständig ausgeführte Katechesen, welche

bis ins einzelste zeigten, wie der Katechet bei der einzelnen Lektion vom Anfange bis zum Ende vorgehen soll. Es wird daher den österreichischen Katecheten sicherlich willkommen sein, daß ihnen nun auch solche Katechesen geboten werden und zwar von einem Autor, der sowohl als Theoretiker wie als Praktiker nicht mehr unbekannt ist (wir erinnern an den von ihm gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm verfaßten „Lehrplan für den katholischen Religionssunterricht“, zu dem die vorliegenden Katechesen die besie Illustration bilden, an den Vortrag über erklärenden und entwickelnden Unterricht auf dem Wiener pädagogisch-katechetischen Kurse und an die auf denselben Kurse abgehaltene, allgemein als sehr gelungen bezeichnete Lehrprobe über die katholische Kirche). In bezug auf die Methode haben diese Katechesen manches mit der Münchener Methode gemeinsam, weichen aber von derselben in wesentlichen Punkten ab, was im Vorworte in interessanten Ausführungen begründet wird. Am meisten lehnen sie sich an Mey an und wollen das, was Mey für die Unterstufe bietet, für die Mittel-, beziehungsweise auch für die Oberstufe bieten. Jede Katechese enthält ein einheitliches Thema, das in zwei bis drei, manchmal auch in mehr Punkte zerlegt wird. Jeder Punkt trägt an der Spalte eine kurze Inhaltsangabe. Die Disposition der Katechese ist aber noch außerdem bis ins kleinste durch Randnoten angegeben. Aus den Fragen des Katechismus sind die wichtigsten ausgewählt und in Fettdruck an jener Stelle der Katechesen angeführt, wo sie sich aus der vom Katecheten mit den Kindern vorgenommenen Entwicklung wie von selbst ergeben und wo sie sofort auch eingeübt werden sollen. So werden die Katechesen ungemein übersichtlich und handlich. Handlich ist auch das Format: es ist dasjenige des Katechismus. Der Autor hat hiermit aus einer 24jährigen Praxis heraus ein Werk geschaffen, wie es so praktisch bisher kaum zu irgend einem Katechismus existierte. Es wird daher sicherlich bald nicht nur in Österreich allgemein gebraucht werden, sondern auch im Auslande als Beitrag zur Methodenfrage lebhaftes Interesse erregen.

Der Verfasser ist sowohl durch Schriften wie durch seine Vorträge eine allseitig so bekannte und anerkannte Autorität in katechetischen Fragen, daß jeder seiner diesbezüglichen Publikationen Vertrauen entgegengebracht wird. Vorliegende Katechesen rechtfertigen dieses Vertrauen vollauf. Für Anfänger im Katechetenamt sind selbe eine sehr gute praktische Anleitung und auch ältere, erfahrene Katecheten werden nicht ohne Nutzen dieselben durchgehen. Es soll damit nicht gemeint sein, daß die Katechesen etwa memoriert und so vorgetragen werden sollen, jeder Katechet muß nach seiner individuellen Anlage vorgehen, sondern sie sollen als Wegweiser oder für ältere Katecheten als Prüfstein dienen. Sehr beachtenswert ist die Vorede und ab und zu vorkommende Anmerkungen. (Das Fehlen der Frage: Wer ist Jesus Christus? im neuen Katechismus wird mit Recht bedauert.) Ein näheres Eingehen würde den Raum der Rezension zu weit in Anspruch nehmen, nur das Eine sei bemerkt, daß die Katechesen einen dazu passenden Katechismus erfordern, bei welchem die Fragen in der Reihe kommen. Meister der Katechetik, wie der Verfasser mögen es zustande bringen, weitabliegende Fragen (1, 2 und 37 oder 40, 67 und 68 oder 47, 52 und 55) den Schülern als Memorieraufgabe zu geben, wie gewöhnlich sind froh, wenn unsere Kinder die fortlaufenden Frage-Nummern finden und merken. Seite 11 ist aus Petrus Paulus geworden.

Ebelsberg.

M. Rupertsberger.

15) **Der Mond als Gestirn und Welt und sein Einfluß auf unsre Erde.** Von Egon Lützeler. Mit 80 Abbildungen und 17 Kunstdrucktafeln. Köln 1906. Bachem. 8°. XIV u. 300 S. M. 4.50 = K 5.40, geb. M. 6.— = K 7.20.

Der Verfasser will im vorliegenden Werke seiner Angabe nach in leicht verständlicher Weise alles zusammentragen, was bisher von dem

treuen Himmelsbegleiter unserer Erde, dem Mond, bekannt geworden. Er bringt in der Tat sehr viele interessante Einzelheiten und es ist auch das Gesagte durch zahlreiche schöne Abbildungen, die zum Teil photographische Aufnahmen sind, in entsprechender Weise erläutert worden, so daß man von dem Erdtrabanten ein allseitig beleuchtetes Bild gewinnt. Vom besondern Interesse erscheinen die vielen beigegebenen „Mondlandschaften“, sowie auch die Abchnitte über das Leben auf dem Monde und über dessen Einfluß auf unsere Erde.

Einiges hätten wir auszusezen. Bei Besprechung der Entstehung der Weltkörper hätte wohl die „*Kosmogonie*“ von P. A. Braun S. J. einige Berücksichtigung verdient, namentlich in bezug auf die „Ringbildung“ der Himmelskörper in ihrer frühesten Bildung, da dieselbe eigentlich als eine Ausnahme und keineswegs als allgemeine Regel zu bezeichnen ist. Daß der selige Albertus Magnus (S. 30) das Epitheton „der mystische“ erhält, ist unbegründet. Dem Verfasser, wenn er sich selbst dieses Urteil gebildet, dürften dabei vielleicht einige dem seligen Albertus fälschlich zugeschriebene, abergläubische Schriften vor Augen geschwebt haben; Albertus war gerade ein sehr reeller Forcher. (Vgl. v. Hartling, Albertus Magnus, Beiträge zu seiner Würdigung, Köln 1880.) — Der Vorwurf, der (S. 112) dem Astronomen P. Riccioli in betreff seiner Mondnomenklatur gemacht wird, scheint aus v. Vitrows Werke „Die Wunder des Himmels“ herübergenommen worden sein, einem Werke, das sonst auch manche Unrichtigkeiten enthält. Es sei hier nur bemerkt, daß Ricciolis Mondnomenklatur in sehr systematischer und praktischer Weise durchgeführt werden. (Vgl. „Stimmen aus Maria Laach“, 1898, h. 3; „Natur und Offenbarung“, Bd. 49, S. 142 ff.) — Worte, wie „Der mittelalterliche Abergläub“ sind leicht Missverständnissen ausgesetzt und hätten deshalb entfallen oder doch in anderer Fassung gegeben werden können. Auch der Bericht über Giordano Bruno (S. 225), welchen „die Beantwortung über das Leben der Gestirne — dem Scheiterhaufen überliefert hat“, ist in dieser Begründung als eine Entstellung der historischen Tatsache zu bezeichnen und stammt wohl aus akatholischer Quelle. Daß der Mensch gar zu gerne glaube, das ganze Weltall sei zu dem Zwecke erschaffen, ihm, — „der Krone der Schöpfung“, zu dienen, beruht keineswegs auf einem „selbstverherrlichen Dünkel“, — wie dies heutigentags in nicht wenigen Büchern wiederholt wird; richtig verstanden liegt in dieser Beziehung der Welt zum Menschen auf Erden eine sehr beachtenswerte Wahrheit; diese bliebe immer noch bestehen, wenn auch andere Welten von vernünftigen Wesen bewohnt wären; beides könnte sehr gut mit einander vereinbart werden. Als Todesstag Christi des Herrn und gleichzeitiges Osterdatum wird vom Verfasser der 3. April 33 n. Chr. befürwortet. (S. 76.) Hat auch dieses Datum seinerzeit P. J. Rieß S. J. („Geburtsjahr Christi“ in „Laach. Stimm.“ 1880; „Nochmals das Geburtsjahr Jesu Christi“, Freiburg 1883) verteidigt, so stehen doch demselben nicht wenige historische Schwierigkeiten entgegen und es wurde überdies durch neuere astronomische Berechnungen dargetan, daß der Todesstag Christi auf den 7. April 30 n. Chr. (783 der Erbauung Roms) anzusezen ist und demnach die christliche, das ist die dionysische Zeitrechnung etwa drei Jahre von der wahren differiert. (Vgl. „Natur und Offenbarung“, Bd. 50, 1904, S. 286 ff.) Der Verfasser führt sich bei Annahme jenes Datums (3. April 33) als des Todesstages Christi auf eine Überlieferung, der zufolge sich am Todesstage des Herrn Sonne und Mond zugleich verfinstert hätten und auf eine astronomische Berechnung, daß nämlich tatsächlich Freitag den 3. April 33 eine Mondesfinsternis in Jerusalem sichtbar gewesen; der Mond sei hier um dieselbe Zeit, als gegen Abend jenes Freitags die Kreuzigung stattfand, zur Hälfte verfinstert aufgegangen und müsse gerade deshalb der erregten Menge besonders auffällig werden. Da nun dem Verfasser zufolge eine Sonnenfinsternis bei Vollmond (Ostern) „einen offenkundigen Widerspruch“ ent-

halte und eine totale Sonnenfinsternis in jenen Jahren zur Mittagszeit nur 29 n. Chr. am 20. November stattgefunden: so könne angenommen werden, daß die Geschichtsschreiber (Eusebius, Julius Africanus, Paulus Diaconus), welche von einer totalen Sonnenfinsternis zur Zeit des Vollmondes berichten, die tatsächliche totale Sonnenfinsternis vom 20. November 29 n. Chr. mit der Mondesfinsternis am 3. April 33 n. Chr. in einem „begreiflichen Irrtum“ durcheinander geworfen haben“. Wir bemerken zu diesen Auseinandersetzungen nachfolgendes. Eine derartige Verwechslung einer totalen Sonnenfinsternis um die Mittagszeit mit einer partiellen Mondesfinsternis am Abende, welch' letztere dazu erst 3—4 Jahre nach der ersten Finsternis eingetroffen, — hat wohl nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich. — Neben einer großen Finsternis um die Zeit der Kreuzigung des Herrn berichten ferner nicht nur die oben angeführten Schriftsteller, sondern bekanntlich auch die Evangelien und es kann diese dreistündige Finsternis weder einer partiellen Mondesfinsternis gleichgestellt, noch überhaupt diese Finsternis als eine natürliche Finsternis betrachtet werden. Da dieselbe um Mittag begonnen und bis 3 Uhr Nachmittag gedauert, so kann die Finsternis nur eine Entziehung des Sonnenlichtes erklärt werden. Dabei ist nun nicht anzunehmen, daß, wie einige diese Sonnenfinsternis erklären wollten, tatsächlich der Mond (auf wunderbare Weise versteckt) sich vor die Sonne gestellt habe, — als wäre auf eine andere Weise eine Entziehung des Sonnenlichtes nicht möglich — sondern vielmehr, daß auf der Erde in der Atmosphäre oder viel wahrscheinlicher auf der Sonne selbst gewisse Ereignisse (auf nicht natürliche Weise) eingetreten, infolge dessen das Sonnenlicht aufgehoben habe, zu leuchten. Ist dies auf dem Sonnenkörper selbst geschehen, so mußte natürlich auch zugleich das Licht des Vollmondes erlöschen, da eben der Mond sein Licht, wie unsere Erde, nur von der Sonne empfängt. Diese Mondesfinsternis entzog sich selbstverständlich jeder astronomischen Berechnung. Ob dann zur nämlichen Zeit auch eine natürliche Mondesfinsternis (den natürlichen Bedingungen gemäß) sich eingestellt hätte oder sich auch nach Beendigung der Verfinsterung der Sonne eingestellt hat, ist hier gegenstandslos. Hieraus erhellt aber auch zugleich, daß jene Mondesfinsternis am 3. April 33 n. Chr. abends als Stütze für den Todestag Christi des Herrn keine Beweiskraft besitzt.

Das interessante Werk, bemerken wir zum Schlusse, kann jedenfalls allen empfohlen werden, die sich über unsere Erdtrabanten in gemeinverständlicher Form eingehender unterrichten lassen wollen; auch für Mondbeobachtungen, die etwa angestellt werden mögen, wird es große Dienste leisten können.

Linz-Freinberg.

P. N. Handmann S. J.

16) **Prinzipienkämpfe.** I. Unzeitgemäßes. Von P. Alois Pichler C. Ss. R. Münster, Westfalen 1905. Alphonius-Buchhandlung (A. Osten-dorff). Gr. 8°. VIII u. 136 S. M. 1.20 = K 1.44.

Seit langem schon wird gegnerischerseits über „katholische Inferiorität“ geschmäht und nach vielem, vielem Schreiben und Schreien scheint es endlich doch gelungen, auch katholische Kapazitäten zur Überzeugung von der eigenen Minderwertigkeit zu bringen. Immer öfter, zahlreicher, kräftiger erheben sich Stimmen in unserem eigenen Lager, welche auf unsere Schwäche aufmerksam machen, hinweisen auf die Unzulänglichkeit unserer Waffen, welche den modernen unserer Gegner längst nicht mehr gewachsen und ebenbürtig seien: Stimmen, welche unsere Kriegstechnik als veraltet bezeichnen, sie daher modernisieren wollen. „Lernt von unsren Gegnern!“ hallt ihr Ruf — und er verhallte nicht ins Leere: er fand schon Echo. Man will modern, zeitgemäß werden. Da muß es wohl unzeitmäßig erscheinen, wenn sich eine Stimme — „Prinzipienkämpfe“, Unzeitgemäßes von P. Alois Pichler — erhebt und sich zu beweisen versucht, daß wir

keinen Grund haben, zu den Gegnern in die Schule zu gehen, denn „auch wir haben Ritter ohne Furcht und Tadel, aber wir kennen sie zu wenig“; daß wir keine Ausrede haben, wenn wir unsren tapfern, tüchtigen Vorlämpfern, um objektiv und modern zu erscheinen, selbst in den Rücken fallen, aber sie wenigstens „an exponierten Stellen allein lassen“.

Worin soll nun unsere Inferiorität bestehen? — In Wissenschaft und Kunst. Schuld aber ist unsere voraussetzungsvolle, von den Scholastikern ererbte Philosophie. „Voraussetzunglosigkeit“ soll das Schibboleth echter, zeitgemäßer Wissenschaft sein. Auf dem Boden von Voraussetzungen können nur verkümmerte, krüppelhafte Epigonen gedeihen, die als lebensschwache Kinder ausgesetzt werden sollten. — Es ist nun hohe Zeit, daß wir uns durch diesen usque ad nauseam oft geleierten Vorwurf der Epigonenhaftigkeit und durch die endlos wiederholte Forderung voraussetzungloser Wissenschaft nicht Sand in die Augen streuen lassen und dadurch geblendet, unsere eigene Kraft und Macht nicht sehen und demütig und unterwürfig unsren Gegnern uns ergeben. Darum sind auch die „Prinzipienkämpfe“ freudig zu begrüßen, da P. Pichler vor allem darauf hinweist, daß „voraussetzunglose Wissenschaft“ Humbug ist. Jede Wissenschaft und alles Vorlichen hat seine Voraussetzungen und Prinzipien und muß sie haben. — Merkwürdig jedenfalls und größerer Beachtung wert ist die Tatsache, daß jene Wissenschaft, welche als Erfahrungswissenschaft naturgemäß am leichtesten objektiv und ohne alle Voraussetzung an die Tatsachen herantreten könnte, sich selbst in zahlreichen Hypothesen, als: Atom- (oder Elektronen-), Undulations- magnet-elektrische Lichthypothese, Huyghens Elementarkugelwellen-Prinzip u. s. w. Voraussetzungen macht und biemit klar und bündig eingestellt: ohne Voraussetzung vermögen wir nicht die Tatsachen und Erscheinungen der sinnlichen Erfahrung zu verstehen und zu erfassen — und was über die Sinne hinausgeht, die großen Welträtsel, sollten ohne Voraussetzung studiert werden müssen und begriffen werden können?! Wir müssen es P. Pichler danken, daß er einmal darauf hinwies — wir wünschten nur, daß es noch entschiedener und eingehender und allgemeiner geschehen wäre —, daß auch die Wissenschaft, die Forschung unserer Gegner keineswegs voraussetzunglos sei; daß auch sie ihre Voraussetzungen haben. „Es steht hier einfach Voraussetzung gegen Voraussetzung.“ Es handelt sich deshalb nur darum: auf welcher Seite sind die richtigen Voraussetzungen. Ist aber einmal erwiesen, daß unsere Voraussetzungen Wahrheitsgehalt besitzen — sind wir dann nicht besser daran, je mehr wir solcher Voraussetzungen haben? Es ist Brotnied dahinter, wenn man Voraussetzunglosigkeit fordert: man will uns unserer Schäze an Wahrheiten beraubten. Es mag sich der Geschäftsmann selbstbewußter in die Brust werfen, der mit nichts angefangen und es zu einem Vermögen von mehreren Tausend gebracht hat, er mag sich dessen mehr rühmen können, aber — besser daran ist der Erbe von Millionen.

Unsere Voraussetzungen befunden somit noch keineswegs unsere Inferiorität. Macht's vielleicht der Mangel an geistvollen Männern und genialen Frauen? Finden sich in unserem Lager, um in Nietzsche'scher Terminologie zu sprechen, nur „Herdenmenschen“, indessen die „Übermenschen“ alle im Gegenlager glänzen? Darauf erwidern vor allem die „Prinzipienkämpfe“. Sie stellen uns ein Triumvirat von „Rittern ohne Furcht und Tadel“ vor und, wie wir hoffen, weil unter dem Titel I steht, — wird uns P. Pichler noch mit etlichen stolzen Rittern unseres Lagers bekannt machen. Gewiß, handelt es sich vor allem um jetzt lebende Philosophen: eines D. Willmann brauchen wir uns nicht zu schämen. „Protestantische Gelehrte, wie Eucken, Rein, Messer zollen Willmann hohe Anerkennung. Paulsen geht ein Gruseln an beim Gedanken, daß Willmanns Werk („Geschichte des Idealismus“, 3 Bde.) bald zum ausgerlesenen Rüstzeug der ultramontanen Beredsamkeit in allen politischen Körperschaften des deutschen Reiches gehören wird.“ (Prinz. III, p. 97.) Fast indessen

möchten wir fürchten, hat's Paulsen bei diesem Gedanken grundlos ge-
gruselt; denn leider, leider ist Willmann noch lange nicht so bekannt, als
er es verdiente, als ein Mann der Gegenpartei von seinem Werte schon
längst wäre! Der Vergleich, den P. Pichler zwischen Willmanns „Geschichte
des Idealismus“ und den protestantischen Herren ist hochgepriesenen und be-
rühmten „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ von Leberweg-Heinze
durchführt, tritt überzeugend dar, daß wir nicht beschämt-erröötend ver-
stummen müssen, wenn man leck das Lied von unserer Inferiorität uns
in die Ohren schreit. Wenn die Prinzipienkämpfe nichts anderes enthielten
als die Beleuchtung des Hochwertes unseres Willmann, sie wären freudigst
und dankbarst zu begrüßen!

Aber nicht bloß Philosophen haben wir, auch Dichter. Gerade auf
dem Gebiete der Poesie sollen unsererseits sich nur Epigonen herum-
tummeln. Es wird darum mancher auch in unserm Lager den Kopf
schütteln, wenn er hört, wir hätten auch hier „Ritter ohne Furcht und
Tadel“ und etwa denken: „Bin doch begierig, wen der uns da vorstellen
wird?“ — Aber fürwahr! es ist nicht Eduard Hlatkys Schuld, wenn man
ihn noch nicht als vollwertigen Dichter kennt. Sein „Weltenmorgen“ in
erster Linie beweist klar, daß Hlatky kein Epigone ist, sein verkümmter
Zwerg, kein zwerghafter Dichterling — er ist ein Cyclop, denn nur ein
Cyclop konnte einen solchen Cyclopengau austürmen, wie es der Welten-
morgen ist, „der zutieft in der Erde gegründet, aus wichtigen Granit-
quadern nach den Regeln der großen Kunst errichtet, wirklich und wahrhaft
in den Himmel reicht, ein Leuchtturm auf dem grünen, wunderbaren Giland
mitten im Vogendrang der Moderne.“ (Prinzipienkämpfe.) Sein „Welten-
morgen“ steht freilich nicht vor uns, den meisten Werken moderner Dichter
gleich, eine graziöse Erscheinung: nicht wie eine üppige, fokete Schönheit,
auch nicht wie ein frisches, naives, schönes Mädchen aus dem Volke, nicht
wie die medicäische Venus, nicht wie eine Mädchengestalt Desfreggerz, son-
dern wie eine exaltierte majestätische Fürstin, wie die Juno Ludovisi. Ist
etwa das keine Schönheit? — Ist eine solche schöne Kunst nach den Be-
griffen der Moderne nicht dafeinsberechtigt? — Auch Hlatkys „An der
Schwelle des Gerichtes“ sowie seine „Gedichte“ erweisen seine Ritterlichkeit.

Der Dritte im Bunde, den wir in den „Prinzipienkämpfen“ näher
kennen lernen, ist Philosoph, Kunstaesthetiker und Dichter und in jeder Be-
ziehung hat er Vollwert, es ist Dr. Richard von Kralik. Selbst der Ver-
fasser der Veremundus-Broschüre, welche unsere Inferiorität auf belle-
tristischem Gebiete so energisch betonte, urteilt über Kralik: „Richard von
Kralik ist weniger bekannt als man glaubt, weniger vor allem als er ver-
dient ... Kralik steht hoch, sehr hoch. Das aber erklärt seine Einsamkeit.“
Wer sich einigermaßen für Kraliks Bedeutung informieren will, greife zu
den „Prinzipienkämpfen“: in wenigen kurzen, aber kräftigen Bügeln ist
sein Hochwert dargetan.

Eines verdient noch hervorgehoben zu werden. Willmann, Hlatky
und Kralik haben ihre „Prinzipien“, ihre durch und durch christliche, katho-
lysche Weltanschauung nicht ererbt, sind in ihnen nicht aufgewachsen: im
Gegenteil, viele Jahre lang befanden sich alle drei mehr minder weit davon
entfernt und es kostete viel Geistesarbeit, Suchen und Ringen, um zu
ihrer als der ersehnten Wahrheit durchzudringen. Diese Tatsache aber erhöht
nur ihre Bedeutung, beweist, daß gewiß diese katholische Weltanschauung die
wahre ist, wenn Männer von Geist, wie Willmann, Hlatky, Kralik, die keine
Ruhe für Geist und Herz fanden, bis sie ruhten im echten Katholizismus, für
dieselbe einstehen. Wir können es uns nicht versagen, hier auf jene Rede hin-
zuweisen, welche Herr Anezaki, Professor der vergleichenden Religions-
wissenschaften an der Universität in Tokio, bei einer zu Ehren des päpst-
lichen Gesandten Msgr. W. H. O'Connell von der Universität veranstalteten
und von 4000 Personen besuchten Festversammlung gesprochen. Derselbe

hatte kürzlich eine Studienreise durch Europa gemacht. Vor derselben sei auch er ganz unter dem Einfluß der landläufigen Vorurteile und der weitverbreiteten unrichtigen Vorstellungen gestanden, als ob die katholische Kirche zu den Toten gehöre, unsätig einer Erneuerung und Wiederbelebung, als ob die katholischen Nationen absterbende Völker seien, im Gegensaß zum Protestantismus, der das Christentum der Zukunft sei. Er habe nach Japan ganz andere Ideen zurückgebracht. Der Katholizismus sei ihm im Gegen- teil als die machtvollste und gewaltigste religiöse Organisation erschienen, welche die Menschheit kenne. (Aus den „Math. Missionen“, 34. Jg., 8. H.) — Professor Anezaki hat wohl als Japaner unparteiisch geurteilt. Gewiß der Katholizismus ist die machtvollste und gewaltigste Organisation; ihre Macht und Gewalt verdankt sie den von Gott selbst überkommenen Prinzipien: diese Prinzipien sind Wahrheit, darum hat ihr Organismus Lebenskraft: von Inferiorität in und durch die Prinzipien kann keine Rede sein. Nur in einem Punkt sind wir leider inferior: in der Regsamkeit. Wären unsere Gegner so lau und so slau im Kampfe für ihre Prinzipien wie wir; oder wären wir so eifrig und feurig tätig für unsere Sache und unsere Kämpfer, wie sie: wo wäre dann Siegesgeschrei? Ja, handelte es sich nur um die literarische Palme, um den Sieg in der öffentlichen Meinung! Aber nein! es geht ums Heil von Menschenseelen, ums ewige Heil unzähliger Menschen, die sich durch den „magischen, verführerischen Glanz einer falschen Aufklärung“ in die Falle führen und ins Unglück stürzen lassen. „Und uns — muß sich da wohl vor allem jeder Priester mit P. Pichler (in dem wunderschönen, poetischen Schlusskapitel „Rosengarten“) sagen — und uns ist das wahre Licht der Welt anvertraut, um das Aftterlicht zu verschleißen. Und wir haben das wahre geistige Leben, um den geistigen Tod zu bezwingen!“ Möchten doch alle Katholiken und vorab alle Priester auch mit ihm sagen, nachdem sie die „Prinzipienkämpfe“ gelesen — und das wünschen wir, sollen recht, recht viele sein —, „Ich gelobe mir meine... Arbeitskraft aufs äußersie auszunützen, um den mir zugewiesenen kleinen Teil der großen Aufgabe — unsern Prinzipien zum Heile der Menschheit zum Sieg zu verhelfen — zu bewältigen.“

Das Buch verdient gewiß um der Sache willen die weiteste Verbreitung! Noch mehr und leichter, glauben wir, wird dieser Wunsch in Erfüllung gehen, wenn der Verfasser in den späteren Auflagen an jenen Stellen, wo er, einer lobenswerten, markanten Kürze huldigend, etwas zu dunkel wurde — das Buch liest sich stellenweise, möchten wir sagen, wie ein Mathematikbuch: man muß studieren — wenn er da lieber auf Kosten der Kürze einen flüssigen Stil bevorzugte.

Leoben.

J. Smolik.

17) **Grundzüge der Logik und Noëtik im Geiste des heiligen Thomas von Aquin.** Von Dr. Sebastian Huber, o. Professor für Philosophie am königl. Lyzeum in Freising. Paderborn 1906. Schöningh. Gr. 8°. VIII u. 168 S. M. 2.50 = K 3.—.

Das Ziel dieses Buches ist, wie eingehender im Vorworte des Verfassers angegeben wird, „die Grundzüge der Metaphysik, unter Zugrundelegung der Vorlesungen von Dr. M. Schneid, herausgegeben von Dr. Josef Sachs, zu einem vollständigen Lehrbuch der theoretischen Philosophie zu ergänzen“. Weil es im Geiste des heiligen Thomas verfaßt ist, sind auch die aristotelischen und scholastischen Termi und Formeln, die in den Lehrbüchern der heutigen propädeutischen Logik schon ziemlich bei Seite geschafft wurden, beibehalten. Von der Ergänzung der Schlusshlehre, wie wir es ausführlicher z. B. im System der Logik von Leberweig, von Wundt u. a. haben, wird abgesehen, doch hätten die für die empirischen Wissenschaften heutzutage so wichtigen Methoden von Bacon, Mill u. a. ebenso die Analogie und die Hypothese nicht so kurz und so wenig anschaulich, wie es in

§§ 39 und 44 geschieht, abgesertigt werden sollen. Das Lehrbuch setzt vielleicht ohnedies bei allen das Studium der propädeutischen Logik voraus; denn das Hauptgewicht desselben wird auf die Noëtik oder Kritik gelegt, welche sowohl für die spekulative Philosophie, als auch im besonderen für die Theologie der wichtigste Teil ist; diese ist mit großer Klarheit und doch in der notwendigen Kürze, wie es ein Schulbuch erfordert, behandelt. Es ist erfreulich, daß gegen den alten zweideutigen Ausdruck „logica materialis“ (S. 78) Stellung genommen wird, doch ist hinwieder der zu dem herkömmlichen Ausdruck „Erkenntnisquellen“ hinzugegebene und als gleichbedeutend genommene Ausdruck „Erkenntniskräfte“ (S. 109) mißverständlich, da die psychologische Untersuchung der Seelenkräfte hier nicht in Betracht kommt.

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

- 18) **Das Heilige Evangelium nach Johannes.** Uebersetzt und erklärt von Dr. Dr. S. Gutjahr, f.-b. Konsistorialrat und Theologie-Professor in Graz. Mit 10 Bildern. Graz 1905. Verlagshandlung „Styria“. 8°. 137 S. K 2.—.

Mit vorliegendem Bändchen schließt Universitäts-Professor Gutjahr seine volkstümliche Evangeliumausgabe. Vorausgeschickt wird eine kurze Einleitung, die Uebersetzung ist einfach, echt populär, die Einteilung der einzelnen Kapitel recht präzis und sachgemäß. Die Fußnoten halten das rechte Maß zwischen dem Zuviel und Zuwenig. Besondere Anerkennung verdient auch der schöne Druck und die Beigabe von 10, zumeist klassischen Bildern, darunter Petri Fischfang von Schrandolph, Erscheinung Christi bei Magdalena von Steinle, Erweckung des Lazarus von Oberbeck.

Gutjahrs Uebersetzung und Erklärung der 4 Evangelien ist ein herrliches Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung.

Mautern.

Dr. Josef Höller C. Ss. R.

- 19) **Auf Tabors Höhen.** Ein Wegweiser in den Tagen der geistigen Einsamkeit von G. Diessel C. Ss. R. Regensburg 1905. Pustet. 588 S. M. 4.— = K 4.80, geb. M. 4.70 = K 5.64.

Der Verfasser bietet hier Betrachtungen und Considerationen für die Zeit der Exerzitien. Der Stoff ist auf der Methode des heiligen Ignatius aufgebaut, in eine klare und warme Sprache gekleidet. Die reichlich eingestreuten Erklärungen dienen dem Interesse und der Abwechslung und machen so das Buch praktisch für Prediger. — Das dem Buche beigegebene Bild will nicht recht gefallen. Es stellt die Himmelfahrt dar; die Zahl der Apostel ist aber zwölf (!).

P. Hub. Hanke O. T.

- 20) **Religiöse Vorträge** für die studierende Jugend. Friedrich Georg, kgl. Seminardirektor. Regensburg 1905. Pustet. 157 S. Brosch. M. 1.50 = K 1.80, geb. M. 2.— = K 2.40.

Die den Jöglingen des Studienseminares zu Bamberg gehaltenen Vorträge sollen denselben ein Andenken fürs Leben sein. Schöne Diction, logische Durchführung und Liebe zur Jugend ist in jedem Vortrage zu finden. Religionslehrer an höheren Schulen werden gerne und dankbar nach ihnen greifen.

P. Hub. Hanke O. T.

- 21) **Die Katakomben und der Protestantismus** von Professor Marucchi, aus dem Italienischen übersetzt von P. Jos. Rudolf C. Ss. R. Regensburg 1905. Pustet. 105 S. Geb. M. 1.— = K 1.20.

Drazio Maruchi, ein Schüler de Rossis, hat uns obige praktische Arbeit geleistet. Wahrlieb, saxe loquuntur können wir sagen, wenn behauptet wird, die katholische Kirche sei im Laufe der Zeit von ihrer ursprünglichen Lehre abgewichen. In interessanter Weise werden Eucharistie, Muttergottes und Primat durch Bezeugnisse aus den Katakomben beleuchtet und die Entstellungen des Pastor Röller zurückgewiesen, der sich gleichfalls dieser ehrwürdigen Monamente bedient, aber nur, um sie voreingenommen nach seiner Weise sprechen zu lassen.

P. Hub. Hanke O. T.

22) **Ein glückliches Heim.** Katholischen Eheleuten gewidmet.

Mit kirchlicher Druckerlaubnis. Essen-Ruhr 1906 Fredebeul und Koenen.

96 S.; im Anhang eine Familienchronik. Brosch. M. 1.— = K 1.20, elegant geb. M. 1.50 = K 1.80.

Der in der Verbreitung populärer religiöser Schriften emsige Verlag von Fredebeul und Koenen in Essen hat in dem vorliegenden Büchlein aus der Feder eines eifrigen und einsichtigen Seelsorgers die christliche Familie mit einer dankenswerten Gabe beschenkt. Dass der Verfasser es als ein Familienbüchlein gedacht hat, geht auch daraus hervor, dass er ihm am Schlusse ein 9 Seiten umfassendes Formular zu einer Hauschronik beigelegt. In 12 Kapiteln erörtert er die Grundsätze, von denen das christliche Familienleben beherrscht sein muss. Er bespricht die Würde und Heiligkeit des Ehestandes, stellt der christlichen Familie die heilige Familie zu Nazareth gegenüber, warnt vor ihren Feinden, als da sind Gottvergessenheit, Trägheit und Trunksucht, muntert auf zu den Übungen der Religion, schildert das Glück des katholischen Glaubens und wendet sich zum Schluss in drei Kapiteln an die katholischen Eheleute in gemischter Ehe, indem er die landläufigen Einwendungen gegen das Verbot der gemischten Ehen zurückweist und den in solcher Ehe lebenden Katholiken das Gewissen schärft für die ernsten Pflichten in Bezug auf Glauben, Religionsübung und Kindererziehung. Ein letztes Kapitel ist denjenigen gewidmet, die in protestantische Trauung und Erziehung der Kinder eingewilligt haben und will ihnen mit Ernst und Liebe den Rückweg zur Kirche weisen.

Die Darstellung ist populär, die Sprache edel, die theologische Begründung überzeugend. Das Büchlein eignet sich für Städte und Industriebezirke, besonders mit gemischter Bevölkerung und in den Absatzgebieten. Bei neuen Auflagen würde wohl auch der Preis des klar gedruckten und gut ausgestatteten Büchleins sich noch um ein Weniges ermäßigen lassen.

Bonn.

Dr. Rademacher.

23) **Die römische Kurie.** Ein kurzes Handbuch für die Kenntnis der gegenwärtigen Verfassung und ein kanonistischer Führer für den praktischen Verkehr mit den obersten päpstlichen Behörden in Rom. Von Dr. Nikolaus Hilling, a. o. Professor an der Universität Bonn. Verlag von J. Schöningh in Paderborn. XVI, 324 S. M. 1.80 = K 2.16.

Das Buch enthält zwei Teile, einen theoretischen und einen praktischen Teil. Der erste gibt die historische Entwicklung und die gegenwärtige Verfassung der römischen Kurie, der zweite vermittelt den praktischen Verkehr. Dem Inhalte nach ist behandelt: Die Zeit der Grundlegung in den ersten drei Jahrhunderten, die Entfaltung der päpstlichen Behördenorganisation im Mittelalter. Vom Toleranzedikt Konstantins bis Sixtus V. 313 bis 1587, dann bis auf die Gegenwart; die Beamten der Kurie, die Kongregationen, die Aemter, die Gerichtsbehörden. Bezüglich des Geschäftsverkehrs bespricht der Verfasser die Bittgesuche, die Erlangung von Privilegien, Fakultäten, Dispensen, Absolutionen; sodann erörtert er den Zivil-

prozeß, den Strafprozeß, die Approbation der religiösen Kongregationen mit einfachen Gelübden. Der Anhang enthält die Sammlung der wichtigsten päpstlichen Erlässe und Verfügungen der römischen Behörden unter Pius X. und ein Verzeichnis der Quinquennalsakalüstätten pro foro externo et interno für die deutschen Bischöfe.

Das Buch ist sorgfältig gearbeitet und geeignet, in der angegebenen Richtung wichtige Dienste zu leisten.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

24) **Jesu Leben und Werk.** Aus Quellen dargestellt von Richard v. Kralik. Kempten und München 1904. Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung. XI und 481 S. Brosch. M. 5.— = K 6.—, geb. M. 6.— = K 7.20.

Dieses Leben Jesu unterscheidet sich in etwas von den bisherigen Darstellungen. Es verfolgt einerseits nicht geradezu dogmatische oder apologetische Zwecke. Es soll ein Stück der Weltgeschichte und Kulturgegeschichte sein. Es versucht das Bild Jesu vor allem mit den Mitteln der historischen Kritik darzustellen. Es versucht auf Grund der erhaltenen Quellen und Ueberlieferungen einfach die Ereignisse jener Zeit so lebendig und anschaulich wie möglich zu vergegenwärtigen, den Leser in sie zu versetzen, sie mitzuerleben zu lassen. Was hier der Verfasser in der Vorrede veripricht, das ist ihm auch mit bekannter Meisterschaft vollends gelungen. Er entwirft ein Kultur- und Zeitbild von den Tagen Jesu und der Regierung des Kaisers Augustus. Er will auch den Beweis erbringen, daß Wissen und Glauben, also Wissenschaft und Glaube in keinem Widerspruche stehen, sondern sich vielmehr decken und ergänzen. Zuerst führt uns der Verfasser ein in die Geschichte der Juden und Römer vor der Ankunft Christi, geht sodann über auf die Geburt des Heilandes, gibt zugleich einen Ueberblick über die Bildung jener Zeit, weist hin auf das Herannahen des Himmelsreiches, schildert die Gründung der Kirche, fügt die theoretische, praktische und ästhetische Offenbarung an und schließt mit der Passion des Heilandes und der Wirkamkeit der Apostel ab.

Man muß die Anerkennung aussprechen, daß der Autor vollkommen Herr über den behandelnden Stoff ist und es verstand, in schöner Form ein ebenso belehrendes als erbauendes und anziehendes Leben Jesu geschaffen zu haben. Es eignet sich für weite gebildete Kreise ganz besonders, um viel Gutes zu stiften.

Neukirchen bei Lambach. P. Gebhard Koppler, Pfarrvikar.

25) Ces. Tondini de Quarenghi: **Les titres, exprimant directement la divine Maternité de Marie** dans le „Theodocarion“ du Patriarcat de Constantinople. Rome, Chev. de Salvucci, 1906. Gr. 8°. 62 S.

Der gelehrte Autor aus dem Orden der Barnabiten, der diese Arbeit zuerst im Bessarion, Rivista di studi orientali, erscheinen ließ, will hiermit zunächst seinen Dank der Gottesmutter für die Beklehrung des Grafen Schuwaloff, seines späteren Ordensgenossen ausdrücken, da dieser selbst in seiner Schrift: Ma conversion et ma vocation bezeugt, daß Tondini noch als Jüngling unbewußt durch seine Marienverehrung hiezu beigetragen hat. Dann soll aber diese Schrift auch der erste Teil einer Mariologie sein, welche Tondini nur aus griechischen Quellen schöpfen will und auch zur Zurückführung der getrennten Griechen beitragen soll, da nach Schuwaloffs Worten die Marienverehrung „das Band der Einigung der beiden getrennten Kirchen, ja der ganzen Christenheit sein soll“. — Nachdem zuerst mit den Worten Newmans (aus den characteristic von W. S. Lilly) gezeigt worden, wie Maria den Glauben an die Gottheit Christi schützt, wird der Gelehr-

samkeit und der Marienverehrung des Photius — abgesehen von seinem Schisma — großes Lob erteilt. Von seinen 8 canones „über die hochheilige Gottesmutter“ sind drei in das Theodocarion, das Buch der liturgischen Gesänge des griechischen Patriarchats aufgenommen; sie werden später unter Nr. 13, 18 und 21 zitiert. — Sodann bringt der Autor die Geschichte des Wortes Theotócos (chap. 2.) und die Beweisführung für die Rechtmäßigkeit desselben (chap. 3.). Im 4. Kapitel erklärt er den Begriff und die Geschichte des Theodocarion und benennt die 22 Hymnographen des hier besprochenen liturgischen Buches, aus deren Stellen es zusammengetragen ist. Im letzten bedeutsamsten Kapitel werden 27 Titel mit den dazugehörigen Strophen im griechischen und französischen Text aufgeführt, welche alle direkt die Würde der Gottesmutter bezeichnen. Nach einem vertrauensvollen Schlussworte über die Rückkehr der griechisch-russischen Schismatiker zur Einheit der katholischen Kirche wird noch im Anhange ein Zeugnis aus der russischen Kirche vom Jahre 1839 gebraucht, die Absfallsformel des zum Schisma gedrängten Klerus von Polotsk, die mit der Formel des Catechismus romanus ex decreto SS. Concilii Tridentini (S. 60) verglichen wird. Die sorgfältig aus entfernten Quellen gesammelte Arbeit wird gewiß bei Fachgelehrten das gehörige Interesse finden.

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

26) **La Question Congolaise.** A. Vermeersch S. J.
Bruxelles. Charl. Bulens, rue de Ferre-Neuve 75. Fr. 3.50
= K 3.50 exclus. Porto.

Der durch seine sozial-wissenschaftlichen Werke bekannte Gelehrte bietet uns auf 366 Octavseiten nicht bloß eine gründliche Studie der Verhältnisse im Kongostaate, sondern auch einen ergreifenden Appell an die Humanität und christliche Nächstenliebe gegenüber den Eingeborenen jenes ungeheuren Kolonialgebietes, das etwa 60mal so groß ist wie Belgien. Bekanntlich sind durch die dahin gesandte Untersuchungskommission viele Uebelstände aufgedeckt worden und noch so manche andere scheinen sich der Offenlichkeit entzogen zu haben. Das Bekanntgewordene genügt aber vollständig, um sich ein Bild von der trostlosen Lage jener Neger zu machen.

Es hat dem Verfasser nicht wenig gekostet, bei näherer Besprechung der Kaufschuf-Zivilisation ruhiges Blut zu bewahren. Er behandelt den Gegenstand in drei Abschnitten. Der erste Abschnitt enthält die geschichtliche Entwicklung des Kongostaates seit 1876. Unter den Rechtstiteln, welche die Gründung aufweisen kann, scheint ihm jener allein Geltung zu haben, der sich auf die Notwendigkeit stützte, den grauenvollen Zuständen ein Ende zu machen. Diesem Rechtstitel entsprechend hätte aber die wahre Zivilisation vor allem eine unberrückbare Norm für die politischen und sozialen Einrichtungen sein müssen. Dies war leider nicht der Fall, wie im zweiten Abschnitt ausführlich nachgewiesen wird. Selbst die Erfüllung des Artikel 5 des Berliner Vertrages, durch den jedes Monopol in Sachen des Handels untersagt wird, ist augenscheinlich unterblieben, weil die Monopolisierung der Ausbeute an Kaufschuf, Elfenbein, Erzen auch das Handelsmonopol für die Gegenstände zur Folge hat. Der Grundbesitz ist so vollständig teils den Staats- und Krondomänen, teils den verschiedenen Gesellschaften überwiesen worden, daß für die Eingeborenen auf der beigegebenen Karte kein abgegrenzter Raum als ihr Eigentum verzeichnet werden konnte. Selbst der sehr geringe Anteil, der ihnen zur Kultivierung überlassen ist, muß nach Vorschrift der Administratoren bebaut werden. Kommt ein Konflikt vor zwischen Weißen und Negern, so ist die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Resultates für diesen so gering und die Beschwerde des weiten Weges bis zum Gerichtsort so groß, daß in den seltensten Fällen der Eingeborne von seinem Rechte Gebrauch machen wird. Nach dem Rapport der Kommission ist auf Seite 213 ein ergreifendes Bild der Drangsal zusammen-

gestellt, Steuerdruck, Fronarbeit, Minimallohn, Einzwängung in ihren kleinen Besitzstand, Unterwürfigkeit unter die habösüchtigen Agenten der Kompanien, Bedrückung in ihrer Habe, in ihren Weibern u. s. w. Das nennt man Zivilisation. „Die Missionäre allein sind Zivilisatoren,“ sprach der Kommandant Lemaire und der Brüsseler Sozialpolitiker M. Rolie ist der selben Meinung (S. 293). Und doch ist diesen opferwilligen, uneigennützigen Zivilisatoren von Seite der Kommission der schwärzeste Undank zu teil geworden durch Anklagen, welche sie aus den Berichten der protestantischen Missionäre und feindseliger Agenten zusammengetragen hatten, denn sie nahmen sich nicht einmal die Mühe, sich durch Augenschein zu überzeugen. Es hat darum auch nicht an gegenteiligen Zeugnissen gefehlt, besonders von Seite der Offiziere, die andere Erfahrungen mitgebracht haben. Im dritten Abschnitt bespricht der Verfasser die Heimittel und Reformen und zeigt sich da als kundiger Führer durch das Labyrinth der verchiedenen Meinungen, besonders rücksichtlich der Zwangsarbeit. Die Missionäre haben durch humane Behandlung und entsprechenden Lohn die Schwarzen immer willig zur Arbeit gefunden. Es liegt also keine Notwendigkeit vor für die Zwangsarbeit. Zulegt wirft der Verfasser einen Blick in die Zukunft des Kongostaates, die keineswegs in rosigem Lichte erscheint, weshalb sich auch das belgische Volk nicht leicht zur Uebernahme dieses zweifelhaften Schatzes entschließen wird. Der Verfasser hält es aber für eine Ehrensache Belgiens, sich im Interesse der Menschlichkeit und christlichen Nächstenliebe auch fernherhin der armen Neger am Kongo anzunehmen. Er schließt mit den Worten des heiligen Joh. Chrysostomus, welche in der 8. Lekt. am Feste des großen Negerapostels, des heiligen Petrus Claver, angeführt werden: „Wenn du deinen Nächsten hilfsbedürftig siehst am Leibe oder an der Seele, so sprich nicht: Warum ist nicht dieser oder jener zu Hilfe gekommen, sondern springe ihm bei und beeile dich, ihn zu heilen.“

Das Buch ist mit gründlicher Sachkenntnis und lebendiger Sprache geschrieben und wird gewiß mit großem Interesse gelesen werden.

Freinberg.

Karl Friedrich S. J.

27) Die Katholiken-Emanzipation in Großbritannien und Irland. Ein Beitrag zur Geschichte der religiösen Toleranz. Von Josef Blözer S. J. Freiburg 1906. Herder. 8°. XIII und 293 S. M. 4.— = K 4.80.

Die zahlreichen Vorarbeiten über die Geschichte der „Katholischen Frage“ in England werden durch die vorliegende Arbeit erstens dadurch übertroffen, daß hier eine Gesamtgeschichte der Katholiken-Emanzipation geboten ist; sodann war der Verfasser in der glücklichen Lage, fast durchweg erstklassiges Quellenmaterial zur Verfügung zu haben. In der Arbeit sind daher die Resultate eingehender Forschung, wobei besonders die wichtige Memoirenliteratur berücksichtigt wurde, in gewandter anziehender Geschichtsschreibung geboten. Die Entstehung, der Fortschritt und der Sieg des Emanzipationsgedankens von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zum Einzug der Katholiken ins Parlament 1829 wird in wahrhaft toleranter, das heißt objektiver Darstellung dem Leser vorgeführt. Die bedeutende Bereicherung, welche die historische Wissenschaft hierdurch erfahren hat, kann hier nicht registriert werden; eine historische Fachzeitschrift würde eine umfangreiche Uebersicht geben können. Umsomehr muß dem praktischen Charakter der Quartschrift entsprechend die hohe, aktuelle Bedeutung der Schrift für die brennenden kirchenpolitischen Fragen der Gegenwart hervorgehoben werden. Der hochwürdige Herr Verfasser hat sich diesbezüglich nur im Vorworte eine bescheidene Andeutung erlaubt, im Laufe der Arbeit aber sich nur bestrebt, die geschichtliche Wahrheit objektiv zu schildern. Der denkende Leser aber, dem die Vergangenheit eine Lehrerin der Maßnahmen für die Zukunft ist, findet von selbst unwillkürliche, wie viel die heutigen

Katholiken in allen Kulturländern aus der Geschichte der englischen Katholiken-Emanzipation zu lernen haben. Die Katholiken Österreichs und Deutschlands ebenso wie die von Frankreich und von Italien, können aus dem Buche abnehmen, wohin schwächliche Vertrauensseligkeit auf die Staatsregierungen, Uneinigkeit im eigenen Lager, Geneigtheit zu Kompromissen und dergleichen führt, wie auffallend andererseits der Lenker der Geschichte durch Rom seiner Kirche in gefährlichen und entscheidenden Augenblicken zu Hilfe kommt. Das Wort des irischen Franz von Wales, des achtzigjährigen Bischofs Mohan von Cork, das er zwei Monate vor dem Tode unter dem Hinweis auf seinen nahen, ewigen Richter an den Apostol. Bilar John Milner geschrieben hat, ist in dieser Beziehung ergreifend: „In Gottes heiliger Gegenwart erkläre ich feierlich, daß jeder Kompromiß und jede Kontrolle, die man etwa unserer protestantischen Regierung oder ihren Ministern bei der Anstellung und Ernennung der katholischen Bischöfe und Geistlichen dieses Königreiches verleiht, und jede Einmischung oder Beeinflussung derselben bei der Ausübung ihrer geistlichen Amtsverrichtungen, unter Umständen zur Zerstörung dieser ehrwürdigen Hierarchie und folglich zum Ruin der katholischen Religion in diesem ewig leidenden und hartbedrückten Lande führen wird.“ In edler, durchsichtiger Sprache hat der Verfasser es verstanden, durch seine schöne Darstellung die Lesung nicht bloß lehrreich, sondern auch fesselnd und angenehm zu machen.

Mautern, Steiermark.

Aug. Rössler C. Ss. R.

28) **Jesse und Maria.** Ein Roman aus dem Donaulande von Enrica Handel-Mazzetti. 2 Bde. Kempten 1905. Kösel. M. 8.— = K 9.60, geb. M. 10 = K 12.—

Es war eine seltsame Stimmung, in der ich mich befand, als ich an die Lektüre dieses Werkes ging. Das Studium desselben reizte mich geradezu wegen der widersprechendsten Urteile, die darüber schon gefällt worden. Weil es so einschlägig, dachte ich mir, muß es sich hier um etwas ursprüngliches, großes und kraftvolles handeln, nicht um eine Dutzendleitung voll verbläffter Figuren, die nach verbrauchten Schablonen recht und schlecht geformt sind. Und ich wurde in meiner Erwartung nicht getrogen, mir hat die eingehende Betrachtung dieses Kunstwerkes wirklichen Genuss bereitet. Da fand sich endlich wieder einmal eine gottbegnadete Seele voll Geist und Gemüt und dabei doch voll gewinnender Natürlichkeit, ein Talent, das durch die Objektivität seines Urteiles, die Plastik seiner Anschauung und durch die gewaltige Kraft seiner Darstellungskunst auch gefeierte Männer der Gegenwart tief in den Schatten stellt. Ein heiliger Ernst durchweht das Buch, an vielen Stellen spricht zu uns ein kindlich gläubiges Gemüt, eine flammende Begeisterung für den katholischen Glaubt, die um so erfreulicher ist, als sie überzeugend wirkt. Nach der zweifelosen Absicht der Verfasserin sollte ihr Werk ein Lobpreis des wundertätigen Gnadenbildes von Maria Taferl werden. Wenn einzelne Leser nach der Durchsicht des Werkes zu entgegen gesetzter Erkenntnis kamen, so folgt daraus durchaus noch nicht, daß die Verfasserin daran Schuld trage. Noch leichter als Menschen kann man Bücher erkennen, wenn man sich nicht die Mühe gibt, sie bis in die kleinsten Details zu erforschen. Handel liebt es, da und dort kleine Züge anzubringen, die ungemein klarend wirken, wenn man sie nicht, wie dies bei flüchtiger Lektüre leicht sein kann, übersieht. Die Anregung zum Roman gaben die Tafelbilder der Wallfahrtskirche, welche die Entstehung des Gnadenortes schildern und auf denen Schinnagl als historische Person auftaucht, die einer wappensfähigen Familie angehörte.

Das Gnadenbild ist der Angelpunkt der ganzen Handlung. Jesse von Welden dorff, Herr auf Großkrumminußbaum, ein hochbegabter, leutseliger und schöner, aber fanatischer Edelmann, sieht im Gnadenbild, durch das schon Wunder geschehen sind, einen papistischen Greuel und das

Haupthindernis seiner Proselytenmacherei, die er dem Gesez zum Troz betreibt und sinnt auf seine Vernichtung. Er glaubt durch den in Schulden geratenen Richter von Kleinkrummnußbaum, Alexander Schinnagl, zum Ziele zu gelangen, indem er dem guten, aber schwachen Katholiken das Anerbieten macht, seine ganze Schuld zu tilgen, wenn er ihm dafür das altverehrte Tafelbild in die Hände liefert. Der Anblick des Marienbildes hat in seiner Seele den Haß ausgelöst und dieser Haß macht ihn der Reihe nach zum Verführer, Gotteslästerer und schlußwürdigen Attentäter, der seine Seele mit schwerer Blutschuld belastet. Daselbe Gnadenbild macht Maria, das Weib des Richters, zum starken Weib der Bibel, das kein Hindernis kennt, wo es Gottes Ehre gilt. Im letzten Moment verhindert sie den ungeheuren Frevel, der Auslieferung eines Heiligtums, das ihrem verräterischen Mann einst Heilung aus schwerer Krankheit gebracht hat und setzt es trotz der größten Schwierigkeiten durch, daß nach Pechlarn eine Reformationskommission geschickt wird, um dem Treiben Jeses, der ihres Glaubens und ihres Hauses erbitterter Feind ist, ein- für allemal ein Ende zu machen. Im Verlaufe des Verhörs schiebt der Angeklagte den Vorsitzenden nieder und wird dafür zum Tode verurteilt. Da ist es wieder das Gnadenbild, welches ihn zur Einsicht bringt. Er verwünscht zuletzt seine Untat und sein Unrecht, das er gegen das Volk und die Familie Schinnagl begangen, und grüßt zum äußeren Zeichen seiner Gesinnungsänderung demütig ein Marienbild, auf das beim Todessange seine Augen fallen.

Die Verfasserin wollte also in Jesse und Maria zwei Gegensätze schaffen, wie sie schärfer nicht sein können, aber lediglich zu dem Zweck, daß sie sich gegenseitig gress beleuchten sollen. Auf der einen Seite einen Protestant, der mit Leib und Seele an seiner Religion hängt und jeden Widerspruch zu ihr für eine Gotteslästerung hält, die man nicht dulden dürfe, sondern mit aller Macht verhindern müsse, und auf der anderen Seite eine Katholikin, die voll lebendigen Glaubens und aufrichtiger Frömmigkeit in der Marienverehrung ein Zeichen der Auserwählung sieht und die Hezerei für ein Illebel hält, das schlimmer als der Tod ist, auf der einen Seite der glänzende, liebenswürdige Vertreter protestantischer Bildung, der aber trotzdem zugrunde geht und sich selber überwunden erklärt, auf der anderen Seite ein ungebildetes Weib in seiner herben Frische, das als Siegerin hervorgeht, weil in ihr die Gnadenkraft des wahren Glaubens wohnt, die keine irdische Macht zu lähmen vermag, hier der Schönheitstrunkene Kunstkennner, der auch das Heilige nicht gelten läßt, wenn es ihm unschön dünkt, und dort das fromme Weib, das vom Bibelworte durchdrungen ist, daß Gott auf Erden das Schwache auserwählt, um damit das Starke zu bejähmen und darum vertrauensvoll die Hände zum ungefüglichen Menschengebilde erhebt, das Gott in seiner Gnade zum Werkzeug seines Erbarmens gemacht, hier der rationalistische Skeptiker, der erst über die Prophezeiung eines schlichten Einsiedlers lacht und sie dann an sich selbst bewahrheitet sieht, und dort das feurige Marienkind, das von allem Aufang daran glaubt und dann weint, wie sie in Erfüllung gegangen. Für Jesse gibt es in seinem Denken, Reden und Handeln keinen anderen Standpunkt als den protestantischen und für Maria keinen anderen als den katholischen. Auf dieser dichterischen Voraussetzung beruhen die beiden Hauptfiguren, von diesem Standpunkte aus sind sie auch zu erklären. Jesses absprechender Hochmut, seine wegwerfende Behandlung katholischen Wesens, all die vielen Blasphemien und Frivolitäten gehören nun einmal zu seinem Charakterbild. Er wäre schlecht gezeichnet, würde er nicht so sprechen und handeln. Mit körperlicher Schönheit und leutseligem Wesen stattet ihn die Verfasserin aus, um seine Gefährlichkeit zu kennzeichnen. Will der Teufel die Menschen am schnellsten betören, dann nimmt er die Gestalt eines Engels an. In der Zeichnung Jesses liegt ein Mut zur Wahrheit, der alle Anerkennung verdient. Von diesem Gesichts-

punkte aus ist auch die Exaltation in Mariens Charakter zu erklären. So muß sie in Jesse den gewissen- und herzlosen Seelenmörder ihres Mannes erblicken, den nur die verdiente Strafe trifft, wenn er eines gewaltsamen Todes sterben muß. Daß ihr um den Preisgegebenen im letzten Augenblick das Herz schwer wird und sie alles versucht, was zu seiner seelischen Rettung von ihrer Seite aus geschehen kann, ist kein Widerspruch in sich, sondern im Empfinden einer edlen Frauennatur — und die soll doch in Maria verkörpert sein — begründet. Die beiden Hauptgestalten sind demnach künstlerisch wahr, historisch wahr sind sie nicht. Unter den aalglatten, schlau berechnenden, mit ihrer Überzeugung direkt Schächer treibenden Protestanten der damaligen Zeit wäre eine Idealgestalt wie Jesse unmöglich gewesen. Auch mit der häreditären Belastung durch die allerdings historische Johannetta von Dert ist sie zu wenig begründet. Die sentimental Anwendungen, die Maria in den intimen, leider meist zu breit gehaltenen Familienszenen zeigt, sind dem damaligen Mittelstand fremd gewesen.

Die Nebenfiguren stören in keiner Weise den Einheitsgedanken, nur sind manche von ihnen, besonders für Katholiken, gerade nicht erquicklich gezeichnet. Das kommt aber davon, daß es in der Weltgeschichte Perioden gibt, die sich nur wissenschaftlich, aber nicht künstlerisch bearbeiten lassen. Zu ihnen zählt außer der Zeit der Bauernkriege auch noch die der Gegenreformation, denn da gab es vielfach hüben und drüben wenig erquickliches zu sehen. Die Zeit war also in dieser Hinsicht ein Mißgriff. Gutmütige Polterer wie Wolf einer war, sollen übrigens auch heutzutage noch nicht ausgestorben sein. Eine schlimme Absicht verfolgte Handel mit der Zeichnung dieser Gestalt entschieden nicht. Die Sprache ist bis zum Schluß von kräftiger Frische. Für die breiten Schichten der Bevölkerung ist der Roman nicht berechnet, sie würden einesseits die Schönheiten nicht würdigen, anderenteils sich an manchem stoßen, was leicht falsch aufgefaßt werden kann. In die Hände der unreifen Jugend gehört er nicht wegen einiger schwüler Stellen und der öftmaligen Polemiken.

Für wahrhaft Gebildete aber ist er ein wahres Läbsal nach den seichten Druckerzeugnissen, mit denen in heutiger Zeit der Büchermarkt tagtäglich überschwemmt wird. Schon die große Geschichtskenntnis der Dichterin muß den ernsten Leser fesseln. Wir haben keinen Überfluß an katholischen Schriftstellerinnen, die sich mit unseren Gegnern messen können. Enrika Handel-Mazzetti ist eine von den wenigen, die zu Großem berufen sind. Möge sie sich in ihrem geistigen Schaffen zu immer lichterer Höhe erheben und uns bald wieder mit einem kostbaren Geschenk erfreuen.

L. J. Bermanschläger, L. L. Gymnasialprofessor.

B) Neue Auflagen.

- 1) **Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch.** Handbuch für Geistliche und Laien, nach den neuesten Entscheidungen und Bewilligungen der heiligen Abläffkongregation bearbeitet von Franz Beringer S. J., Konsultor der Abläffkongregation. Dreizehnte Auflage von der heiligen Abläffkongregation approbiert und als authentisch anerkannt. Paderborn 1906. Druck und Verlag von F. Schöningh, 8°. 859 u. 64 S. M. 7.40 = K 8.88, geb. M. 9.80 = K 11.76.

Neber den Wert des vorliegenden Buches etwas zu sagen, wäre wohl überflüssig. Wer immer über den Gegenstand desselben sich orientieren will, wer in was immer für einer Abläfffrage eine Lösung, eine befriedigende Auskunft erhalten will, der greift nach diesem Buche. Der Verfasser desselben

ist eben Fachmann und sieht an der Quelle und verfügt über eine vielseitige Erfahrung. Was nun über die gegenwärtige Auslage im besonderen zu bemerken ist, das sagt uns am besten der Autor selbst, indem er im Vorworte folgendes mitteilt:

„Für die gegenwärtige dreizehnte Auslage der „Ablässe“ sind wesentliche Aenderungen im ersten Teil, d. h. bezüglich der Abläfzlehre nicht nötig gewesen; nur ist eine kurze Widerlegung der irrgen Ansicht des protestantischen Kirchenrechtslehrers Dr. Paul Hinschius über Wesen und Wirkung des Ablusses eingeschaltet worden.“

Der zweite Teil musste wie gewöhnlich die größte Bereicherung erhalten, zumal durch die vielen neuen Abläßgebete. Im ersten Abschnitt ist nun die Zahl dieser Gebete bereits auf 262 gestiegen, wozu im Nachtrag weitere 14 kommen; es sind im ganzen 276 gegen 232 in der zwölften Auslage, ohne die verschiedenen Vereinsgebete mitzuzählen, welche bei den Bruderschaften sich finden.

Die frommen Übungen und Werke der Liebe ohne bestimmte Gebete, welche bisher den zweiten Abschnitt bildeten, sind jetzt zum ersten Abschnitt gezogen. Auch diese sind um fünf neu vermehrt, nämlich: der Monat Jänner zu Ehren des heiligen Namens Jesu; die Ablässe für die Erstkommunikanten; die monatliche Gebetsstunde zu Maria für die Bekehrung der Sünder; die zwölf Samstage zu Ehren der unbefleckten Jungfrau und die fünfzehn Dienstage vor dem Feste des heiligen Dominikus.

Zu den Andachtsgegenständen im jetzigen zweiten Abschnitt sind die drei Skapuliere: des heiligen Herzens Jesu, der heiligen Herzen Jesu und Mariä und des heiligen Dominikus, sowie die Franziskanerkrone von den sieben Freuden Mariä hinzugekommen.

Der dritte Abschnitt enthält neun neue Bruderschaften oder Vereine: die Vereine des lebendigen Kreuzweges; die Erzbruderschaft für die Rückkehr Englands zum katholischen Glauben; den Gebetsverein für die Rückkehr unserer getrennten Brüder mit der Notiz über die Erzbruderschaft für die Rückkehr der Griechen und Slaven; das seraphische Liebeswerk; den theresianischen Gebetsverein; die Missionssündesündnis; die Mägdebruderschaft in der Diözese Breslau und einen allgemeinen Artikel über die dritten Orden für Weltleute.

Zu den Formularien im dritten Teile endlich sind zwei weitere gekommen, nämlich für die Weihe des Herz Jesu-Skapuliers und für die Aufnahme in die Rosenkranzbruderschaft.

Überall sind selbstverständlich alle neuen Entscheidungen und Bewilligungen mitgeteilt, welche auf die im ganzen Buche behandelten Gegenstände irgendwie Bezug haben. So hat z. B. der Artikel über den dritten Orden des heiligen Franz von Assisi infolge des neuen Abläßverzeichnisses und der zahlreichen neueren Bestimmungen nicht geringe Aenderung erfahren.

Noch in letzter Stunde erhielt ich ein neuestes Dekret der heiligen Abläfzkongregation zugunsten aller jener, welche täglich zu kommunizieren pflegen; es wird am Schlusse des Nachtrags mitgeteilt.

Schon seit einiger Zeit war die letzte Auslage vergriffen; aber nur durch die fleißige Mitarbeit meines Ordensgenossen, des hochwürdigen P. Jos. Hilgers, Verfassers des kleinen Abläßbuches, ist es mir trotz wiederholter längerer Krankheit und anderer Arbeiten möglich geworden, diese neue Auslage jetzt schon vorzulegen: ihm insbesondere, dann aber auch allen hochwürdigen und verehrten Herren, welche durch freundliche Mitteilungen über die von ihnen geleiteten Bruderschaften oder Vereine mich unterstützen haben, sei mein innigster Dank hier ausgesprochen.

Möge das Werk wiederum dem hochwürdigen Klerus und vielen Gläubigen ein treuer Berater sein, zu Gottes Ehre, zum Heil und Troste der Lebenden und Abgestorbenen.“

2) **Institutiones theologiae dogmaticae.** Tractatus de Deo uno et trino. Auctore Petri Einig, Theologiae et Philosophiae Doctore, eiusdem s. Theologiae in seminario Treverensi Professore. Secunda editio. Treveris ex officina ad s. Paulinum 1905. p. VII et 218. M. 3.— = K 3.60.

Die Dogmatik des hochwürdigen Herrn Domkapitulars Dr. Einig hat in der Fachliteratur große Anerkennung gefunden. Auch Papst Leo XIII. spendete ihr wohlverdientes Lob. In dieser Zeitschrift wurden die einzelnen Bände der Reihe nach sehr günstig beurteilt, der vorliegende in seiner ersten Auflage im Jahre 1898. Die neue Auflage unterscheidet sich von den früheren nicht wesentlich, doch bemerkt man überall die verbessernde Hand. Auch einige Zugaben finden sich. Die wichtigste ist eine neue These (8), welche gegen Dr. H. Schell gerichtet ist, nämlich: Deus est ens a se, non tamen causa sui. Für das Auge wohltuend ist es, daß ein etwas größerer Druck gewählt wurde als in den früheren Auslagen. — Es verdient also dieser Band wieder sowohl wegen seines gebiegenen Inhaltes als wegen seiner gefälligen Form und Ausstattung die volle Anerkennung.

Klagenfurt.

Joh. Borter S. J.

3) **Die Psalmen der Bulgata.** Uebersetzt und nach dem Literal-
sinne erklärt von Gottfried Hoberg, Dr. der Philosophie und der Theo-
logie, ordentlicher Professor an der Universität Freiburg i. B. Zweite,
vermehrte und verbesserte Auflage. Freiburg i. B. 1906. Herdersche
Verlagshandlung. Gr. 8°. XXXVI, 484 S. M. 10.— = K 12.—.

Hobergs unlängst in zweiter, vermehrter und besserter Auflage erschienener Psalmenkommentar will jenen ein Hilfsmittel zum Verständnis des lateinischen Psalmentextes sein, deren Beruf es mit sich bringt, Deum laudare in Psalmis. Es ist dem Autor bloß um Eruierung des Literalsinnes der Bulgata-Psalmen (Psalterium Gallicanum) zu tun. Da dieselben aus der LXX gelossen sind, so wird wiederholt auf letztere zurückgegriffen, seltener auf den masorethischen Text, den Hoberg nicht allzu hoch anschlägt. Er bezeichnet S. XXIV f. die Würdigung des selbständigen Charakters der Bulgata-Psalmen dem masorethischen Texte gegenüber, die seit den Tagen von Agellius und Bellarmin katholischen Exegeten durch einseitige Schätzung der Majorah-Psalmen abhanden gekommen ist, als Vorzug seines Kommentars. Besonderer Fleiß wurde auf das grammatische und lexikalische Moment verwendet. Die Uebersetzung richtete sich nach dem Axiom: Nunc verba, nunc sensus, nunc simul utrumque. Dem eigentlichen Kommentar ist eine ausführliche Introduktion vorausgeschickt.

Was Hoberg S. XXXIII über die Psalmenklärung von Hupfeld-Nowack sagt, das läßt sich mit gleichem Rechte von seinem eigenen Psalmen-Kommentar behaupten: „Dieses Werk zeichnet sich aus durch eine klare und durchsichtige Sprache, gute grammatische Erklärung und präzise Inhaltsangabe der einzelnen Lieder.“ Aber auch Hobergs exegetische Bemerkungen verdienen Anerkennung.

S. XIV erheischt eine Korrektur: Die Namen Aggäus und Zacharias stehen in der Bulgata nicht an der Spitze des Ps. 137; ebensowenig kommt in der Bulgata in der Ueberschrift des Ps. 138 der Name Zacharias vor. Bei Besprechung des dunklen Wortes Sela S. XXI, Fußnote 1, hätte wohl auch auf B. Zapletal, Alttestamentliches Freiburg (Schweiz) 1903 S. 139 ff. verwiesen werden sollen. Da wir in einer vom Bibel-Babelstreit bewegten Zeit leben, so erwartete man in der Introduktion, etwas über die „babylonischen Psalmen“ zu vernehmen. Die die „Fluchpsalmen“ betreffende An-

merkung S. 190 bei Erklärung des Ps. 54 gehörte schon zu Ps. 34! — Hegenauers Biblia Sacra Vulgatae Editionis erschien für Höbergs Kommentar post festum.

* Linz.

Dr. Frühstorfer.

- 4) **Predigten für das katholische Kirchenjahr.** Von Josef Schuen. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von P. Philibert Seeböck O. F. M. a. 1. Bd. 1. Abteilung: **Predigten für die Sonntage.** 443 S. Brosch. M. 3. — = K 3.60. — b. 1. Band. 2. Abteilung: **Predigten für die Festtage.** S. VIII u. 536. Brosch. M. 4. — = K 4.80. — c. **Predigt-Entwürfe.** Von † J. Schuen. 1. Bd. 1. Teil: Entwürfe auf die Sonntage und auf die Feste des Herrn und Maria. 279 S. Brosch. M. 2. — = K 2.40. Sämtlich: Dritte Auflage. Paderborn. Verlag von Ferdinand Schöningh 1905 u. 1906.

Wenn auch heutzutage gerade keine Not an Predigtwerken herrscht, so muß doch jedes brauchbare Werk auf diesem Gebiete mit Freuden begrüßt werden, da ja auch vieles weniger Brauchbares oder Zusagendes auf diesem Gebiete zu finden ist. Soll ein Predigtwerk dem Prediger ein Hilfsmittel sein, so muß es ihm neue Gedanken und bei längst behandelten Wahrheiten neue Gesichtspunkte bieten. Obige Neuauflagen des rühmlichst bekannten Verfassers gehören unstreitig zum Besten, was die Predigtliteratur bietet. Große Gedankenfülle, praktische Einteilung und gediegene, gründliche Ausführung zeichnen diese Predigten aus, welche schon längst und oft von den berühmtesten Männern und weitverbreitetsten Zeitschriften äußerst günstig beprochen und kräftigst empfohlen worden sind. Schr. gute Dienste werden jedem Prediger die schönen und inhaltsreichen Predigt-Entwürfe leisten.

Mit Freuden ist darum auch diese Auflage zu begrüßen, die freudige Aufnahme ist ja dem Werke schon längst gesichert.

Aichkirchen. P. Wolfgang Schaubmaier O. S. B., Pfarrvikar.

- 5) **Das Kirchenjahr in seinen Festen und Gebräuchen.** Von Joseph Lennartz. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe, nach dem Tode des Verfassers besorgt von Jakob Lang, Benefiziat. 224 S. Kempten und München 1905. J. Kösel, Verlag. M. — .50 = K — .60.

Es ist eine alte, jedoch traurige Erfahrung, daß gar viele, selbst aus den gebildeten Ständen über die verschiedenen Gebräuche, das innere Leben der katholischen Kirche, ihre Feste u. s. w. oft wenig wissen und noch weniger verstehen. Vorliegendes Buch soll ein Behelf sein, um diese Unkenntnis zu beseitigen. In fünf Abteilungen behandelt das Büchlein kurz und gut die drei Hauptfeiertage des Kirchenjahres mit den betreffenden Festen und Gebräuchen, Benedictionen etc., dann die Feste der seligsten Jungfrau und der Heiligen. Das Buch muß praktisch genannt werden; sind auch die Ausführungen ganz kurz, so bieren sie doch einen erwünschten Behelf, um das innere Leben der heiligen katholischen Kirche besser zu verstehen und mehr zu würdigen. Es ist darum dem Büchlein eine recht große Verbreitung zu wünschen: „Gott zur Ehr — den Menschen zur Lehr!“

Aichkirchen. P. Wolfgang Schaubmaier O. S. B., Pfarrvikar.

- 6) **Das heilige Kaiserpaar Heinrich und Kunigunde.** In seinem tugendreichen und verdienstvollen Leben dargestellt von P. Heinrich Müller S. V. D. Mit buntem Titelbild und 16 schönen Vollbildern

auf Chromo, 80 teils sehr wertvollen Abbildungen und einer historischen Karte. Der Erlös ist zur Ausbildung von Missionären bestimmt. Steyl 1903. Druck und Verlag der Missionsdruckerei. Vierte umgearbeitete Auflage. 448 S. mit Abbildungen. In Leinw. geb. M. 4.50 = K 5.40.

Die Behandlung des Gegenstandes ist nach folgenden Abschnitten eingeteilt: Jugendzeit des heiligen Heinrich; Heinrich Herzog von Bayern; Jugendzeit der heiligen Kunigunde, ihre Vermählung; Heinrichs Thronbesteigung; Kämpfe um die Machtstellung des Reiches in den Jahren 1003 und 1004, Erster Feldzug nach Italien; Bistum Merseburg und Kloster Gandersheim, der heilige Willigis und heilige Bernward; der Zug gegen die Westfriesen und Synode zu Dortmund. Krieg gegen Polen und die Angelegenheiten des Westens Gründung des Bistums Bamberg, zweiter Krieg gegen Polen, zwei 1009 ernannte Bischöfe. Zerwürfnisse mit seinen Schwägern. Kulturzustände des Zeitalters. Zweiter Feldzug nach Italien und Kaiserkrönung in Rom. Dritter Krieg gegen Polen, Aussöhnung mit seinen Schwägern. Schwere Prüfung und jungfräuliche Ehe. Kämpfe um Burgund. Gründung der Klöster Michelsberg und Kaufungen. Herzog Gottfried. Herstellung des Friedens in Deutschland. Graf Otto von Hammerstein und Heribert von Köln. Benedikt VIII. in Bamberg. Dritter Feldzug nach Italien. Heinrichs letzte Zeiten. Kunigunde nach Heinrichs Tod. Wunder und Heiligsprechung. Tagzeiten aus 1673. Wunder und Heiligsprechung der Kaiserin. Verehrung des heiligen Kaiserpaars, Grabstätte und Reliquien. Anhang.

Aus dieser reichen Inhaltsangabe mag ersehen werden, welch ausgedehnten Stoff der Verfasser bewältigt hat. Fürwahr, ein schönes Buch in sehr billiger Prachtausgabe, ein Buch zur Belehrung und Erbauung, beruhend auf gründlicher Quellenforschung und Achtung vor der christlichen Legende. Die Stellung des Verfassers zur Ehefrage Heinrichs findet sich dargelegt in dieser Zeitschrift 1905, S. 325 und im XIII. Abschnitt Nr. 4 der neuen Auflage. Es liegt kein zwingender Grund vor, diese Stellung zu verlassen. Das Buch sei also bestens empfohlen.

Linz.

Dr. M. Hiptmair.

7) **Der heilige Stanislaus Kostka.** Von Aug. Arndt S. J. Regensburg 1905. Pustet. 255 S. M. 1.50 — K 1.80, geb. M. 2. — = K 2.40.

In zweiter Auflage liegt die animutige Lebensbeschreibung des heiligen Jugendpatronen von Arndt vor. In 12 Kapiteln wird das kurze aber inhaltsreiche Leben des Heiligen der Jugend zur Erbauung vorgeführt. Möge auch die zweite Auflage weiteste Verbreitung finden und gute Früchte bringen bei der studierenden Jugend.

P. Hub. Hanke O. T.

8) **Die Hymnen des Breviers** nebst den Sequenzen des Missale übersetzt und kurz erklärt von Dr. Adalbert Schulte, Professor am bischöfl. Klerikalseminar in Pölpling. Zweite durchgehene Auflage. Paderborn 1906. Schöningh. Gr. 8°. XIV und 431 S. M. 6.— = K 7.20, geb. M. 7.20 = K 8.64.

Das vorliegende Werk, welches in der vom Schöninghschen Verlage herausgegebenen Wissenschaftlichen Handbibliothek der theologischen Lehrbücher die 17. Nummer der ersten Reihe bildet, ist jedenfalls ein sehr fleißig und praktisch bearbeitetes Handbuch zu nennen. Es wird nicht nur den Zweck erreichen, den der Verfasser im Vorwort zur 2. Auflage zunächst be-

zeichnet, „den angehenden Klerikern mit dem Inhalt der von Jahr zu Jahr zu betenden Hymnen bekannt zu machen,“ sondern auch den Fortgeschrittenen noch vielfache Belehrung zum klareren Verständnis bieten und dadurch Vermehrung der Liebe zum kanonischen Gebete verschaffen. Auch fehlt es darin nicht an Anhaltspunkten zu alzetschen Betrachtungen und zu homiletischen oder liturgischen Vorträgen. Es sind ja die Texte sprachlich zuerst kurz und gut erklärt, sodann theologisch durch Herbeiziehung analoger Stellen der heiligen Schrift und Kirchenväter noch mehr beleuchtet. Jeder Freund des Breviers wird für die bei vielen Hymnen so schwierige Aufhellung des wirklichen Sinnes und für die vorausgehenden geschichtlichen Notizen über deren Entstehung oder Umwandlung sich erfreuen und wohl auch wünschen, es möchte in ähnlicher aber wegen des Umsanges kürzerer Weise, das ganze Brevier mit den Psalmen und den Lettionen geschichtlichen und homiletischen Inhalts von kundiger Hand in deutscher Sprache bearbeitet werden. Viele, welche über schwierige Stellen sonst nie zum richtigen Verständnis gelangen, weil ihnen dafür größere Werke oder längere Zeit fehlen, würden eine solche Arbeit willkommen heißen.

Im Einzelnen gibt der Verfasser zuerst den richtigen Begriff der hymni und cantica, bespricht deren kirchlichen Gebrauch und Wert seit den ältesten Zeiten und behandelt die verschiedenen Metra und den Rhythmus. Die einzelnen Hymnen werden sodann nach der Reihenfolge 1. des Psalterium und Commune Sanctorum, 2. des Proprium de Tempore, 3. des Proprium Sanctorum und endlich 4. des Proprium pro aliquibus locis Strophe für Strophe mit Übersetzung und Erklärung behandelt und die Sequenzen werden an den bezüglichen Stellen eingereiht. Nur einzelne kleine Vorschläge seien uns erlaubt: S. 26 und wiederum S. 199 hätte die Bemerkung eingeschaltet werden können, warum das Wort paracletos in der von der Kirche angenommenen reuchlinianischen Aussprache zu paraclitus wird, und daß dessen erste Bedeutung, wie das hebräische manahem, der Stärkere, Helfer (wörtlich der Herbeigerufene) ist. S. 33 hätte statt errorum cohors die jetzt im Brevier gebräuchliche Lesart erronum cohors bevorzugt werden sollen, wenigstens des Contextes halber; denn von den Nachstreichern (errones), nicht aber von den irreführenden Geistern (errores) kann man behaupten, daß sie bei Tagesanbruch „viam vocendi Deserunt“. S. 238 wäre des Rhythmus halber vorzuziehen: Auditur nil jucundius, wenn auch das Brevier selbst noch die Stellung hat: Nil auditur jucundius, das zu: Nil cānitūr suavius; nil cōgitātur dulcius etc. nicht harmoniert. S. 426 ist statt des manken Verses: Ubi caduca membra, im Brevier schon der rhythmische Vers: Ubi futura victima eingesezt. Einige störende Druckfehler wird der geübte Leser leicht verbessern; „so ist zu sehen: S. 69 Infunde (statt intunde); S. 74 Partim relinquis (statt reliquis); S. 143 hymni tributum (statt hymnum); S. 214 committi voluit (statt omitti); S. 274 cautus (statt cantus); S. 305 radiantia (statt radientia); S. 356 locate (statt locata); S. 381 alma... manus (statt almo); S. 399 In hōc sacro tēgmīne (statt des unrythmischen sacrato).

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

9) Hermannus Jos. Nix S. J., **Cultus SS. Cordis Jesu et Purissimi Cordis B. V. Mariae**, sacerdotibus praecipue et theologiae studiosis propositus; editio tertia emendata et multum aucta. Friburgi Brisgoviae, Herder, 1905. XI, 235 p. M. 2.— = K 2.40, geb. M. 2.60 = K 3.12.

Das vorliegende Buch behandelt die Herz Jesu-Andacht, ihre Entstehung, ihre dogmatische Begründung und ihre Uebung. Das Erscheinen einer dritten Auflage bezeugt seine Brauchbarkeit. Da Predigten und Brüderchaftsvorträge den Seelsorger oft auf die Herz Jesu-Andacht hinweisen,

wird ihm das Werk mit seiner klaren, auf den Quellen fußenden Entwicklung des Gegenstandes sehr zu statten kommen.

Das letzte Kapitel ist der Andacht zum Herzen Mariä gewidmet und stellt die Grundgedanken dieser Andacht dar. L.

10) **Leben der Heiligen** nebst Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des Jahres, sowie auf die beweglichen Kirchenfeste. Nach dem Lateinischen des chrwürdigen P. Joh. Steph. Große aus der Gesellschaft Jesu. Herausgegeben von Dr. Heinrich Rüttjes, † Pfarrer in Übermörneter. Mit vielen Illustrationen. Mit kirchlicher Approbation. Fünfte Auflage. Paderborn 1906. Verlag und Druck der Bonifatius-Druckerei. Brosch. M. 3.— = K 3.60, geb. M. 4.— = K 4.80.

Die 5. Auflage der deutschen Uebersezung des „Leben der Heiligen“ ist in Vergleich zu den früheren Auflagen etwas erweitert, z. B. die Lebensgeschichte der Heiligen, die früher zu kurz gehalten wurde; auch die Betrachtungen erlitten einige Veränderungen; auch die früher mehr allgemein gehaltenen Gebete, wurden spezieller, auf die betreffenden Heiligen bezüglich gesetzt. — Durchwegs ist folgender Gang eingehalten. Zuerst eine kurze Lebensgeschichte der Heiligen, bei den Festen des Herrn u. s. w., ein Bericht aus den Evangelien, oder aus der Ueberlieferung oder aus der Geschichte; dann wird eine Tugend aus dem Leben des Heiligen zur Nachahmung, eine Beherzigung aus dem Festgeheimnisse nahe gelegt; auf die Bitte um irgend eine Gnade folgt ein Gebet, und darauf eine kurze, aus 3 Punkten bestehende Betrachtung. — Daraus ersieht man schon, daß dieses Werk sowohl für Priester als auch für Laien sehr geeignet sei. Da zudem der Preis sehr gering ist, kann dieses „Leben der Heiligen“ unbedingt als vorzüglich empfohlen werden.

Linz.

P. F.

C) Ausländische Literatur.

Neber die französische Literatur im Jahre 1905.

XLVIII.

Sauvé (Ch. S. S.). Le Chrétien intime. Le culte du Sacré coeur. (Der innere Christ. Der Kult des heiligsten Herzens Jesu.) Paris, Vic et Amat. 2 Bde. 8°. XXXIV, 436 u. 417 S. 5 Fr. = K 5.— exklusive Porto.

Dieses Werk hat in Frankreich großen Beifall gefunden, und da der Preis außerordentlich mäßig ist (5 Fr. für beinahe 900 Seiten), auch große Verbreitung. Der Verfasser beabsichtigt in erster Linie zu erbauen, sodann zu belehren und den Kult gegen alle Angriffe zu verteidigen. Das Werk ist für Prediger eine unerschöpfliche Quelle, und zwar eine gründliche, zuverlässige Quelle. Auch der strengste Theolog wird an dem Gebotenen nichts auszusetzen haben. Was dem Werke einen besonderen Wert verleiht, ist: Man fühlt es fortwährend, der Verfasser ist vom Gesagten durchdrungen, fest überzeugt; nicht bloß der Verstand, sondern auch das Herz diktirt ihm Gedanken und Worte in die Feder.

Cavallera (Ferdinandus). S. Eustathii Episcopi Antiocheni in Lazarum, Mariam et Martham homilia christologica. Paris, Picard. 8°. XXV, 132 p.

Cavallera (Ferdinand). *Le schisme d'Antioche.* (Quatrième, cinquième siècle.) (Das Schisma von Antiochien, 4., 5. Jahrhundert.) Paris, Picard. 8°. XX, 342 S.

Vom gleichen Verfasser Cavallera erhalten wir zwei interessante Abhandlungen. Die Homilie des heiligen Eustathius galt als verloren. Der Herausgeber hatte das Glück, sie in der Bibliothek zu Leyden aufzufinden. Das war umso wichtiger, als wir von den Schriften des gelehrten und heiligen Bischofs von Antiochien, der auf dem Konzil zu Nicäa der erste Kämpfer der Orthodoxie war, nur noch ein Buch über den Pythonismus von Eudor gegen Origenes haben. Der Verfasser bietet den griechischen Text mit einer sorgfältigen lateinischen Übersetzung und mit kritischen und erläuternden Anmerkungen.

Die zweite Arbeit ist ebenso verbankenswert. Das Schisma von Antiochien ist wohl schon öfter behandelt worden, aber wohl noch nie mit dieser Klarheit. Da der Verfasser seinen Stoff vollkommen beherrscht, war es ihm auch möglich, in das oft verworrene Material Klarheit zu bringen. Das Thema, welches schon an und für sich interessant ist, da die angesehensten Bischöfe, heiligen Väter und zwar griechische und lateinische, sich an der Streitfrage beteiligten, gewinnt noch an Interesse durch diese gründliche und klare Auseinandersetzung.

Pasquier (K.). *Les temps évangéliques et la vie du Sauveur.* Etude historique et chronologique sur les Evangiles. (Die evangelischen Zeiten [Zeitumstände] und das Leben des Erlösers. Historische und chronologische Studie.) Paris, Beauchesne. 3 Bde. 8°. XXIV, 471, 387 u. 582 S.

Der Verfasser dieses bedeutenden, umfangreichen Werkes ist Generalvikar und Superior des Priesterseminars von Tours. Die drei Bände sind die Frucht einer großen, langen Arbeit. Der erste Band handelt von den Zeitumständen und -Verhältnissen, in denen das Erlösungswerk stattfand. Der zweite Band ist eine Einleitung zu den Evangelien und eine Befreiung der in den Evangelien erzählten Ereignisse zur Herstellung der chronologischen Ordnung. Der dritte Band stellt die vier Evangelien neben einander, so wie sie einander ergänzen und gleichsam ablösen. Von der Fülle des Stoffes bekommt man eine Idee, wenn man z. B. im ersten Bande besprochen findet: Die Kalender, ägyptische, griechische, jüdische, römische, gregorianischer *rc.*, die verschiedenen Zeitrechnungen der Juden, die Olympiaden der Griechen, die Lustren der Römer u. s. w., sodann Studien über die Chronologie von Josephus Flavius, von Eusebius, von Hieronymus, ferner die Topographie (zur Zeit Christi) von Palästina, Judäa, Samaria, Galiläa, Jerusalem und seiner Umgebung, endlich die Geschichte der Juden vom Hohenpriester Hirkon bis zur Zerstörung Jerusalems. Ebenso inhaltreich sind der zweite und dritte Band. Der Rezensent in den *Etudes* (April 1906) anerkennt mit großem Lobe, daß der Verfasser immer auf die ersten Quellen zurückging; dagegen bedauert er, daß die neuere Literatur etwas zu sehr vernachlässigt sei.

Le Camus (Msgr., évêque de la Rochelle et de la Saintes). *Origines du Christianisme.* L'Oeuvre des Apôtres. Première partie, Fondation de l'église chrétienne, période d'affranchissement. Deuxième partie, Diffusion de l'église chrétienne, période des conquêtes. (Ursprung und Anfänge des Christentums. Das Werk der Apostel. Erster Teil: Gründung der christlichen Kirche, Periode der Befreiung. Zweiter Teil: Ausbreitung

der christlichen Kirche, Periode der Eroberungen.) Paris, Oudin. 3 Bde. 8°. X, 376, XLVI, 408, 612 S.

Der Umstand, daß das Werk von Pius X. selbst außerordentlich gelobt wurde, macht es uns einerseits zur Pflicht dasselbe anzukündigen; andererseits macht das von höchster Stelle dem Verfasser gespendete Lob jedes andern Lob überflüssig. Daß alles, was von den Aposteln getan und gesprochen wurde, eingehend und gründlich erzählt, nach jeder Richtung (Zeit und Umstände, unter denen das Betreffende geschah oder gesprochen wurde) erklärt und auseinander gesetzt wird, ist somit zu erwarten. Msgr. Le Camus, Bischof von La Rochelle und Saintes, beherrscht die alte und neue Literatur vollkommen. Er ist kein Feind des Fortschrittes, auch des Fortschrittes in der Exegese nicht. Um so entschiedener tritt er jedoch gegen die Hyperkritiker auf, so gegen jene, welche einen Unterschied zwischen der Lehre des heiligen Petrus und der Lehre des heiligen Paulus (der Tübinger Petrinismus und Paulinismus) finden wollen.

Fillion (L. Cl.). Saint Pierre. (Der heilige Petrus.) Paris, Lecoffre. 8°. XI, 208 S.

Eine kleine, aber sehr wertvolle Schrift; denn vielleicht noch nie ist das Haupt der Apostel so klar, so anschaulich, so lebendig dem Leser vorgeführt worden. Beim gewöhnlichen Lesen der heiligen Schrift wird manches leicht übersehen oder nicht nach seiner Wichtigkeit beachtet. Man möchte daher sagen, der Verfasser habe in der heiligen Schrift Vieles gleichsam entdeckt, an das Tageslicht gebracht, so weiß er alles, auch das Unbeschreibste, am rechten Orte und in geziemender Würdigung anzubringen und zu vermerken. Der Verfasser ist ein großer Verehrer des heiligen Petrus und tritt daher entschieden für den Vorrang desselben von den übrigen Aposteln ein. Besondere Erwähnung verdient das am Schlusse gebotene, vorzüglich gelungene Charakterbild des heiligen Petrus, sein enthusiastischer Eifer sowie seine Unbeständigkeit, schließlich jedoch seine großmütige, gänzliche Hingabe an seinen Lehrmeister.

Battandier (Msgr. Albert). Annuaire pontifical catholique, neuvième anné 1906. (Katholisches Pontifikal-Jahrbuch, 9. Jahrg. 1906.) Paris, Maison de la bonne presse. 12°, 740 S.

Die Arbeiten von Msgr. Battandier verdienen — wir haben schon einmal davon gesprochen — wiederholte Erwähnung und Empfehlung. Das Jahrbuch enthält nicht bloß eine trockene Aufzählung von Namen und Titeln. Damit der Name „Jahrbuch“ gerechtfertigt sei, müssen allerdings die Namen der Kardinäle, Bischöfe u. s. w. angeführt werden; allein schon da wird das Interesse geweckt, indem bei den einzelnen Bischöfen statistische Notizen über die Bevölkerung und den Clerus beigefügt werden. Der zweite Teil des Werkes enthält sodann wertvolle Artikel aus der Kirchengeschichte, der Liturgie. Dieses Jahr z. B. enthält das Jahrbuch Abhandlungen über die neuen Bullen, über die Kirchenlehrer, über die Kirche in Russland, über den ambrosianischen Ritus, über die Päpste des 8. Jahrhunderts, über die alten (ehemaligen) Bistümer Italiens und über die Geistlichen als Parlamentsmitglieder.

Chasle (Louis). Soeur Marie du divin coeur, née Droste de Vischering, religieuse du Bon Pasteur 1863—1898. (Die Schwester Marie vom göttlichen Herzen, geb. Droste v. Vischering, Mitglied der Kongregation vom Guten Hirten, 1863—1898). Paris, Beauchesne. Zweite Auflage. 12°. Mit sechs Illustrationen.

Der Verfasser (L. Chasle) dieser schönen und erbaulichen Schrift ist Seelsorger im Kloster zum Guten Hirten in Angers. Die Schwester Marie

vom Göttlichen Herzen stammte aus einer sehr guten Familie in Westfalen; sie war eine geborene Gräfin Troste von Bischering. Schon frühzeitig verspürte sie in sich den Beruf zum Ordensstande. Verschiedene Hindernisse nötigten sie noch fünf Jahre in der Welt zu bleiben. Da hatte sie Gelegenheit, sich in allen Tugenden auszuzeichnen, die eine Jungfrau von ihrem Stande zieren können. Mit 25 Jahren trat sie in das Kloster zum Guten Hirten in Münster ein. Nun begann ihr Opferleben und ihr Apostolat, wodurch sie unsäglich viel Gutes wirkte. Was ihrem Leben einen ganz eigenen Stempel verlieh, war ihre außerordentliche Liebe zum göttlichen Herzen und zum heiligsten Altarsakramente. Auch in Porto (Portugal), wohin sie als Oberin kam, wirkte sie in diesem Geist, ebenso während der drei Jahre ihrer schmerzhaften Krankheit, welche ihrer Auflösung vorhergingen. Während dieser Leidenszeit wurde ihr Verkehr mit dem göttlichen Herzen immer inniger. Sie fühlte sich wiederholt angetrieben, an den heiligen Vater Leo XIII. zu schreiben und ihm die Weihe des Menschen-geeschlechts an das göttliche Herz nahe zu legen. Leo XIII. berief auch den Biographen (Thaüle) nach Rom und teilte ihm umständlich mit, wie er durch die Briefe der Klosterfrau bewogen zu dem wichtigen Schritte sich entschlossen habe.

Colleville (Vicomte de). *Le Cardinal Lavigerie* (Der Kardinal Lavigerie.) Paris, Librairie de Saints, Pères. 12°. VIII, 234 S.

Das Leben und Wirken des großen Kardinals Lavigerie ist so reich an interessanten und wichtigen Daten und Ereignissen, daß eine ausführliche Biographie nur erwünscht sein kann. Da erfahren wir, um nur die Hauptmomente zu erwähnen, daß Lavigerie seine große Laufbahn begann als Professor an der Sorbonne, dann Direktor des Werkes für die Schulen des Orients, ferner Auditor der Rota in Rom, Bischof von Nancy, Erzbischof von Algier, apostolischer Durchforscher der Wüste Sahara und des äquatorialen Afrikas, der Vorläufer Frankreichs in Tunis, schließlich Patriarch von Karthago. Kardinal Lavigerie wirkte an allen Stellen unermüdlich, überall anregend, im höchsten Grade aufopfernd, aber auch andere zu ähnlicher Arbeit und zu ähnlichem Opferinn auffordernd. An Lob, aber auch an Tadel hat es dem Kardinal nie gefehlt, weder im Leben, noch nach dem Tode. Doch überwiegt das Lob bei weitem den Tadel, welchen vorzüglich Hyperluge, Furchtsame, Vorsichtige ihm zukommen ließen. Der Verfasser, Vicomte de Colleville, behandelt das Leben des Kardinals (1825—1892) in 12 Kapiteln in sehr schöner, lebendiger Darstellung und Sprache. Er schreibt im ganzen objektiv, ohne Voreingenommenheit; doch wird er zuweilen etwas panegyrisch, was man ihm gerne verzeiht.

Madelin (Louis). *La Rome de Napoléon*. (Das Rom Napoleons.) Paris, Plon et Nourrit. 8°. 727 S.

Rom war vom 10. Juni 1809 bis zum 19. Februar 1814 die Hauptstadt eines der 130 Departemente, welche das große Kaiserreich Napoleons bildeten. Es ist gewiß sehr interessant zu erfahren, welche Regierung die Roma aeterna damals hatte, ferner wie die Bevölkerung die französische Herrschaft aufnahm, sich zu ihr verhielt, wie der Klerus, wie der Adel und wie die Bürgerschaft, das Volk. Daraus ergibt sich, daß die Besetzung und Herrschaft über Rom im ganzen mißglückte und die Stimmung der Römer ungeachtet der andauernden Siegesberichte von allen Schlachtfeldern, und obwohl im allgemeinen vortreffliche Männer die Administration leiteten, den Franzosen abgeneigt blieb. Der Einfluß des Papstes, der sich in strenger Gefangenschaft befand, konnte kein direkter sein. Wie stand es mit dem indirekten? Endlich die Frage, welche Spuren sind von der fünfjährigen Herrschaft der Franzosen noch vorhanden? Auf all diese Fragen gibt uns

der Verfasser genügenden Aufschluß, sowohl durch die Fülle des Inhaltes als durch die Klarheit der Darstellung.

Lanzac de Laborie (L. de). *Paris sous Napoléon. Administratton, grands travaux.* (Paris unter Napoleon. Administration. Große Arbeiten.) Paris, Plon et Nourrit. 2 Bde. 8°. II, 823 S.

Im ersten Bande über Paris unter Napoleon, auf dessen Erscheinen aufmerksam gemacht wurde, hat der Verfasser das Familienleben mit allem was dazu gehört, geschildert. In diesem zweiten Bande handelt es sich um die kaiserliche Verwaltung (1802—1812). Zuerst werden uns die wichtigsten Personen, welche dabei tätig waren, vorgeführt, sodann die großen Unternehmungen geschildert, welche denen des zweiten Kaiserreiches zugrunde lagen und die das heutige Paris vorbereiteten. Ein letztes Kapitel bespricht die Straßen, Quartiere, Theater, Gasthäuser, Gärten zur Erholung u. s. w.

Bonnefons (André). *Marie Caroline, Reine de Deux Siecles (1768—1814).* Maria Karolina, Königin beider Sizilien 1768—1814). Paris, Perrin. 8°. VI, 403 S.

H. A. Bonnefons hat schon verschiedene Schriften über die Ereignisse der französischen Revolution veröffentlicht, welchen allgemeines Lob zu Teil wurde. Seine neueste Schrift über die Königin beider Sizilien Maria Karolina dürfte für Deutsche und besonders für Österreicher an Interesse noch gewinnen, da dieselbe eine Tochter der Kaiserin Maria Theresia und eine Schwester der unglücklichen Königin Maria Antoniette war. Der Gemahl von M. Karolina, der König Ferdinand, war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Das gab der Königin Veranlassung, sich in die Regierungsgeschäfte einzumischen, was sie dann nur zu sehr tat. Sie hatte dabei nicht immer eine glückliche Hand. Napoleon schrieb ihr (schon als erster Konsul), sie sei eine Frau von außerordentlicher Begabung, aber sie müge bedenken, daß politische Angelegenheiten nicht wie Herzensangelegenheiten behandelt werden. Leider war auch dieser Wink umsonst. Der Verfasser hat die Archive von Paris, Neapel und einige Provinzarchive benutzt. P. Dudon (*Etudes, Février*), welcher im ganzen die Arbeit als vortrefflich lobt, hätte jedoch noch mehr Archivstudien gewünscht.

Jules Chavanon et Georges Saint-Yves. *Joachim Murat.* Paris, Hachette. 8°. V, 308 S.

Obwohl verschiedene Historiker dieses Thema schon behandelt haben, verdient dennoch vorliegende Schrift alle Beachtung; denn sie zeichnet sich durch fleißige, sorgfältige Quellenforschung aus. Auch die Darstellung verdient alles Lob. Murats Charakter wird getreu geschildert, als sehr eifersüchtig, heißhungerig nach Ehren, daher sein ruheloses Streben emporzu kommen, dann sein heißes Verlangen nach der Königskrone, sein Bemühen dieselbe zu behalten, selbst nach dem Sturze Napoleons. Die Gattin Murats, Karolina, bestärkte ihn in dieser Gesinnung. Seine Tapferkeit und seine ganz besondere Fähigung als Anführer der Kavallerie werden ebenfalls gebührend hervorgehoben und gepriesen.

Hanotaux (Gabriel). *Histoire de la France contemporaine. 1871—1900.* (Geschichte des gegenwärtigen Frankreichs. 1871—1900.) Paris, Combat. 2 Bde. Gr. 8°. XI, 630 u. VIII, 707 S. Mit Portraits.

Es ist immer etwas Gewagtes, die Geschichte der Gegenwart zu schreiben, wo die Erinnerung noch zu frisch und die Leidenschaften noch zu wenig gedämpft sind, um alles ruhig zu beurteilen. M. Hanotaux hat es gewagt, und es ist ihm auch gelungen. Er beurteilt die Ereignisse ruhig

und unparteiisch. Zwischen den Zeilen ist zwar der begeisterte Republikaner wohl zu erkennen; allein seine Sprache gegen alle ist so edel, sein Urteil so milde, daß er auch Andersgesinnte nicht abstoßen wird.

Der Verfasser beginnt mit dem Krieg 1870—1871; darauf folgt die Geschichte der Regierung von Bordeaux, die Commune, der Friede von Frankfurt, der Rückzug der Feinde aus Frankreich, die Unterhandlungen über die Wiederherstellung der Monarchie, die Zusammenkunft des Grafen Chambord mit den Abgeordneten der französischen Kammer, die Schaffung des Septennates, die Präsidenten Mac Mahon, Thiers u. Der Verfasser versteht das Erzählen und Schildern meisterhaft. Jedermann wird daher mit Vergnügen seine Schriften lesen. Da er auch mit großem Fleiße sein Material sammelte, wird man auch nicht ohne Belehrung und Nutzen dieses Werk aus der Hand legen.

Caron (Max). *Au pays de Jésus adolescent.* (Im Lande Jesu in seinem Jünglingsalter.) Paris, Haton. 8°. 286 S.

M. Caron, Superior des Knabenseminars in Versailles, ist ein besonderer Verehrer der Jugend des göttlichen Heilandes. Das beweist auch sein schönes Buch „Betrachtungen über Jesus den Jüngling“. In vorliegender Schrift handelt es sich selbstverständlich besonders um Galiläa, und zwar alles in bezug auf Jesus den Erlöser. Das Buch ist deshalb in exiter Linie erbaulich. Mit Recht fragt der Verfasser: Wer möchte nicht einige Stunden dort weilen, wo der Heiland so viele Jahre weilt, auf jenen Wegen gehen, auf welchen er gegangen, die Hügel und Berge bestiegen, die wohl auch er bestiegen, die Täler und Ebenen betrachten, welche er durchschritten? Der fromme und geistreiche Verfasser weiß immer für Auge, Geist und Herz zugleich zu sprechen.

Dard (Antoine). *Chez les ennemis d'Israël.* Cartes et illustrations. (Bei den Feinden Israels, Amorrhäer, Philister.) Paris, Lecoffre. 8°. 334 S. Karten und Illustrationen.

Ein passendes Gegenstück zu vorhergehender Schrift. Zwölf Europäer, darunter zwei Franzosen, Mitglieder der biblischen Schule zu Jerusalem, unternahmen eine Reise durch die Länder der Amorrhäer und Philister, welche bekanntlich die Erbfeinde der Israeliten waren. Die Europäer durchzogen die beiden Länder von Süden nach Norden. Sie begannen mit dem Lande Hus, wo der heilige Job gelebt hatte, dann gings von Koön bis Damaskus, nachher von Gaza nach Ramleh. Die Schilderung, welche uns da geboten wird, ist eine sehr anschauliche; sie wird durch die vielen schönen Photographien noch anschaulicher gemacht. Auch das Historische ist sehr gut wiedergegeben. Jeder Bibelforscher wird die Schrift mit Vergnügen und mit Nutzen lesen.

Nadalliac (Comte de) et J. Rousseau. *Les jeux du Collège.* 5^{ème} édition. (Die Kollegsspiele.) Fünfte Auflage. Bruxelles, A. Denuit. 8°. XII, 268 S. Mit Plänen und Illustrationen.

Unter Ihren geschätzten Lesern werden wohl auch einige sein, die sich mit der heranwachsenden Jugend zu beschäftigen haben. Für diese dürfte die angekündigte Schrift interessant sein. M. Burnichon, welcher dieselbe in den Etudes (5 Mars 1906) bespricht, macht die Bemerkung, es sei auffallend, daß an den Staatsgymnasien so wenig gespielt werde, dafür werde anderer Mutwillen getrieben. Nachdem er das Buch in jeder Beziehung gelobt, übrigens ist bei einer solchen Publikation die fünfte Auflage ein hinreichendes Lob, fügt er wehmütig bei, er fürchte, die Schrift erscheine für Frankreich zu spät; denn bald werde das letzte Kolleg in Frankreich geschlossen sein.

Gibt es unter Ihren Lesern auch Freunde der Dichtkunst? Diese möchte ich auf folgende Arbeit, welche in Frankreich großen Anklang findet, aufmerksam machen:

Le Berceau de la France par Auguste Sajot. Préface de François Coppée de l'Académie française. (Die Wiege Frankreichs von A. Sajot. Vorrede von Fr. Coppée, Mitglied der französischen Akademie.) Paris, Perrin. 12°. 226 S.

Das Lob des Akademikers Coppée, bekannt durch seine zahlreichen Schriften und seine kirchliche Gesinnung, ist eine hinreichende Empfehlung. Da mir die Musen nie hold waren und Pegasus mich immer abwirft, wenn ich ihn besteigen will, mag ich jetzt auch nicht ihnen Zeit und Mühe schenken und eine eingehende Besprechung des Gedichtes unternehmen. Es sei nur bemerkt; dasselbe handelt vom Ursprung (der Wiege) des fränkischen Reiches. In zwölf Gesängen wird derselbe vorgeführt. Dass Chlodwig, Klodildis, der heilige Remigius dabei Hauptpersonen sind, sowie dass die Schlacht bei Jülich ein Hauptereignis bildet, begreift jeder, dem die Geschichte nicht ganz fremd ist. Die Belehrung und Taufe Chlodwigs und der Großen des Reiches werde besonders schön geschildert. Die katholischen Zeitschriften loben vor allem die tief religiöse Gesinnung des Verfassers. Die Schrift wird zu einer Apologie des Christentums. Die Rezensenten sind auch über die dichterischen Vorzüge voll des Lobes.

La Belgique 1830—1905. Institutions, Industrie Commerce. Publication du ministère de l'industrie et du travail. (Belgien, 1830—1905. Institutionen, Industrie, Handel. Herausgegeben vom Ministerium für Industrie und Arbeit.) Bruxelles, Goemaere. 8°. 870 S. Mit vielen Illustrationen.

Belgien hat für die Katholiken ein doppeltes Interesse. Belgien ist noch eines der wenigen Länder, das den Namen „katholisch“ verdient, deshalb gebührt ihm unsere Sympathie. Belgien ist in bezug auf Handel und Industrie eines der fortgeschrittensten Länder der Welt. Der Minister für Industrie und Arbeit, M. Jean Monnaert, hatte wirklich einen guten und patriotischen Gedanken, der Welt die Entwicklung Belgiens seit dem Jahre 1830, seit seiner Selbständigkeit, während der folgenden 75 Jahre vorzuzeigen. Das beste Beweismittel sind Zahlen; solche werden hier in großer Menge beigebracht, und zwar alle aus offiziellen Quellen geschöpft. Diese Zahlen sind ein sprechender Beweis für den Wohlstand des Landes. Christus und die Apostel haben zwar nirgends gesagt, am Reichtum werde man die wahre Kirche Christi erkennen. Immerhin ist Belgien ein Beweis, die katholische Kirche sei kein Hindernis für Industrie und Handel. Das hätten die „Voraussetzungsfreien“ schon längst bei den Städten Benedig, Genua, Pisa, Florenz, den Hansestädten, bei Augsburg, Nürnberg u. s. w. sehen können, wo Handel und Industrie eine Blüte erreichten, die sie kaum mehr erreichen werden, obschon ihnen ihr Evangelist sagte, eine kleine Lüge sei erlaubt, und in wichtigen Sachen auch eine große (!).

Belgien war und ist nicht bloß ein Land des Handels, sondern auch ein Land der Kunst. Das beweisen die schönen Illustrationen, welche zusammen ein wertvolles Album bilden. Der Preis, 15 Fr., ist für das Gebotene sehr mäßig.

Salzburg.

J. Näß, Professor.

Erlässe und Bestimmungen römischer Kongregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

(**Letzte Oelung.**) An die S. Congreg. S. R. E. U. Inquisitionis gelangte die Bitte, eine Formel für die Erteilung der letzten Oelung im Notfalle festzusetzen. Nach reiflichster Ueberlegung setzte die Kongregation fest, daß für den Notfall (*in casu verae necessitatis*) die folgende Formel genüge: *Per istam sanctam unctionem indulget tibi Dominus quidquid deliquisti. Amen.* Der heilige Vater hieß diese Formel am 26. April 1906 gut.

(**Bibelstudien in den Seminarien.**) Bei dem Aufschwung und der Bedeutung, den heutzutage die Bibelwissenschaft gewonnen hat, glaubte Papst Pius X. durch eigenes Breve vom 17. März 1906 besondere Vorschriften geben zu müssen, in welcher Weise namentlich in den Seminarien diese Wissenschaft gepflegt werden müsse. Anknüpfend an den Satz (Leo XIII. Encycl. *Providentissimus*) „*Prima cura sit ut in sacris Seminariis vel Academiis sic omnino tradantur divinae litterae, quemadmodum et ipsius gravitas disciplinae et temporum necessitas admonent*“, stellt Pius X. folgende Leitsätze auf:

I. Gegenstände in der Unterweisung der heiligen Schrift, welche in jedem Seminar erteilt werden müssen, sind die folgenden: Zunächst Lehre über die Inspiration, den biblischen Kanon, den Urtext und die vorzüglichsten Uebersetzungen der heiligen Schrift und Regeln der Hermeneutik, dann Geschichte des Alten und Neuen Testamente, sowie Exegese und Analyse der einzelnen Bücher, je nach dem Grade ihrer Wichtigkeit.

II. Die Gegenstände der Unterweisung in der heiligen Schrift sind auf ebensoviele Jahre zu verteilen, als die Alumnen im Seminar studienhalber zubringen und zwar so, daß nach Ablauf der Studienzeit der Alumnus auch die biblischen Studien absolviert hat.

III. Die Lehrstühle für die heilige Schrift sind so zu besetzen, wie es die Möglichkeit und die Verhältnisse der einzelnen Seminarien zulassen, immer aber soll vorgesehen werden, daß der Schüler jenes Maß von Kenntnissen sich aneignet, welches für einen Priester notwendig ist.

IV. Da es einerseits unmöglich ist, alle Bücher der heiligen Schrift im einzelnen in der Schule zu erklären, und anderseits doch notwendig ist, daß der Schüler alle Bücher kenne, ist es Aufgabe des Lehrers eigene und für die einzelnen Bücher bestimmte Traktate oder Einleitungen (*introductiones*) zu lesen, und falls die Notwendigkeit eintritt, die historische Glaubwürdigkeit derselben nachzuweisen und eine Analyse derselben zu geben.

V. Hinsichtlich des Alten Testamente wird er mit Heranziehung der Kenntnisse, welche die neuere Forschung gezeitigt hat, das was im Alten Testamente geschehen ist und das Verhältnis, in welchem das hebräische Volk zu den anderen orientalischen Völkern gestanden hat, lehren, die mosaische Gesetzgebung im allgemeinen (*summatum*) darstellen, die hauptsächlichsten Weissagungen erklären.

VI. Vorzügliche Sorge wird er tragen, in den Alumnen den Sinn und das Studium der Psalmen, welche sie ja jeden Tag im göttlichen Offizium beten, zu wecken. Dieserhalb wird er einige Psalmen beispielsweise erklären und so darlegen, wie die Alumnen durch eigenen Fleiß die anderen interpretieren können.

VII. Hinsichtlich des Neuen Testamentes wird er genau und klar beweisen, welche besondere Eigentümlichkeiten die vier Evangelien haben und wie der Beweis für ihre Authentizität beigebracht wird; ebenso wird er den Zusammenhang der ganzen evangelischen Geschichte und der in ihnen und den Briefen und anderen Büchern zusammen dargestellten Doctrin auseinandersetzen.

VIII. Eine besondere Sorgfalt wird er den Stellen des Alten und Neuen Testaments zuwenden, in welchen die christliche Glaubens- und Sittenlehre niedergelegt ist.

IX. Bei der Auslegung, hauptsächlich des Neuen Testamentes, wird er sich dessen immer erinnern, daß er durch seine Lehre jene bildet, welche später durch Wort und Beispiel im eigenen Leben das Volk im ewigen Heile zu unterrichten haben. Deshalb wird er bei seinen Vorträgen die Schüler aufmerksam machen auf die beste Art, wie das Evangelium zu predigen sei, und je nachdem sich Gelegenheit ergibt, dieselben anfeiern, die Vorschriften Jesu Christi und der Apostel sorgsam auszuführen.

X. Diejenigen Alumnen, welche zu größeren Hoffnungen berechtigen, sind in der hebräischen Sprache, in dem Griechischen der Bibel und auch soweit es angeht, in irgend einer anderen semitischen Sprache, wie z. B. syrisch und arabisch, auszubilden. „Für die Lehrer der heiligen Schrift ist es notwendig und für die Theologen ziemt es sich, daß sie jene Sprachen kennen, in denen die kanonischen Bücher zuerst von den Geschichtsschreibern verfaßt sind, und es wird sehr angebracht sein, daß dieselben von denjenigen studiert werden, welche sich auf die akademischen Grade vorbereiten. Ebenfalls ist Sorge zu tragen, daß an allen Akademien für die alten Sprachen, insbesondere für die semitischen, sich Lehrstühle befinden.“ (Lit. Encycl. Providentissimus.)

XI. An den Seminarien, welche das Recht haben, die akademischen Grade zu verleihen, soll die Zahl der biblischen Unterrichtsstunden erhöht werden; dort sollen eingehender die allgemeinen und Detail-Fragen behandelt werden, ebenso der biblischen Archäologie, Geographie, Chronologie und Theologie mehr Zeit und Studium zugewandt werden.

XII. Vorzüglicher Fleiß ist darauf anzuwenden, daß ausgewählte Alumnen nach den von der biblischen Kommission aufgestellten Regeln, auf die Erwerbung der akademischen Grade in der heiligen Schrift vorbereitet werden. Dieses wird dazu beitragen, daß den Seminarien geeignete Lehrer für die heilige Schrift zur Verfügung stehen.

XIII. Dem Professor der heiligen Schrift wird es heilig sein, niemals von der gemeinsamen Doctrin und der Tradition der Kirche im geringsten abzuweichen. Er wird die wahren Ergebnisse, welche der Fleiß der

neueren Forscher zu Tage gefördert, für seine Unterweisung benützen, die unbesonnene Kommentare der Neuerer jedoch bei Seite lassen. Er wird fernerhin nur jene Fragen vorlegen, deren Behandlung zum Verständnis und zur Verteidigung der heiligen Schrift führt und endlich sich in allem von den Normen leiten lassen, welche in der an Klugheit so reichen Encyclopaedia „Providentissimus“ niedergelegt sind.

XIV. Die Alumnen werden Sorge tragen, daßjenige, was in den Schulen nicht gelehrt werden kann, durch eigenen Privatsleiß zu ergänzen; denn da der Lehrer unmöglich wegen Mangel an Zeit alles über die heilige Schrift vortragen kann, so werden sie selbst privatim und zwar täglich während einer hiefür angesezten Zeit die Lesung der heiligen Schrift des Alten und Neuen Testamentes fortsetzen. Hierbei werden sie in trefflicher Weise sich eines Kommentars bedienen können, der gut die dunkleren Stellen erläutert und die schwierigeren erklärt.

XV. Die Alumnen haben, wie in den anderen theologischen Disziplinen, so auch in der heiligen Schrift in einem Examen ihre Fortschritte darzulegen und zwar bevor sie aus einer Klasse in die andere versetzt oder zu den heiligen Weihen zugelassen werden können.

XVI. Jeder Kandidat für die akademischen Grade in der Theologie, hat auf allen Akademien durch Beantwortung einiger Fragen, welche die historische Einleitung und Kritik und die Exegese betreffen, den Beweis zu erbringen, daß er die heilige Schrift interpretieren kann und des Hebräischen sowie des biblischen Griechischen mächtig sei.

XVII. Die Studierenden der heiligen Schrift sind zu ermuntern, daß sie außer den Exclarern noch gute Autoren lesen (lectitent.), welche über die mit dieser verbundenen Disziplinen handeln, wie z. B. über die Historie der beiden Testamente, das Leben des göttlichen Heilands, der Apostel, die Reisen und Wallfahrten nach Palästina. Hieraus werden sie sich leicht Kenntnisse der biblischen Orte und Gebräuche aneignen.

XVIII. Um dies zu ermöglichen, soll angestrebt werden, daß je nach den Verhältnissen der einzelnen Seminarien, eine bescheidene Bibliothek angelegt werde, wo den Alumnen diesbezügliche Werke zugänglich sind.

Im Anschluß an dieses Breve geben wir einige neuere nicht unwichtige Entscheidungen der biblischen Kommission.

(Bibelfragen.) Der Bibelkommission lagen folgende Fragen zur Beantwortung vor:

I. Sind die Beweise, welche die Kritiker zur Bestreitung des mosaischen Ursprungs derjenigen Bücher, welche Pentateuch genannt werden, von solcher Bedeutung, daß sie unter Preisgebung der vielfachen Zengnisse der beiden Testamente gemeinsam genommen, nämlich der beständigen Uebereinstimmung des jüdischen Volkes, der ununterbrochenen kürzlichen Tradition, und der inneren Grinde, welche aus dem Texte selbst genommen werden, ein Recht geben zu behaupten, diese Bücher hätten nicht Moses zum Urheber, sondern seien größtenteils aus Quellen geflossen, welche nachmosaisch seien? Die Antwort lautete: Negative.

II. Hat die mosaïsche Urheberschaft des Pentateuchs notwendigerweise eine solche Auffassung zur Voraussetzung, daß Moses alles und jedes mit eigener Hand geschrieben oder den Schreibern diktiert habe; oder aber darf die Hypothese jener zugelassen werden, welche glauben, daß er das unter göttlicher Eingabe konzipierte Werk einem anderen oder auch mehreren zum Niederschreiben überlassen habe, so jedoch, daß sie das von ihm Empfundene (sensa sua) treulich wiedergaben, nichts gegen seinen Willen schrieben, nichts ausließen, und daß schließlich das also entstandene Werk von demselben Moses als ersten und inspirierten Urheber unter seinem eigenen Namen veröffentlicht worden sei? Antwort: Negative ad primam partem und affirmative ad secundam.

III. Darf ohne Präjudiz der mosaïschen Urheberschaft des Pentateuchs zugegeben werden, daß Moses zur Auffassung seines Werkes Quellen benutzt habe, nämlich schriftliche Dokumente und mündliche Ueberlieferungen, aus welchem er für seinen ihm eigenen Zweck und unter göttlicher Einwirkung einiges geschöpft habe und dies entweder wörtlich oder dem Sinne nach zusammengezogen oder erweitert, dem Werke selbst einverleibt habe? Antwort: Affirmative.

IV. Kann mit Wahrung der ursprünglichen mosaïschen Urheberschaft und Integrität des Pentateuchs zugegeben werden, daß in dem so langen Zeitlauf der Jahrhunderte sich einige Veränderungen eingeschlichen, wie Zusätze nach Moses Tod auch von einem inspirierten Urheber herührend, oder Glossen und Erklärungen dem Texte eingefügt, Uebertragung von Worten oder Formeln aus dem veralteten Text in neueren Sprachgebrauch, endlich fehlerhafte der Schuld der Abschreiber zufallende Lesarten, welche nach den Normen der Kritik beurteilt und hervorgezogen werden dürfen? Antwort: Affirmative, salvo Ecclesiae judicio.

(**Translation von Festen primae und secundae classis im Benediktinerorden.**) Am 24. Februar 1905 erhielt die Benediktinerkongregation von Subiaco durch die Ritenkongregation ein Reskript, wo-durch ihr gestattet wurde, bei Oftkurrenz von mehreren Festen duplex primae oder secundae classis, das eine von niedrigerem Range auf den ersten nächsten folgenden Tag zu transferieren und zwar so, daß ein Festum duplex minus (ausgenommen das eines Kirchenlehrers) oder ein Festum semiduplex simplifiziert werden. Auf Bitten des Abtprimas wurde dieses Dekret auf den ganzen Benediktinerorden ausgedehnt, so daß es allen Abteien und Klöstern des Ordens freisteht von demselben Gebrauch zu machen. (S. Rit. Congreg. d. d. 26. Jan. 1906.)

(**Libera me domine und Absolution nach der Tagesmesse.**) Der Bischof von Samogitien richtete an die Ritenkongregation die Anfrage, ob es erlaubt sei, nach der Tagesmesse, aber nicht Requiemsmesse, ein schwarzes Tuch auf den Boden in der Mitte der Kirche auszubreiten und nachdem ein Kruzifix daneben gestellt, vom Priester in schwarzem Pluviale und den Sängern das „Libera“ zu singen mit der gebräuch-

lichen Aspergierung und den Inzessionen? Die S. Rit. Congreg. gab folgende Antwort:

Das Dekret Nr. 3780 in Romana d. d. 12. Jul. 1892 ad VIII ist zu beobachten: Dieses Dekret gibt auf die Anfrage: „Ist es erlaubt, täglich über der in der Kirche befindlichen Begräbnisstelle die „Absolutio“ zu erteilen, die Antwort „ja“, ausgenommen an den Festen duplex primae classis, an welchen die „Absolutio“ und das „Responsorium“ auch nicht privatim am Abend nach Beendigung der kanonischen Horen erteilt werden kann. Wird die Absolutio an anderen Tagen am Morgen erteilt, so findet sie niemals nach der Tagesmesse, sondern unabhängig von dieser statt.“ Wird das Totenoffizium gebetet, so hat die „Absolutio“ nach diesem und vor der Tagesmesse stattzufinden. (S. Rit. Congreg. d. d. 17. Mart. 1906.)

(**Gelübde der Armut bei Klosterfrauen.**) Eine Klosterfrau hatte vor ihrer Profess so über die eigenen Einkünfte verfügt (nach Norm der für ihren Orden erteilten Verfügungen der S. Congreg. Epp. et Reg. vom 12. Juni 1896, vgl. Bizzarri, Collectanea p. 806), daß dieselben fast zu gleichen Teilen der Kommunität und ihrem Bruder zukamen. Im Laufe der Zeit stellte sich das Bedürfnis ein, dem Bruder eine größere Summe zukommen zu lassen. Die Nonne fragt nun in Rom an, ob nach den Dispositionen der S. Congreg. Epp. et Reg. vom 28. Juni 1901 (hier wird hinsichtlich der Vermögensverfügung bestimmt: Revocatio autem et etiam mutatio horum actuum cessionis licite fieri nequit durantibus votis sine licentia moderatricis generalis) sie die Vermögensbestimmung mit Erlaubnis ihrer Überin umändern könne. Für den entgegengesetzten Fall hat sie um die Erlaubnis hierzu. Die obgenannte Kongregation gab auf die Anfrage den Bescheid: Ja, eine besondere Erlaubnis der Kongregation sei nicht nötig. (S. Congreg. Epp. et Reg. d. d. 2. Jun. 1905.)

(**Mehzalmosen.**) Der Bischof von Annech hatte von Rom die Erlaubnis erbeten und erhalten, daß die Pfarrer seiner Diözese von der Pflicht entbunden seien, an den unterdrückten Festtagen für das Volk zu applizieren, vielmehr das Mehzalmondiun ihm für die Bedürfnisse seiner Seminarien übersenden durften. Die Pfarrer übersandten nun auch von den Hochämtern, einerlei welchen, nur die für die stillle Messe bestimmte Diözesantaxe ein. Auf eine Anfrage, ob dieses erlaubt sei, oder ob nicht vielmehr die Pfarrer zur Einsendung des ganzen Mehzalmosens gehalten seien, antwortete die Konzilstkongregation: Die Pfarrer seien nur zur Uebersendung der Diözesantaxe verpflichtet, so oft es mit moralischer Gewissheit feststehe, daß das höhere Stipendium mit Mütsicht auf die Mehrarbeit oder auf das incommodum, zu dem der Pfarrer sonst nicht verpflichtet sei, gegeben worden sei (quoties morali certitudine constet augmentum communis eleemosynae datum fuisse ob maiorem laborem vel incommodum, ad quae aliunde parochus obligatus non sit. S. Congreg. Concil. d. d. 24. Mart. 1906).

Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Konsultor der heiligen Kongregation der Ablässe
in Rom.

1) **Gebet zur allerheiligsten Dreifaltigkeit.** Ich bete dich an, o Gott in drei Personen; vor deiner Majestät versinke ich in mein Nichts. Du bist allein der Urquell alles Seins; du allein das Leben, die Wahrheit, Schönheit und Güte. So arm und unwürdig ich auch bin, so verherrliche und lobpreise ich dich doch; ich danke dir und liebe dich in Vereinigung mit deinem vielgeliebten Sohne Jesus Christus, unserem Erlöser und liebreichen Vater, in der Barmherzigkeit seines heiligsten Herzens und durch seine unendlichen Verdienste. Ich will dir dienen und wohlgefällig sein, dir gehorchen und dich allezeit lieben mit der unbefleckten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes und unserer Mutter; aus Liebe zu dir will ich auch meinen Nächsten lieben und ihm dienen. Schenke mir darum deinen heiligen Geist, auf daß er mich erlachte, bessere und mich führe auf dem Weg deiner Gebote und zu jeglicher Vollkommenheit, bis wir zur himmlischen Glückseligkeit gelangen, wo wir dich in alle Ewigkeit verherrlichen werden. Amen.

Abläß: 300 Tage. Pius X. durch eigenhändiges Reskript vom 28. Februar (18. April) 1906. -- Das Gebet ist der Hauptzweck nach in einer Anleitung zur Betrachtung enthalten, welche den heiligen Franz von Sales und den ehrwürdigen Elter zu Verfassern hat. Acta S. Sc. I. XXXIX, 171.

2) **O Maria, schmerzensreiche Jungfrau und Mutter aller Christgläubigen, bitte für uns.**

Wer dieses Stoßgebet, welches namentlich die Bekehrung der getrennten christlichen Kirchen zum Ziele hat, andächtig betet, gewinnt damit jedesmal einen, auch den Abgestorbenen zuwendbaren Abläß von 300 Tagen. Pius X. durch Reskript des Kardinals Gennari vom 4. (27.) Juni 1906.

3) **O unsere liebe Frau vom allerheiligsten Sakrament, bitte für uns.**

Wenn man diese Ausrufung vor dem zur öffentlichen Anbetung ausgesetzten allerheiligsten Sakrament betet, gewinnt man einen Abläß von 300 Tagen. Pius X., eigenhändiges Reskript vom 30. Dezember 1905 (10. Jan. 1906). -- Für jene Nonnenklöster, in welchen nur äußerst selten die feierliche Aussetzung statt hat, genügt es, diese Ausrufung vor dem im Tabernakel verschloßnen Allerheiligsten zu beten, wie der heilige Vater in der Audienz vom 8. Juni 1906 bewilligt hat.

4) **Ausrufung der drei heiligen Namen Jesus, Maria und Joseph.**

Wer diese heiligen Namen zusammen ausruft, gewinnt jedesmal einen Abläß von sieben Jahren und sieben Quadragesim; außer-

dem jeden Monat vollkommenen Ablass, wenn man diese fromme LEBUNG im Monat täglich verrichtet hat und die heiligen Sakramente der Buße und des Altars empfängt. PIUS X. durch eigenhändiges Reskript vom 8. (16.) Juni 1906.

5) **Heiliges Herz Jesu, zu uns komme dein Reich!** — Durch Reskript des Staatssekretariates vom 29. Juni (6. Juli) 1906 hat Se. Heiligkeit für dieses Stoßgebet allen Gläubigen einen Ablass von 300 Tagen gewährt.

6) **Gebet zum heiligsten Herzen Jesu.** — O heiligstes Herz Jesu, gehe doch deine Segnungen über die Kirche, den heiligen Vater und die ganze Geistlichkeit in reicher Fülle aus; verleihe den Gerechten die Beharrlichkeit; bekehre die Sünder, erleuchte die Ungläubigen. Segne unsere Angehörigen, Freunde und Wohltäter; stehe den Sterbenden bei, befriere die Seelen des Fegefeuers und breite über alle Herzen die süße Herrschaft deiner Liebe aus. Amen.

Ablässe: 300 Tage, einmal täglich; vollkommener Ablass, wenn man einen ganzen Monat dieses Gebet jeden Tag verrichtet hat, an dem Tage, an welchem man die heiligen Sakramente empfängt und nach der Meinung des Papstes betet. Diese Ablässe können auch den Seelen des Fegefeuers zugewendet werden. PIUS X. durch Reskript der heiligen Ablaßkongregation vom 16. Juni 1906.

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

Jetzt war die Zeit der Ferienbesitzer, der Sommerfrischler und Bergsteiger, und wälzte sich der Hauptstrom derselben zu Fuß und zu Rad, auf Automopßen oder in endlosen Zügen hinter den Dampfsrossen in die Alpenländer. An den Verkehrsknoten und Saisonorten staute sich das Volk der Neisigen jung und alt, männlich und weiblich, bleiche Jünglinge mit nackten Knieen und ohne Baden, schlanke Damen, zierlich in Loden gekleidet nach Bergsvortmode, in Wehr und Waffen starrend mit Bergstöcken und Eispickeln, die Brust umschlungen mit Seilrollen, an den Füßen die mit „Scheanken“ beschlagenen Schuhe schwer schleppend; dazwischen die Gipfelstürmer in verschmierten Lederhosen, grimmen Antlitzes, den Hut in den Nacken gedrückt, und als Nachzügler die behäbigen Väter, die besorgten Mütter und Tanten mit den lieben Kleinen und Babys.

Seit dieser Strom in die Berge gedrungen, haben die Zeitungen täglich ihre Spalte für die Todesstürze und Unglücksfälle aller Art, bei deren Menge das Mitleid kaum mehr ausreicht, sich abstumpft oder unter dem seifhaften arbeitenden Volke üblichen Platz macht.

Ich verhalte mich darüber schweigsam, war ja selber in den Jahren, wo ich noch Lebenskraft im Überflusse, jährliche Ferienzeit und etliches Geld übrig hatte, ein Bergfex, der auch meinte, es wäre Schande, wenn er nicht auch so hoch steigen könnte wie die andern. Im Kopfe hätte ich es noch: nur die andern Grundtugenden des Bergsteigers sind mir abhanden gekommen: Zeit, Geld und das kräftige Fußwerk. Ich schwärme

nur hin und wieder in Erinnerung: was und wie bin ich gewesen und wie könnte es noch sein, wran es nicht anders wäre! Aber ich feinde keinen Bergkraxler an, wünsche ihnen allen nur, sie möchten nicht gar so dummdreist dareingehen, wie es viele machen, und mögen alle gesund und glücklich heimwärts kehren und lange zehren an der Herrlichkeit, die sie geschaut haben.

Die Bergwelt ist mir verschlossen, ihre Gipfel sind vor mir sicher.

Vor mir tut sich eine andere Welt auf, die mir so viel zu schaffen macht, daß ich das Bergsteigen leicht misse. Mit so vielen tausend Kameraden diene ich unserer heiligen katholischen Kirche, sie weiß uns Arbeit genug anzusehen, stellt ihre Diener dahin, wo sie deren bedarf, tausend und tausend in allen Ländern verstreut, in Arbeiten aller Art, in prächtigen Domen, in Kirchen und Kirchlein, in Städten und Landdörfern, in Ebenen, Tälern und Bergen, auf den Kathedralen der Hochschulen, in Kollegien, Gymnasien u. dgl., in Schulstuben bei der Kindheit, in den Sälen der Spitäler, an den Krankenbetten in Palästen und armelosigen Hütten, an den berüchtigten Schreibtischen u. s. w. Wir sind ihr seßhaftes Volk, an die Scholle gebannt nach dem alten Spruche: Bleibe im Lande und nähere dich redlich!

Aber es hat die heilige Kirche auch ihre geistige Bergwelt, unwirtliche Gebiete, ihre Hochgebirge mit schwer zugänglichen Wänden, Felsen, Köpfen und Spitzen, weithin sich dehnenden Gletschern harten Eises, durchrisSEN von Spalten und tiefen Abgründen, Eis und Schneemassen, denen die Sonne nichts anhaben mag, sie mögen unter den Polarkreisen oder unter der heißen Glut des Aequators liegen. Das sind die Missionsgebiete der katholischen Kirche und dahin hat sie auch ihre Leute nötig.

Wie die Bergwelt ihre Bergsteiger hat, so hat sie auch die heilige Kirche. Wie die Welt in ihrem vorschreitenden Werke es dahin brachte, daß die alten Berghäupter, die Jahrhunderte her in majestätischer Ruhe Ausblick hielten und keine Wimper zuckten, wenn Hirten und Wildschützen sie erklimmen, Wanderer ihre Fache und Pässe beginnen, nun aber die hunderte und tausende Touristen und lecken Wandkletterer über sich ergehen lassen müssen, wenn es da nicht zu verwundern ist, daß sie grantig und wild werden und mit einem Ruck, was an ihnen krabbelt, in die Tiefe schleudern oder mit Steinschlag sie zerstören, oder mit finsternen Wolken und Schneegestöber sie umfassen, in eisiger Umarmung sie erwürgen; und doch können sie sich ihrer nicht erwehren, jedes Jahr schickt ihnen neue Bezwinger; — so ist es auch mit dem Missionswesen unserer heiligen Kirche.

Jahrhunderte lang gingen nur einzelne wenige in das Missionsgebiet. Die Welt wußte kaum von ihnen und wenn sie davon hörte, so schüttelte sie ihren großen Kopf, lächelte mit Unverständ über diese sonderbaren Heiligen.

In unserer Zeit hat aber auch die heilige Kirche ihre großartige Bewegung in ihr Hochgebirge, dem man von allen Seiten zu Leibe rückt. Und wer sind denn die Berglustigen? Es sind Söhne und Töchter aller Nationen, an Leib und Seele gesunde Leute, und das Herz voll Begeisterung für das Erhabenste im geistigen Leben, das Reich der Gottesgnade auszubreiten und zu festigen.

Die Kirche nimmt sich dieser Zielbewußten an. Sie gestattet nicht, daß Leute ohne Eignung auf die Berge losgehen, sie ist vorsichtig wie etwa Alpenvereine, die ihre Leute schulen und bergtüchtig machen und sie warnen und zu sichern suchen; sie unterrichtet und erzieht ihre Missionskandidaten in sorgfältiger Weise in Klöstern und Missionsanstalten, deren ganze Reihen in unserer Zeit erstanden sind. Dort werden sie geschult in körperlicher Abhärtung und Kraftanwendung, eingeübt in einfachste Lebensweise und in Ausübung der Handwerke; dort werden ihre Geisteskräfte gestählt und in die harten Bahnens gelenkt, die sie im Missionsleben zu betreten haben, dort wird die Glut heiliger Berufsliebe zum Aufflammen gebracht.

Von da gehen sie hinaus über Land und Meer in die geistige Gletscherwelt aller Zonen. Es treibt sie nicht dreister Vorwitz, nicht Abenteuerlust, sondern Gottes Ruf und der Kirche Auftrag und Vertrauen.

Wie die Bergsteiger schon in dunkler Nacht mit Laternen ausgerüstet den Anstieg beginnen, um bei Tagesanbruch am frischen Morgen bei hellem Sonnenlichte die gefährlichsten Aufstiege zu überwinden, so gehen auch die Missionäre in die finstere Nacht des Heidentums hinein, sie müssen ja das Licht dahin bringen, das Licht und die Wärme von Gottes Gnadenonne, die allein die Kraft hat, die Finsternis zu verschenden, die Eispanzer der Herzen aufzauern zu machen.

In allen Ländern, unter allen Völkern sind die geistigen Funken schon zu leuchtenden Sonnen geworden, unter deren Wärme weite Gletscherfelder geschmolzen sind, daß schon aus Moränen und Schutthalden liebe Flora spricht und wo Wildnis und Wüste herrschte, die Frucht der Arbeit zu gesegneter Ernte zeitigt, die Arbeit, die des Schweißes der Besten wert ist.

Es gibt auch bei diesen geistigen Bergfahrten viel Ungemach, Gefahr und Unheil. Die Berggeister, die bisher die Herrscher dieser unwirtlichen Gebiete waren, sie wehren sich mit Grimm und Kraft! Jahr für Jahr kommen die Meldungen, wie die Reihen der Missions-Helden und -Heldinnen sich lichten, wie die einen gewaltsam getötet, die andern der Überanstrengung, oder dem tödlichen Klima erliegen und früh ins Grab sinken in fremdem Boden, wie viele zu Krüppeln wurden oder mit heillosem Ziechtume zurückkehrten.

Es ist aber nicht der Sport, dessen Opfer sie wurden, sondern es ist die ernste Arbeit am Gotteswerke, die heilige Pflicht, der sie sich unterzogen, die sofort wieder andere auf sich nehmen, die Lücken wieder auszufüllen.

So ungeheuer und unüberwindlich dieses Werk aussieht, so dräuend der Widerstand sich entgegen stemmt: Es wird doch Sieg auf Sieg errungen, Höhe auf Höhe bezwungen!

Darum all' Heil unserer heiligen Kirche auf Gottes weitem Erdenrunde, all' Heil ihrer Bergwelt, all' Heil ihren mutigen Bergsteigern, Priestern, Brüdern und Schwestern! Es geleite sie unser Gebet und Almosen auf ihren Bergfahrten in die katholischen Missionen aller Weltteile!

I. Asien.

Palästina. In Jerusalem hat die katholische Mission ein freudiges Ereignis zu verzeichnen. Das auf dem Zion an Stätte der Dormition erbaute Kloster wurde am 21. März, am Fest des heiligen Benediktus, den deutschen Benediktiner-Mönchen übergeben und wurden sie unter großer Feierlichkeit eingeführt. Der erste Oberer derselben ist P. Cornel Kniel.

Mögen sie auch wacker in das Missionswerk eingreifen!

Tagsvorher wurde das neue deutsche Hospiz auf dem Paulusplatz vor dem Damaskustore eröffnet und dem deutschen P. Schmidt die Leitung übertragen.

Borderindien. Aus der Mission der Diözese Madras bringt P. Merkes (Mühlhiller-Konvent) im St. Josef-Boten eine liebe Schildderung des Wirkens der Schwestern von der heiligen Familie. Vom Bischof Msgr. Aelen aus Herzogenbusch vor vier Jahren dorthin berufen, entfalten sie eine segensvolle Tätigkeit unter dem weiblichen Geschlechte, welches dort in einer Stellung gehalten wird, die sich von Sklaverei wenig unterscheidet und für das Wirken der Missionäre ganz unzugänglich ist.

Der einzige Weg, auf welchem auch dieses zu Gott geführt werden kann, muß durch Schwestern gebahnt werden. Wohin diese kommen, da sind die Mädchen und Frauen leicht zu gewinnen, sie fühlen sich zu den Schwestern hingezogen. Diese eröffnen sogenannte Katechismusklassen für die erwachsenen weiblichen Personen. Da gibt es freilich mühsolle Arbeit, weil ja das Frauenvolk in gänzlicher Unwissenheit gehalten wird, von Lesen und Schreiben nichts weiß und überhaupt für geistige Tätigkeit schwer zu haben ist. Die Schwestern erzielen aber gute Erfolge. Daneben geht noch die Arbeit bei den Kindern und im Krankendienste, wozu sie durch gute Nebung in medizinischer und chirurgischer Anwendung und noch mehr durch Gottes fichtliche Mithilfe so glückliche Heilungen zustande bringen, daß das Volk sie hoch verehrt und bewundert und dadurch auch für die Mission mehr und mehr zugänglich wird.

In ähnlicher Weise geht auch das Wirken der Schwestern im St. Josef-Konvente in Guntur, welcher erst 1905 eröffnet wurde, und jetzt schon viele Jünglinge hat, welche der auf sie verwendeten Mühe recht gut entsprechen.

Aus der Station Kizlacheri wird denselben Blatte von P. Wohlfartstätter gemeldet über die Entstehung und den jetzigen Stand der Mission.

Der Anfang scheint weit zurückzureichen. Alte Leute sprechen von einem „Lehrer des wahren Wissens“, der mit vielen Leuten aus der Kamma-Kaste vom Norden her eingewandert sei, hier einen Landstrich urbar gemacht und die Mission begonnen habe. Der habe seine Leute gut zusammen gehalten, daß sie sich vom Verkehr mit den Heiden hüteten. Die jetzige Mission übernahm also schon eine Christengemeinde, die zwar längere Zeit ohne Hirten gewesen, aber glaubenstreu sich erhalten hatte und jetzt 1600 Pfarrangehörige zählt.

Durch Uebersiedlung vieler in der Umgebung bildeten sich neue Christengemeinden, so in Zannur, jetzt mit 2000 Christen, Ballarapuram mit 80 Christen; außerdem finden sich viele Christen verstreut in den Dörfern Pinzibankam, Callumodu, Nemely, Dodigadu, Moipa-

kam, Mollassur, Kammu, Tonendee und Panendumangalam, welche von der Hauptstation aus besorgt werden.

Auch für Volksbildung wird tüchtig gesorgt; in den genannten Orten bestehen Missionsschulen, in Wilacheri eine vierklassige Volkschule, für deren Leistungen der Beweis darin sich zeigt, daß die meisten Erwachsenen auch lesen und schreiben können und nicht wenige auf höhere Schulen auswärts geschickt wurden. Es bestehen vier schöne Kirchen mit sehr erfreulichem Besuche; die Kirchenmusik, sogar der Choral, wird vorzüglich gepflegt. Mehrere Bruderschaften sind errichtet und tragen viel zum fleißigen Empfange der heiligen Sakramente bei. Der Gesamtzustand ist ein ungemein fröhlicher.

Diözese Bangalore. In den Freib. R. M. findet sich ein Hilferuf aus dem St. Martha-Spitale der Schwestern vom guten Hirten. Dieses wurde 1886 gegründet, ist stets reichlich besetzt, regelmäßig mit 100 Kranken, die Armenapotheke täglich von 300 und darüber besucht. Pflege und Arznei muß unentgeltlich gereicht werden. So erreichen die Kosten jährlich eine große Höhe und sind die Schwestern in großer Bedrängnis dadurch geraten und bitten inständig um Hilfe.

Der Einwand dagegen: man möge sich nach der Decke strecken, nicht soviel aufnehmen, nicht soviel geben, ist leicht gemacht, wird aber durch unabweisliche Tatsache hinfällig: Das Krankenhaus wirkt zugleich für die Mission; viele Kranke werden, besonders wenn es ans Sterben kommt, für die heilige Kirche gewonnen; seit dem Bestehen zählt es schon über 9000 Taufen. Kranke, die abgewiesen werden müssen, finden sofort Aufnahme in den Anstalten der Andersgläubigen, mit großer Seelengefahr. Die Bitte ist also vollauf berechtigt und verdienen die Missionäre und Schwestern umso mehr Hilfe, als sie auch beständig in den Pestspitälern mit eigener Lebensgefahr arbeiten. Häufig bringen auch arme Mütter ihre Kinder, finden sie dafür keine Aufnahme, so pflegen sich diese hungernden Leute ihrer Kinder durch Ermordung oder Begierung zu entledigen. Darum sei die Bitte einer barmherzigen Gewährung empfohlen.

Persien. Die Lage der Mission ist immer sehr schwierig. Mangel an Arbeit treibt viele Leute in das Ausland, wo sie oft jahrelang bleiben. Dadurch wird die Zahl der Christen geschwächt und die im Lande bleibenden haben besonders in den westlichen Provinzen viel Uebles von den Kurden auszustehen, die von ihren Bergnestern wie Geier zu Tale streichen und die Ortschaften weit hinaus in den Ebenen von Salmos und Urmiah überfallen, plündern und morden, wer ihnen in den Weg kommt.

Trotzdem hält sich die Mission aufrecht und zeigt in den sechs bestehenden Stationen Tcheran, Urmiah, Chosrowa, Tauris, Isphahan und Dschulfa kräftig christliches Leben. Jede Station hat ihre Schule, außer diesen gibt es noch 13 kleinere Schulen, im ganzen mit 1200 Kindern, an deren Unterrichte neben den Missionären auch 25 Laienlehrkräfte in Tätigkeit sind.

Apostolische Präfektur Bettiah und Nepal: Über das Arbeitsfeld der nordtirolischen Kapuzinerprovinz gibt der letzte Jahresbericht außer einer Reihe von Schilderungen und Ziffern aus dem Missionsleben auch einen klaren Einblick in Stand und Erfolge.

Das ganze Gebiet hat 3035 einheimische und 363 europäische Katholiken; Bekehrungen ergaben sich im letzten Jahre: aus dem Irrglauben 43, aus dem Heidentum 143, von Schülern und jungen Leuten 145, Taufen von Heiden in Todesgefahr 2028; es ist also gut vorwärts gegangen. An

Missionskräften sind dort 14 Patres, 8 Brüder, 10 Kreuzschwestern aus dem Mutterhause Ingenbohl und 57 Katechisten, an 15 Schulen sind 417 Schüler, in 11 Waisenhäusern 307 Pfleglinge; es bestehen auch 7 Katechumenats-Anstalten und sind jetzt 207 Katechumenen im Vorbereitung.

China. Apostolisches Vikariat Tsing-Tschantung. Die Mission, früher unter Leitung italienischer Franziskaner, wurde 1894 von französischen Franziskanern übernommen und ist tüchtig vorangekommen. Damals gab es 116 Christengemeinden mit 4400 Seelen und waren 1800 Katechumenen, 47 Kirchen und Bethäuser und 11 Missionäre. 10 Jahre hernach waren schon 250 Christengemeinden mit 9800 Christen und 9000 Katechumenen, 145 Kirchen und Bethäuser und 21 Missionäre.

Der Flächeninhalt des Vikariates ist 48.000 km². Zentralstation ist Tsing-tschou-fu, wo 2 Schulen, 1 Knabenseminar und ein von chinesischen Jungfrauen geleitetes Waisenhaus mit 100 Mädchen bestehen.

Auch dort und weitum im Lande gab es schon im 17. Jahrhunderte unter den Jesuiten, Franziskanern und Dominikanern viele blühende Christengemeinden, die aber im Laufe der Zeit in schweren Verfolgungen eingingen, im Volke hielten sich jedoch immer die Spuren des Christenglaubens und dieses kommt der jetzigen Mission zugute.

So haben sich im Bezirke Yit-sing in den letzten 2 Jahren 3000 Katechumenen zusammengefunden. Das Volk ist arm, aber gutmütig, hat sich am Aufstande in keiner Weise beteiligt und ist dort auch kein Unheil geschehen, während im benachbarten Nord-Tschantung schrecklich gehaust wurde mit Zerstörung von mehr als 450 Kirchen, Schulen u. s. w. Größere Stationen sind in den Kreisstädten Ankiu und Pingdu.

Das Kohlenbecken von Tang-tse-Weih-sien ist nun seit Eröffnung der Eisenbahn eine Industrie-Zentrale und ist die katholische Mission da rechtzeitig eingesprungen und hat 1905 in Tang-tse eine Missionschule für europäische Kinder eröffnet, welcher nun eine für chinesische Kinder folgen wird. Es sind schon ein Haus für Schwestern, eine Mädchenschule, ein Waisenhaus und Krankenhaus im Bau begriffen.

In Weih-sien, einer Handelsstadt mit 400.000 einheimischen Bewohnern und großem Militärlager, ist die protestantische Mission schon lange tätig und hat sogar eine Universität! Nun stellten die Franziskaner von Nord-Tschantung 12 Missionäre dorthin und wird mit aller Kraft die katholische Mission in Angriff genommen und ist hiefür ein Bauplatz erworben. Der Anfang ist vielversprechend. Der Stadt-Mandarin ist dem Unternehmen freundlich gesinnt und wußte es durchzusezen, daß die Leitung dreier höherer Schulen diejenen Missionären übergeben würde. Diese haben nun die Aufgabe, auf dem Boden des Unterrichtes dem Eindringen der glaubenslosen Japaner-Gelehrten entgegen zu wirken. Leider haben sie noch nicht genügende Anzahl von Lehrkräften und können sie nur aufbringen, wenn sie ausreichend Unterstützung finden. (Fr. K. M.)

Apostolisches Vikariat Süd-Tschantung. Die amtliche Denkschrift der deutschen Regierung enthält in der Besprechung über das Kiautschou-Gebiet auch eine große Anerkennung des Wirkens der katholischen Mission und führt mit besonderem Lob die Gründung von Schulen an: so der deutsch-chinesischen Schulen in Tschingtau und auf der Insel Jintau, in der Kreisstadt Tschutscheng sowie derer in Tentschou-fou und Kiautschou, aus welcher 8 Schüler die Aufnahmsprüfung für die Universität in Tsinanfu bestanden haben. Gleicher Lob erlangen auch

die Mädchen Schulen und Pensionate der Franziskaner-Schwestern, nicht weniger das von der Mission Tsingtau 1905 eröffnete Krankenhaus für die Einheimischen.

Der Missionsbischof, apostolischer Vikar Msgr. Henninghaus, schrieb in einem Briefe an den Berichterstatter am 24. Jahrestag der Gründung der dortigen Mission 18. Jänner 1906: „Heute vor 24 Jahren wurde hier die erste heilige Messe gelesen in einem Raum, der vorher als Stall gedient hatte. Beim heutigen Volks-Hochamt strömte der Dank an Gott und die Wohltäter mächtig mir in die Seele. Wie hat doch Gott uns geholfen! Das schwache Reis ist ein weitspannender Baum geworden. Das gibt Mut für die Zukunft, wenn es einem angeht der Sorgen und Bedürfnisse angst und bange werden möchte.“

Er spricht im weiteren die Überzeugung aus, daß „in Ostasien Kulturstzentren liegen, von denen wir früher oder später eine ernste Konkurrenz mit unserer christlichen Kultur zu erwarten haben, denn dort sind die riesigen Völkermassen, die von der Vorsehung aufbewahrt scheinen, um Träger oder wenigstens Mitträger einer neuen Geschichtsepoke zu werden. Wäre die ostasiatische Welt bekehrt, so wäre der größte Teil der Aufgabe unserer heiligen Kirche gelöst.“

Mir und vielleicht manchen Lesern erscheinen diese Worte wie die eines Propheten.

Japan. Die Fr. R. M. bringen eine interessante Zusammenstellung aus den Auszügen der japanischen Blätter, wie sie sich über die päpstliche Gesandtschaft an den Mikado aussprechen. Sie zeigen verschiedene Auffassungen, je nach der Richtung, die sie vertreten. In Anerkennung der hohen Bedeutung des Papsttums für die Welt stimmen sie ziemlich überein, in Beziehung auf den praktischen Wert der katholischen Kirche gehen sie weit auseinander.

Während die auf dem Standpunkt unserer modern jüdischen Presse stehenden Blätter die katholische Religion von oben her als minderwertig und durchaus nicht an die hohe Kultur des Japanervolkes heranreichend anschauen und ihr daher überhaupt die Möglichkeit absprechen, je dort einen nennenswerten Einfluß zu gewinnen und sich besonders spöttisch äußern über die Methode, welche die katholischen Missionäre einhalten; während sie in dem Versuche des Papstes mit dieser Gesandtschaft nur eine politische Einflussnahme wittern, der man entschieden entgegentreten müsse; sprechen wieder andere Blätter sich dahin aus: Es erscheine wünschenswert, daß die römische Religion mit ihrem Autoritätsprinzipie dort Einfluß gewinne; es sei ja der Buddhismus offenbar im Niedergange begriffen, unter den Gebildeten glaube bald niemand mehr an dessen Lehren, er solle einer Religion Platz machen, die auch eine Zukunft habe. Auch diese Blätter stoßen sich daran, daß die katholische Mission zu wenig Kräfte aufweise, daß sie nur unter den niedrigsten Volksklassen etwas erreicht habe und daß ihr Wirken ganz anders organisiert werden müßte . . .

Wir wissen nur, daß die katholischen Missionäre dort treulich ihre Pflicht taten, auf manchen Gebieten, z. B. in Pflege der Aussätzigen Großes leisteten, daß sie im Kampfe mit widrigen Verhältnissen und der drückenden Armut nicht Größeres zustande bringen konnten. Was sie getan, weiß Gott, und was noch der katholischen Mission dort wartet, auch nur Er allein.

Philippinen-Inseln. Die von der Millhiller-Kongregation dort hin zur Hilfe geschickten Missionäre wurden zunächst in stark bevölkerte

Stationen verteilt, um dort die Kenntnis der Sprachen und Sitten des Volkes sich anzueignen. Nach dieser Vorbereitung sollen sie die Provinz Antioche mit einer Bevölkerung von 300.000 übernehmen, allerdings Katholiken, aber durch die Revolution und darauffolgende gänzliche Verarmung am härtesten hergenommen und am ärgsten durchfeist vom Schisma des abgesunkenen einheimischen Priesters Aglipaya.

Dieser wußte seine Landsleute für sich zu gewinnen, spielt sich als Bischof aus, „weiht“ sich aus Fuhrknechten, Köchen und Hausdienern seine „Priester“. Dort sollen die neuen Missionäre ihr Werk beginnen. Das wird ein Werk, das bei aller Klugheit, die es erfordert, nur mit besonderer Hilfe Gottes gelingen kann.

Ceylon. Aus dem Mutterhause der Schulbrüder in Colombogam, sowie aus den von ihnen geleiteten Waisenhäusern in Mullaitivu und Jaffna sind fast sämtliche der jetzt wirkenden einheimischen Lehrer und Katechisten hervorgegangen, die auch bei ihren Landsleuten volles Vertrauen genießen und mehr gelten, als die fremden.

In der Diözese Jaffna sind jetzt unter 400.000 Bewohnern 44.000 Katholiken. Die Mission gewinnt mehr und mehr Ansehen. Viel trägt dazu auch bei die hochherzige Haltung, welche Bischof Msgr. Joulaire den Heiden gegenüber einnimmt.

Die heidnischen Tamilen hatten, von ihren Götzenpriestern ausgeheizt, im Jahre 1903 die beiden katholischen Missionsstationen Mirvelly und Copay überfallen, geplündert und niedergebrannt. Die englische Regierung übte dafür strenge Justiz und verurteilte 12 dieser Mordbrenner zu zweijähriger Kerkerhaft. Die Familien derselben, ihrer Ernährer beraubt, gerieten in großes Elend und fanden bei ihren Priestern statt Hilfe nur schroffe Abweisung. Durch einen einheimischen Katechisten aufgemuntert, kamen die bedrängten Familien zum Missionsbischof mit der Bitte um Fürsprache für die Sträflinge, die schon 7 Monate abgesessen hatten. Der Bischof erlangte durch eine rührende Bittschrift an den Gouverneur die Freilassung dieser Verbrecher. Dieses hochedle Vorgehen hat auch den Heiden Hochachtung abgerungen.

II. Afrika.

Marokko. Der Heilige Vater hat den an den Verhandlungen in Algeziras beteiligten Mächten nahegelegt, von dem dortigen Sultan die Sicherstellung der Religionsfreiheit zu erlangen und wollte im Falle der Gewährung den schon im Jahre 1235 errichteten, 1630 wieder eingegangenen Bischofssitz in Fez wieder neu errichten und besetzen. Seit 1630 ist Marokko apostolische Präfektur unter Leitung der spanischen Franziskaner und zählt gegen 8000 Christen.

Apostolisches Vikariat Zentral-Afrika. Nach dem Jahresberichte des hochwürdigsten Bischofes Msgr. Geyer hat die Mission jetzt 11 Stationen und werden von den Missionären auch die in 5 Nebenstationen zerstreuten Christen regelmäßig besucht.

Die Mission verlor eine hoffnungsvolle junge Kraft. P. Stephan Bockenhuber, der 1903 unmittelbar nach seiner Primiz in die Mission einrückte und bei den Negern im Bahr el Ghazal mit Kraft und Segen arbeitete, ist ihr im Juli durch den Tod entrissen worden.

Apostolisches Vikariat Ober-Nil. P. Grimschan (Millhiller-Kongregation) übernahm den Auftrag zur Gründung der Mission bei den Kavirondo-Megern, einem kräftigen Volke, welches das Land von der Nzoia-Ebene bis zur Küste des Viktoriasees besetzt hält.

Apostolisches Vikariat Nord-Sansibar. Dort trat eine eingreifende Aenderung ein: die Teilung in 2 Missionsbezirke. Der apostolische Vikar Msgr. Allgeyer, der seit 1897 dort wirkte und in 9 Jahren 9 neue Stationen eröffnete zu den 8 vorher bestehenden, hat die Mission ungemein gehoben, die Zahl der Katholiken ist über 15.000 gestiegen, in 69 Schulen sind 8500 Kinder, im letzten Jahre wurden 1284 Heiden getauft, in den Spitälern innerhalb dieser 9 Jahre 10.400 Kranke verpflegt.

Die übergroße Ausdehnung machte aber eine Teilung wünschenswert und sie wurde bei Anwesenheit des Bischofes Allgeyer in Rom durchgeführt.

Der britische Anteil wurde dem Bischofe Allgeyer mit dem Sitz in Sansibar belassen, weil er von früher Jugend auf viele Jahre in England zugebracht hatte.

Der deutsche Anteil wird zu einem neuen apostolischen Vikariate gemacht und P. Vogt aus der Kongregation der Brüder vom heiligen Geiste zum apostolischen Vikar ernannt. Er ist im Elsaß 1870 geboren und wirkte seit 1901 im Missionshause Knechtsfeden. Gott geleite ihn!

Britisch-Ostafrika. Aus der Mission Allerheiligen meldet P. Bernhard, Gründer derselben, seine ersten Erfolge: die Taufe von 4 erwachsenen Wakikuyus. Die Zahl ist klein; der Missionär ist wohl zufrieden, daß er nach dreijähriger Arbeit doch einmal es zu diesen Erstlingen brachte. Das Klima ist dort sehr heiß; aber das Eis, das sich um die Herzen dieses in Nichtstun und Aberglaube versunkenen Volkes lagert, ist kaum zum Auftauen zu bringen, es übertrifft an Dicke unsere besten Gletscher.

Die Zauberer haben dort ein Eldorado. Hat jemand gegen die abergläubischen Vorschriften gesehlt, so muß er zum Zauberer. Dieser läßt sich vorerst ein Schaf als Zahlung liefern, dann muß der arme Sünder etwas tun, was sicher der alte Tropf, der Teufel, ihm nahe gelegt hat: er muß seine Fehler dem Zauberer beichten, worauf dieser für jeden derselben den Auftrag gibt: spucke die Sünde aus! Nach so und so öftmaligem Spucken sagt der Zauberer: jetzt sind alle Sünden weggenommen. Das tun sie alle mit größter Bereitwilligkeit.

Unter sotanen Zuständen läßt sich begreifen, daß wenig erreicht wurde und daß es noch viel brauchen werde, bis dieses Volk dem alten Sklavenhalter entrissen wird, der es mit seinen Nachäffungsstücklein zum Narren hat!

Apostolisches Vikariat Süd-Sansibar. Die Mission arbeitet nun wieder an der Errichtung des durch den Aufstand zerstörten. Wie sich aus den Meldungen der Missionäre ersehen läßt, sind diese Arbeiten sehr erschwert durch großen Mangel an Geld und Lebensmitteln; sie leiden alle miteinander Hunger. Trotzdem arbeiten die Missionäre ungebeugt vorwärts.

Eine Missionsschule ist schon wieder im besten Betriebe. In Lukuledi ist P. Anton mit Bruder Meinrad wieder eingezogen, sie wurden vom Volke mit Jubel empfangen, es war schon eine Bambushütte für den

Gottesdienst hergestellt, in welcher bei der ersten heiligen Messe viele Katholiken zu den heiligen Sakramenten kamen.

Madagaskar. Die Station Ambatolampy besitzt einen Katechisten, der kaum seinesgleichen haben dürfte: den blinden Peter.

Er ist blind geboren, fand als Kind bei den Missionären Aufnahme und Unterricht, auch in Sprachen und Musik, worin er auf verschiedenen Instrumenten Meister ist. Was aber am meisten wert ist, er ließ sich zu einem fähigen Katechisten ausbilden und versieht sein Amt mit großem Eifer und überraschendem Erfolge. Überall in weiter Umgebung kommt er hin, oft reitend auf einem Maultiere, das ihn allein auch auf gefährlichen Wegen ans Ziel bringt, als hätte es der Schutzengel am Zügel. Gewöhnlich bringt er eine Woche in jeder Ortschaft zu, gibt Unterricht im Katechismus, auch in Musik, bereitet die Leute vor auf die heilige Taufe, auch zum Empfang des Fuß- und Altarsakramentes, so daß die Missionäre alles gut vorbereitet finden. In sechs Monaten gewann er z. B. 400 für die heilige Taufe. Er ist der Liebling des Volkes, sicher auch ein Liebling Gottes.

Apostolisches Vikariat Natal. Eine schöne Entwicklung ergab sich in der Herz Jesu-Mission in Oakfort. Im Jahre 1884 war dort die erste heilige Messe in einem armeligen Kämmerlein. Die Gemeinde bestand aus drei Käffern. Dann wurde eine Strohhütte als Kirchlein errichtet, jetzt steht an deren Stelle eine hübsche Kirche, Missionshaus und Schule, umgeben von einer großen Christengemeinde aus Zulu, Basuto, Amatonga und eingewanderten Sanibar-Negern.

Die Mission verlor eine tüchtige Kraft. P. Hammer ist in Pietersburg gestorben. Der Verewigte, ein Rheinpfälzer, seit 1879 Mitglied der Oblaten M. J., schon als Kleriker nach Natal geschickt, wirkte seit der Priesterweihe ununterbrochen in der Mission auf steter Wanderschaft, später als Missionär in verschiedenen Stationen, überall hoch geachtet. Das Malariafieber, das ihm oft zu schaffen machte, hat ihn auch zu Tode gebracht. Gott lohne den treuen Knecht!

In der noch jungen Mission Genazzano, die bisher noch keinen ständigen Priester hatte, sind gleichwohl schon 120 Christen; Dominikaner-Schwestern geben Unterricht in der Schule. Ahnliches wird auch aus der Station Bleeshfontein gemeldet; nur herrscht dort und weitum im Lande große Dürre, die alle Wasserläufe austrocknete, daß aller Wachstum im Ersterben ist.

Apostolisches Vikariat Oranje-Fluß. Die Oblaten vom heiligen Franz von Sales haben dort nun eine Arbeit von 25 Jahren hinter sich, eine schwere Zeit: den Burenkrieg und jüngst den noch nicht abgeschlossenen Aufstand der Hottentotten. Dennoch ist sehr viel geschehen. Zu Beginn hatte man 80 Katholiken, jetzt sind auf 7 Stationen 3000, 9 Schulen mit 405 Kindern, 3 Waisenhäuser, 3 Greisenasyle. Neue Stationen sollen notwendig gegründet werden, gleich sollte es geschehen, sobald nur die nötige Hilfe sich einstellt.

Im Hottentottenkriege leistete die Mission durch Beistellung von Priestern und Schwestern große Hilfe. Am meisten tat sich P. Malinowski, Superior der Station Heiragabis, hervor, der stets mit den Soldaten im Felde war und von dem Führer der deutschen Truppen, General von Trotha, und von den Offizieren allweg zu Rate gezogen wurde und der Mannschaft als wahrer Vater galt und dazu auch durch seinen Einfluß auf die Eingebornen auf jede Weise den Frieden wieder herzustellen sucht.

Deutsch-Südwest-Afrika. General von Trotha richtete nach seiner Rückkehr nach Europa an den Provinzial der Oblaten vom heiligen Franz von Sales ein Schreiben, worin er sich in anerkennendster Weise bedankt für die von den Missionären und Schwestern im Kriege furchtlos und treu geleisteten Dienste, welchen viele verwundete Soldaten ihr Leben verdanken.

Die Anerkennung ihrer Missionstätigkeit gipfelt in den Worten: „Nebenall, wo ich katholische Missionen in Tätigkeit gesehen habe, in China, in Ost- und West-Afrika, überall sah ich das Bild tatkräftiger Arbeit, hinreisende Pflichttreue, immer unter der Devise: *labora et ora!* und überall mit sichtlichem Erfolge. Ich beglückwünsche die katholische Kirche zu diesen Erfolgen und erbitte Gottes reichsten Segen für ihre Arbeit!“

Dem Obern der Missionsgesellschaft wünscht er: „Es möge demselben gelingen, noch viele solcher Priester und Schwestern auszubilden für ihren schweien Beruf und sie auszusenden zum Heile der Zivilisation und des Christentumes.“

Die Apostolische Präfektur Stanley-Fälle hat 14 Priester (vom heiligsten Herzen), 2 Brüder, 5 Schwestern und in 7 Stationen St. Gabriel, Stanley-Bille, Eisenbahn, Nomé, Basoko, Banalya und Avakubi 2832 Getaufte und 4295 Katechumenen. Von den Missionskräften sind im letzten Jahre 3 gestorben und mußten 5 schwer erkrankte Schwestern zur Erholung nach Europa zurück. Fr. R. M.

Apostolische Präfektur Unter-Nigeria. Der apostolische Präfekt P. Shanahan konnte auf seiner letzten Inspektionsreise die freudige Wahrnehmung machen, daß die angestellten Katechisten sehr geschickt arbeiten und die Kinder sich gut unterrichtet zeigen, so in Aguleri, Ika und Igbariam.

In letzterer, einer volksreichen Stadt, wo die Mission eine Schule mit 180 Kindern hat, bestürmte das Volk den Missionsobern, er möge bei ihnen eine Station errichten.

Bei dem Stämme der Akala, deren Häuptlinge vollzählig sich vorstellten, wurde die Errichtung einer Schule zugesagt und mit dem Baue sofort begonnen.

Apostolisches Vikariat Kamerun. An der neuen Station Ikafa arbeitet der apostolische Vikar Msgr. Bieter nicht bloß an der Predigt bei den Heiden, sondern auch eigenhändig an der Herstellung der nötigen Bauten, beim Fällen und Transporte des Holzes, Anlegen von Feld und Garten.

In Groß-Batanga wurde die große St. Petrus Claver-Kirche eingeweiht. Aus der dortigen Schule sind wieder einige Jünglinge als Lehrer hervorgegangen und zeigen sich ganz brav in ihrer Verwendung.

III. Amerika.

Apostolisches Vikariat Mackenzie. Aus der Station St. Josef, von deren Schule im letzten Hefte Erwähnung geschah, bringt die Zeitschrift „Maria Immac.“ einen Bericht über das Entstehen derselben, welche unter Mühen vor sich ging, die wir uns kaum vorstellen, geschweige denn leisten könnten.

Der Missionsober P. Dupire hatte den Bau übernommen, war dabei Baumeister, Zimmermann, Handlanger, Zahlmeister und dazu Missionär bei den Indianern und Mestizen, unter denen Epidemie und große

Sterblichkeit herrschte. Das erste war die Herstellung einer Sägemühle, wozu er und seine Genossen und etliche Indianer die Bäume fällen und den Fluß herunter liefern mußten, wochenlang in Eis, Schnee und Wasser watend, bei sehr spärlicher Kost. Als alles an Ort und Stelle war, kam ein furchtbarer Sturm auf dem See, der fast das ganze Bauholz mitnahm und weggeschwemmt. Die Arbeit mußte wieder von vorne beginnen. Sie begann und die Säge wurde gebaut, tat ihre Schuldigkeit und aus den geschnittenen Balken und Läden wurde das Schulhaus aufgestellt. Schwestern übernahmen den Unterricht mit so gutem Erfolge, daß alles sich wunderte, wie sie aus den wilden Rängen lernbegierige und wohlgesittete Schüler heranzogen.

Nun aber stellt sich zahlreicher Zuzug von den Stämmen aus der Umgebung ein, infolge dessen Mehrung der Kinderschaft und ist das Schulhaus schon zu klein und Neubau unabwendlich. Es geht wieder an die oben geschilderte Arbeit, an welcher auch der Bischof so gut mittut, wie seine Missionäre. Doch wird der Bau eine große Summe kosten, etwa 18.000 Mark, wofür der Bischof inständig um Almosen bittet.

Apostolisches Vikariat Saskatchewan. P. Brabender O. M. J. schildert in der Zeitschrift „Maria Immac.“ seine Arbeiten und Erlebnisse als Hilfspriester in Nosthern, Fish-Creek und St. Michael.

Nosthern ist eine von deutschen Mennoniten gegründete Ansiedlung. Die Stadt hat acht Kirchen für verschiedene Glaubensbekenntnisse, seit zwei Jahren auch eine für die Katholiken, deren noch kaum 100 dort sind, zu denen jede zweite Woche ein Missionär kommt. Die Leute sind unwissend, aber voll guten Willens und dankbar.

Fish-Creek ist ein Mestizendorf am Saskatchewanflusse, mit einem Volke, welches gutmütig und der Mission anhänglich, aber wenig arbeitsam und daher im wirtschaftlichen Rückgange ist.

Viel günstiger steht es in St. Michael am Entensee. Die dortige Indianerschule, seit 14 Jahren bestehend, jetzt mit 120 Schülern besetzt, denen Schulunterricht und Anleitung zu Landwirtschaft erteilt wird, hat für die Mission schon vielen Nutzen gebracht. Ordensschwestern leiten dort auch eine Mädchenschule. Aus beiden Schulen ging schon eine Reihe von Lehrern und Lehrerinnen hervor.

Die Mission brachte in jüngster Zeit wieder 30 Indianer zur Taufe.

Aus dem Goldlande Klondike kommt unerfreuliche Meldung: Mit dem Golde geht es zu Ende! Es ist alles abgebaut und erschöpft. Die Goldsucher verlassen das Land, die von der Mission hergestellten Kirchen füllen sich nicht mehr, es steht zu befürchten, daß in nicht ferner Zeit vielleicht wieder alles aufgegeben werden muß.

Manitoba. Die Mission Heiligkreuz im Distrikte Keewatin bei den Metis- und Sumpfkris-Indianern, erst vor drei Jahren gegründet, läßt sich schon wie ein fruchtbare Ackerfeld sehen: Die Bauten und Einrichtung wurden auch von den Missionären praktisch und gut hergestellt, an der Schule wirkt eine tüchtige Lehrerin, Zögling der Anstalt Du-Appelle, die außer der französischen und englischen auch der Kris-Sprache mächtig ist.

San Franzisko. Die furchtbare Katastrophe hat auch der katholischen Mission unberechenbaren Schaden zugefügt. An Kirchen, Priesterwohnhäusern, Kollegien, Schulen, Pensionaten und Wohltätigkeitsanstalten sind über 80 vernichtet oder größtenteils zerstört, 12 Pfarreien haben fast alles verloren.

Süd-Amerika. Chile. Es sind nun 11 Jahre, seit die ersten vier bayerischen Kapuziner in die Mission der apostolischen Präfektur Valdivia gesandt wurden. Sie kamen ihren Mithilfern der italienischen Provinz zu Hilfe, welche von Arbeit und Alter aufgerieben, auch keinen Nachschub aus Italien erhielten, daher die Hälfte der Stationen schon verworfen lassen mussten. Seither kamen Jahr für Jahr Missionsschwestern aus der bayerischen Provinz dorthin; jetzt sind ihrer 23 Patres, 17 Brüder. 1900 wurde die Präfektur ganz den Bayern übertragen und das ist der Mission zu großem Segen geworden.

Die wackeren Ordensmänner setzen die altbewährte bajuwarische Kraft dort ein und tun es nicht vergeblich, und Gott war mit ihnen! Es verging kein Jahr, wo sie nicht neue Schulen eröffneten, im ganzen schon 12 mit 4444 Schülern. Dem Volke gingen sie auf Weg und Steg fleißig nach. Alle verworfenen Stationen sind wieder besetzt, 3 neue gegründet, 9 Kirchen erbaut und eingerichtet durch ihrer Hände Arbeit, 7 neue Kollegien eröffnet und 41.000 zur Taufe gebracht, davon 3300 erwachsene Heiden: überall ist das Vertrauen des Volkes gewonnen. Wer an den Missionen Freude hat, muss auch Freude am Geben haben. Ihnen allen seien unsere guten deutschen Landsleute, die bayerischen Kapuziner bestens empfohlen. Vielleicht wird dieses sehr notwendig, denn eben, da dieses niedergeschrieben wird, strohen alle Zeitungen von Telegrammen über eine entsetzliche Erdbebenkatastrophe in Chile. Was dabei den Missionen geschehen sein möge, darüber sind sicher traurige Nachrichten zu erwarten.

IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vikariat Neupommern. Dieser Insel liegt wie eine schwesterliche Nachbarin Neu-Mecklenburg gegenüber, in bogenförmiger Gestalt mit einem Flächenmaße von 13.000 km², gebirgig, im Westen durch Stürme unwirtlich, im Osten reich bevölkert von kräftigen Stämmen, die einander fremd sind und in sieben ganz verschiedenen Sprachen einander auch nicht verstehen. Das Christentum wurde durch ehemalige Zöglinge der Mission Bunapope (Neupommern) dorthin gebracht, die innitie der Heiden ihrem Glauben treu blieben und ihm bei ihren Landsleuten Eingang verschafften. Missionäre kamen nur zeitweilig.

Seit vier Jahren sind dort ständige Missionäre. An der Westküste ist die erste Gründung Marianum an Stelle des Urvaldes eine hoffnungsvolle Ansiedlung und Christengemeinde, an der Ostküste besteht die Station Namatanai, an der Nordspitze wurde ein Grundstück für eine Mission in Kōwieng erworben, in Kōkola erbauten die einheimischen Leute selbst ein Kirchlein und bitten nun um Schule und einen Missionär (Fr. K. M.).

Apostolische Präfektur Karolinen-Inseln. Zu dem Berichte im letzten Heft brachte seither der Jahresbericht der Kapuziner in Königshofen-Straßburg nähere Angaben, aus denen man ersieht, welche Schwierigkeiten dort zu überwinden sind.

Von den 700 Inseln dieser Mikronesien-Gruppe sind etwa 100 bewohnt, in ungeheuren Entfernung verstreut mit einer Bewohnerschaft von 35.000 Eingeborenen, denen die Missionäre ihre Sorge zuwenden sollen. Es bestehen da bei 10 ganz verschieden geartete Sprachgebiete!

Die Mission schreitet entschieden vorwärts. Das Volk verlangt nach Unterricht, bittet um Schulen, auf welche auch die Hauptforsorge verwendet wird, um dauernden Grund zu legen. Die Insel Yap, als Kabelkreuzungs-

punkt und Beobachtungsstation für die Taifunberichte, ist in das Telegraphenetz und dadurch in den Weltverkehr eingefügt; möge dieses auch für die Mission Vorteile bringen.

Marianen-Inseln. Auf der Insel Guap stand die Mission zur Zeit der spanischen Herrschaft sehr günstig. Für alle Kirchenbedürfnisse und Anstalten flossen die Mittel aus den Stiftungen spanischer Könige. Jedes Dorf hatte seine Kirche und Schule.

Seit Amerika dort die Oberhoheit hat, sind diese Quellen versiegt, die Regierung leistet nichts, sondern nahm die kirchlichen Einkünfte für sich. Taifun und Erdbeben zerstörten die meisten Kirchen und Schulen. Das Volk, von jeho brab und der Mission zugetan, ist in großer Notlage und nicht imstande für die Wiederherstellung aufzukommen; dafür wird es jetzt durch protestantische Sendlinge in Versuchung gebracht, auch vom katholischen Glauben abzufallen. Hilfe, Hilfe! (Freib. K. M.)

V. Europa.

Norwegen. Der apostolische Vikar Msgr. Fallize gibt in den Freib. K. M. eine Uebersicht über die letzten drei Jahre in der norwegischen Mission. Es ist eine ungemein anziehende Schilderung, worin völlig jeder Satz wünschenswerte Angaben und neue Gesichtspunkte eröffnet.

Die allgemeine Lage der Mission ist günstig. Allerdings obwalten mancherlei schwierige Verhältnisse, z. B. die vielfache Auswanderung nach Amerika, die seit der großen Geldkrise 1879, welche Tausende von Arbeitsleuten brotlos gemacht und ins Ausland getrieben hat, nicht mehr aufhören will und auch viele Katholiken mitzieht. Auch kämpft die Mission hart mit Not am nötigen Gelde, die ihre Ausdehnungskraft lähmt, so daß in den letzten drei Jahren keine einzige neue Station errichtet werden konnte. Der Bischof bekäme Priester genug auch aus dem Auslande, wenn er nur Posten und Gehalt anweisen könnte. Unterstützung fließt dorthin sehr spärlich.

Trotz all dem ging die Arbeit vorwärts, das Bestehende wurde gefestigt und in Gründung kirchlicher Anstalten Großartiges zustande gebracht: so in Christiania das Elisabeth-Heim mit Asyl für alte Leute und einer großen Schar grauer Schwestern, die in der ambulanten Krankenpflege viel beschäftigt sind und auch die Krankenhäuser in Trondhjem und Hammerfest besiegen; ebenso kräftig wirkt das Hospital der St. Josef-Schwestern in Tromsö, zu welchem wieder ein Haus angekauft wurde. Ueberall, wohin Schwestern kommen, übernehmen sie auch die Schulen. Eben jetzt soll für die Josef-Schwestern, die schon sechs Krankenhäuser versehen, ein neues in der Stadt Drammen errichtet werden, wenn sie das Geld dazu wenigstens zu leihen bekommen. Die Schwestern vom heiligen Franz Xaver, durchaus Deutsche mit dem Mutterhause in Bergen, haben ein großes Spital in Stavanger, wo Ärzte und Volk über ihr Wirken voll des Lobes sind.

Das nächste Ziel ist die Herbeiziehung männlicher Ordensgenossenschaften. Das alte Norwegen vor der Reformation hatte hunderte von Klöstern und fuhr gut mit ihnen. Auch einheimische Weltpriester treten nach und nach in die Reihe.

Die politische Umgestaltung, die zu einem neuen selbständigen Königreiche Norwegen führte, erzeugte wohl in Schweden Blitz und Donner durch die Brandreden der lutherischen Bischöfe und Prediger gegen die heillose

„Revolution“ der Norweger, dort aber ging alles ruhig ab und steht die vollendete Tatsache da. Für die katholische Mission ist daraus kein Nachteil erwachsen. Der neue König wird ihr sicher nichts in den Weg legen. Er war als dänischer Prinz 1904 in Rom, wo er, obwohl der Aufenthalt nur 24 Stunden dauerte, dem heiligen Vater die Aufmerksamkeit eines Besuches erwies: er hat auch unmittelbar nach seinem Einzuge als König wie den Hächtern aller Staaten, so auch dem Papste seine Thronbesteigung angezeigt. Die Mission erwartet vom Könige gütiges Wohlwollen. Gott schütze und segne Norwegen und seine katholische Mission und deren Oberhirten!

Bayern. Ein neues Missionshaus wurde auf dem Schweiklberg bei Vilshofen (Niederbayern) gegründet, hiefür das gleichnamige Gut angekauft und daneben der großartige Neubau eines Missionsseminars im September 1905 begonnen und heuer unter Dach gebracht. Es ist eine Filiale der Missionsanstalt St. Ottilien, welche trotz ihrer Größe nicht mehr imstande ist, so viele Zöglinge aufzunehmen, daß sie dem stets sich mehrenden Bedarfe an Missionskräften noch entsprechen könnte. Gottes Segen wünschen wir dem neuen Werke.

Über=Oesterreich. Die Missionsanstalt der Cbl. vom heiligen Franz von Sales in Schmieding (Bezirk Wels), erst einige Jahre bestehend, hat jetzt im Juvenate 33 und im Noviziate 12 Zöglinge. Heuer wurde P. Gineiger, geboren zu Schacha, Diözese Regensburg, in die Mission geschickt und zwar als Mitarbeiter des P. Malinowsky in Heiragabis. Dahin gingen zu gleicher Zeit auch zwei Ordensschwestern ab.

Voran ging voriges Jahr P. Auner aus Steiermark, der seither in Pella wirkt und schon die Mühen und Sorgen zu verkosten hat, welche die Mission in einem durch Hungersnot heimgesuchten Lande zu besiegen hat.

Aus derselben Anstalt gingen auch zwei Zöglinge in die amerikanische Ordensprovinz und begannen ihr Noviziat in der Anstalt Wilmington.

Wär ich jung und frisch, ich wäre noch unter den Bergsteigern, wär ich nicht so alt, ich ginge noch in die Bergwelt der Kirche! Dafür gehen andere und Gott mit ihnen!

Sammelstelle.

Gaben=Verzeichnis.

Bisher ausgewiesen: 20.000 K. Neu eingelaufen: a) Mit besonderer Bestimmung: Hochw. T. Berezowski, Dekan und Pfarrer, Dubrawka (Galizien), für die Franziskanerinnen auf Madagaskar 8 K; Hochw. Vorheimer, Weinolsheim, für die Hungersünder in Afrika 5 K; Hochw. Badik, Pfarrer, Skalite (Ungarn), für die Rhonischen Missionen 20 K, für Werk der heiligen Kindheit 4 K; Hochw. Resch, S. Bankraz, Ulten (Tirol), für afrikanische Mission 20 K; Hochw. J. v. G., Friedland (Böhmen), für heiligen Vater 25 K = 82 K. b) Für Missionen ohne nähere Bestimmung: H. Neuner, Professor, Innsbruck 2 K; Anonymus (Klagenfurt), Gabe für die hilfsbedürftigsten äußereren Missionen 200 K; J. v. G., Friedland (Böhmen) 25 K; Ungenannt, Brixen 20 K = 247 K. Diese 247 K zugeteilt den Missionen: Bangalor, Bettiah, Weihsiien, Borneo, Zentral-Afrika, Süd-Sansibar, Deutsch-Südwest-Afrika, Mackenzie, Chile, Neupommern. Summe der neuen Eintläufe 329 K. Gesamtsumme der bisherigen Spenden 20.329 K.

Deo et benefactoribus gratias!

Kirchliche Zeitleufe.

Von Dr. M. Hiptmair.

Rundschreiben des Heiligen Vaters an den Klerus Italiens und an den Episkopat Frankreichs. — Die Trennungsgelüste in anderen Ländern. — Voraussichtliches Schicksal des englischen Schulgesetzes, Resultat der königlichen Untersuchungs-Kommission über die religiösen Zustände der anglikanischen Kirche.

In kirchenpolitischer Hinsicht ist die Enzyklika des Heiligen Vaters vom 28. Juli an den Episkopat Italiens über den Geist und die Disziplin des Klerus von auffallender Bedeutung. Sie weist auf eine beklagenswerte Erscheinung im Klerus Italiens hin und will sie beseitigen. Es handelt sich um die Erscheinung, welche in Romolo Murri verkörpert ist und Mangel an Unterwürfigkeit und Autoritätsgefühl bedeutet. Wie schwierig die Beseitigung dieses Mangels sei, geht schon daraus hervor, daß bereits Leo XIII. daran gearbeitet hat und zwar, wie man sieht, vergeblich. Gewiß liegt die Schwierigkeit nicht im Mangel an gutem Willen allein, sondern auch anderswo. Derartige Erscheinungen sind gewöhnlich der Ausdruck der jeweiligen politischen Zustände. Als die konstitutionelle Regierungsform auffam, gab es nicht wenige, die auch der Kirche diese Form geben wollten. Als der Absolutismus herrschte, gab es auch priesterliche und bischöfliche Absolutisten; zur Zeit der Aufklärung, zur Zeit des Febronianismus, Josephinismus, Gallikanismus saßen Männer der gleichen Gesinnung und Richtung auf Kathedern, Bischofsthülen und anderen Plätzen in großer Menge. Und so war es zu allen Zeiten. Die Zeit drückt eben teilweise ihr Gepräge auch dem Klerus auf. Der Nationalismus machte extrem nationale Geistliche, der Liberalismus erzeugte so manche liberale und jetzt, wo die Demokratie sich emporarbeitet und den Kampf mit der Autorität führt, wäre es ein Wunder, wenn dieser Geist nicht auch den Klerus berühren würde. In Italien fördert diesen Geist noch ein zweifaches: einmal die materiell schlechte Stellung, in welcher der Klerus sich befindet, und dann die abnorme Lage, in der der Staat zur Kirche steht. Da ist der Wunsch, es soll anders, es soll besser werden, sehr begreiflich und seine Vereinigung mit dem allwärts erschallenden Ruf nach Reformen nicht auffallend. Hätte die Kirche Macht und Mittel, die beiden letzteren Uebel zu beseitigen, den Klerus materiell besser zu stellen und die politische Lage auf der Halbinsel mit den kirchlichen Prinzipien in Einklang zu bringen, könnte sie mit einem einzigen Zauber spruch den herrschenden Zeitgeist von seinen Irrtümern reinigen und das lautere Gold der Wahrheit, das dieser Strom mit sich führt, aus dem dichten Schlamm sofort herauslesen, dann wäre die Ordnung zum großen Teile bald hergestellt. Da sie aber alles das zu tun nicht imstande ist, so kann sie wie immer nur ihr Lehramt ausüben, mahnen und warnen, das übrige aber muß sie im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung der Zeit über-

lässen, die auch in dieser Hinsicht ihre Heilkunst auszuüben versteht. Jeder Irrtum lebt sich aus. Was machten unter Pius IX. das Wort „Fortschritt“, die Worte „moderne Ideen“ für gewaltigen Lärm! Es war, als ob in diesen Worten eine geheime Zauberkraft läge und unwiderstehlich wirksam wäre, daß sie die stärksten Geister überwältigte. Es erschien der Syllabus, es kam das Vatikanum und mit der Zeit verschwanden jene Zauberworte wie von selbst, um wieder anderen Platz zu machen. So wird es auch den heutigen Schlagwörtern „Moderne“, „Kultur“, „christlich-sozial und konservativ“ ergehen. Unsere nächste Generation wird vielleicht den Kopf schütteln und über uns lachen, daß wir über diese Worte uns gespalten und gestritten haben, während sie wahrscheinlich von einem ähnlichen, gewiß nicht besseren Feinde überrumpelt und gedemütigt wird. Dieser Gang der Dinge überhebt aber das Oberhaupt der Kirche, diesem einzig festen Fels im tobenden Gewoge der Welt, nicht der Pflicht, der eben herrschenden Weltanschauung ins Auge zu blicken, und das Falsch, das in ihr lebt, zu kennzeichnen. Pius X. tut das fort und fort wie seine Vorgänger und tut es neuerdings in der angeführten Enzyklika mit gar ernsten Worten. Indem er von dem Grundsatz ausgeht, daß die Bischöfe jene Priester haben werden, die sie sich erziehen, legt er ihnen ans Herz, bei der Auswahl der Alumnen recht vorsichtig zu sein und niemanden vorschnell die Hände aufzulegen. „Das Priestertum, von Jesus Christus eingesetzt zur ewigen Rettung der Seelen, ist sicherlich nicht ein Handwerk oder irgend ein menschliches Geschäft, dem jeder, der will und aus jedem möglichen Grunde das Recht hätte, denselben sich frei zu widmen.“ Deshalb sollen sie die größte Aufmerksamkeit ihren Seminarien zuwenden, sowohl was die Studien in denselben betrifft, als auch die Professoren und die Vorsteher. Was Leo XIII. in bezug auf die Studien der Philosophie und Theologie vorgeschrieben, das erneuert der Heilige Vater abermals. Die Lehrer, welche gewissen gefährlichen Neuerungen sich anschließen, sollen vom Lehramte entfernt werden. Die Alumnen sollen an äußeren Agitationen nicht teilnehmen und keine Journale und Zeitschriften, die nicht vom Bischof erlaubt sind, lesen. Ein besonderes Augenmerk sollen die Bischöfe auf die Prediger und die Predigt richten. Von der Kanzel sollen Themen verbannt sein, welche mehr für den journalistischen Kampfplatz und den akademischen Hörsaal passen. Es soll gepredigt werden, was Christus (Marc. 16. 15. Matth. 28. 20) befiehlt und wie das Tridentinum (Sess. V. c. 2 De ref.) es haben will. An der christlichen Volksaktion soll der Klerus sich nach der Weisung Leos XIII. vom 27. Jänner 1902 und dem Motu proprio vom 18. Dezember 1904 und dem Birkularschreiben des Kardinal-Staatssekretärs vom 28. Juli 1904 beteiligen. Demgemäß darf kein Geistlicher ohne Erlaubnis seines Ordinarius die Redaktion von Zeitungen oder periodischen Blättern übernehmen. Das Gleiche gilt von der Herausgabe von Büchern. Die Statuten und Regeln

von Vereinen und Gesellschaften, die gegründet werden sollen, müssen die Genehmigung des Bischofs haben. Zur Abhaltung von Konferenzen über die christliche Volksaktion ist dieselbe Erlaubnis erforderlich. Die Redeweise darf nicht Abneigung gegen die höheren Klassen einflößen und katholische Publikationen müssen den Anpreis des ungesunden Modernismus, neuer Richtlinien des christlichen Lebens, eines neuen sozialen Berufes des Klerus und dergleichen vermeiden, und wer zum Volke geht, muß es tun mit dem gebührenden Gehorsam gegen die Autorität und die Weisungen der kirchlichen Obern, in der Absicht, das christliche Volksleben zu fördern und mit der steten Rücksicht, die priesterliche Würde zu wahren. Endlich verbietet der Heilige Vater auf das Strengste und unter Androhung von Strafen die Teilnahme des Klerus an Vereinen, die nicht von den Bischöfen abhängen, besonders an der Lega democratica. Es ist wahr, diese Enzyklika gilt für Italien und hat Rechtskraft für den italienischen Klerus, die Grundsätze aber, welche der Papst darin ausspricht, haben allgemeine Gültigkeit und sind universeller Natur, so daß gegebenenfalls die Anwendung entgegengesetzter Prinzipien nicht richtig wäre, abgesehen davon, daß manche derselben ohnehin früheren Dokumenten allgemeiner Natur entnommen sind.

Eine zweite Enzyklika des heiligen Vaters, *Gravissimo officii munere*, welche für Frankreich von außerordentlicher Wichtigkeit ist, erschien am 10. August und ist gerichtet an den französischen Episkopat. Sie betrifft die Haltung, welche bezüglich der Kultusvereinigungen einzunehmen ist. Man war allgemein gespannt darauf, was in dieser Hinsicht der Papst verordnen werde. Da die Entscheidung lange auf sich warten ließ, hatte man Zeit, die drolligsten Phantasiegebilde in die Welt zu setzen. Nun hat Rom gesprochen, nachdem die Gutachten der französischen Bischöfe eingelangt waren und auf Grund dieser Gutachten verordnet der Papst, „daß die Kultusgesellschaften, wie sie das Gesetz vorschreibt, absolut nicht gebildet werden dürfen“. Erst wenn es möglich wäre, eine andere Art von Gesellschaften zu bilden, die gleichzeitig gesetzlich und kanonisch wären, könnten die Katholiken Frankreichs vor den drohenden Prüfungen bewahrt bleiben. Das heißt also, erst wenn das Gesetz derart abgeändert würde, daß die Bildung von Kultusvereinen den kirchlichen Prinzipien entspräche, dann würde die Zustimmung des Papstes erfolgen. So lange aber keine Hoffnung besteht, daß die göttliche Verfassung der Kirche und das unverlegbare Recht des Papstes und der Bischöfe bezüglich der Gotteshäuser und Kirchengüter gewährleistet werde, dürfen auch andere Arten von Vereinigungen nicht gemacht werden. Es ist Aufgabe der Bischöfe, die Mittel zu gebrauchen, welche das Gesetz allen Bürgern zuerkennt, um den religiösen Kultus einzurichten. Der Papst wird ihnen dabei mit seinen Ratschlägen und seiner Autorität stets zur Seite stehen.

Nachdem dieses Rundschreiben in der Öffentlichkeit erschienen war, bemühten sich die französischen Machthaber, dessen Wirkung

durch diplomatische Phrasen abzuschwächen. Der eine Minister nannte es eine Kriegserklärung, obwohl es dem Kriegsmanifest der Regierung gegenüber der schonendste Akt der Verteidigung und der Notwehr ist; der andere meinte, es sei unklar und rätselhaft, obwohl es an Bestimmtheit und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt; sogar das erdreistete man sich zu sagen, daß der Heilige Vater einer Fälschung sich schuldig mache, da er von dem fast einstimmigen Beschuß des französischen Episkopates sprach, was doch notorische Täuschung und Irreführung, indem man in der Presse die Meinung zu verbreiten suchte, der Heilige Vater verurteile zwar das Geetz und verbiete in der Theorie die Bildung von Kultusgesellschaften, aber in einem geheimen Erlaß an die Bischöfe gestatte er die Bildung derselben dennoch. Ein Beschuß des Ministerrates erklärte das Festhalten am Trennungsgesetze vom 9. Dezember 1905 angeblich nach einer Sitzung von vier Minuten, in Wirklichkeit von vier Stunden; ob und wie man es aber ausführen werde, darüber herrscht zur Zeit noch keine Sicherheit. Immerhin stehen der französischen Kirche schwere Tage bevor. Bis das Volk, dem Indifferentismus verfallen und von dem Irrtum beherrscht, daß Religion und Politik miteinander nichts zu tun haben, wiederum das lebendige Bewußtsein von der Notwendigkeit der religiösen Betätigung im privaten und öffentlichen Leben erlange, wird viel Zeit verstreichen, es sei denn, daß es durch große Gewaltakte aufgeschreckt werde. Einen Lichtpunkt in dem traurigen Dunkel bildet, wie uns scheint, die Haltung des Klerus. Früher gespalten, scheint er sich seit der ersten Enzyklika Vehementer mehr gesammelt zu haben und die fortschreitende Verfolgung seitens der Regierung, die auf die Unterdrückung und Vernichtung des Katholizismus lossteuert, scheint ihm die Notwendigkeit der Eintracht und des Zusammenschlusses aller Kräfte näher gebracht zu haben. Das geht auch schon aus der Antwort hervor, welche der französische Episkopat dem Heiligen Vater auf jene erste Enzyklika gegeben hat. Die Bischöfe konstatieren nicht nur ihre innigste Vereinigung mit dem Papste, sondern sie äußern auch ihre außerordentliche Freude über die Möglichkeit, daß sie jetzt als Episkopat zusammenkommen und auftreten können und daß die hundertjährige Vereinsamung, in der sie waren, ein Ende gefunden hat. Die Eintracht ist somit wenigstens angebahnt und so die Hoffnung auf Besserung gegeben. Nun ist der Episkopat wieder zur Beratung zusammengetreten und das Beste zu hoffen.

In der Tat müßten die Katholiken Frankreichs und insbesondere der Klerus mit völliger, unheilbarer Blindheit geschlagen sein, wenn sie jetzt nicht sehen würden, was die ganze Welt sieht und der Papst ihnen sagt und die Blockmänner selbst eingestehen, daß es auf die Vernichtung des Katholizismus als Religion in Frankreich abgesehen sei und daß sie somit wie ein Mann sich erheben und zusammenstehen

müssen, um zu retten, was zu retten ist. Da wäre es Torheit von Transigenz oder Intransigenz zu reden. Da es gilt die göttliche Verfassung der Kirche zu schützen, an deren Stelle eine rein bürgerliche mit Gesetzeszwang gebracht werden soll, ist die Haltung des Papstes und der Bischöfe von selbst gegeben. Was Ende des 18. Jahrhunderts mit der Zivilkonstitution des Klerus versucht worden, das soll in erweiterter und verschärfter Auflage jetzt mit den Kultusvereinigungen ins Werk gesetzt werden. Damals hat Pius VI. unter noch schwierigeren Verhältnissen das Non possumus gesprochen. Soll jetzt etwas anderes geschehen? Das Judentum und die Freimaurerei verfolgen nun einmal mit aller Zähigkeit ihren Weg, dessen Teilziele und Haltestellen sind: Entklerikalisierung, Entkirchlichung, Laisierung aller menschlichen Verhältnisse und Einrichtungen. Dass damit der Endstation, welche in der Entmenschlichung besteht, zugetrieben wird, befürmert sie so wenig wie die Mordbuben in Russland das Wehgeschrei ihrer armen zerfleischten Opfer, ja, sie glauben vielleicht, der Menschheit einen großen Dienst zu erweisen. Gerade deshalb muss die Kirche festbleiben und darf sie das Schifflein nicht steuerlos den Wogen der Revolution überlassen. Selbstverständlich ist überdies die Entwicklung der Dinge in Frankreich für die Kirche in den übrigen Ländern Europas nicht gleichgültig; denn davon ist wohl jedermann überzeugt, dass, wenn die Vernichtung der französischen Kirche gelingen sollte, das Zerstörungswerk sofort auch in den anderen Teilen der alten Welt noch mächtiger als bisher betrieben würde. Und wir wären gewiss nicht die letzten, über die der Sturm dahinbrausen würde. Der energische Anschlag dazu ist schon längst in der sogenannten Los von Rom-Bewegung, diesem Meisterstück politischer und sezierischer Heuchelei gemacht, die wir jedoch nach den bisherigen Erfahrungen, trotzdem bis jetzt 25 neue Pfarrgemeinden (10 in Böhmen, 6 in Steiermark, 4 in Niederösterreich, 3 in Mähren, je 1 in Kärnten und Oberösterreich) gegründet worden sind, weniger zu fürchten brauchen, als gewisse andere Erscheinungen, die mit Politik und Nationalität zusammenhängen. Was in dieser Hinsicht in einzelnen Königreichen und Ländern vor sich geht, das lässt das Schlimmste befürchten, sofern nicht baldige Einsicht und Umkehr platzgreifen. Auch Deutschland ist vor der religiösen Gefahr keineswegs sicher. Die „Frankfurter Zeitung“, welche in dieser Beziehung kompetent ist, verkündete in Nr. 168 d. J. die Trennung von Staat und Kirche als eine Aufgabe der nächsten Zukunft. Als der Deutsch-Israelitische Gemeindebund den „Entwurf eines Gesetzes über die Organisation der israelitischen Religionsgemeinschaft in Preußen“ versandte, schrieb sie:

„Der Deutsch-Israelitische Gemeindebund scheint die Zeichen der Zeit schlecht zu verstehen. Sie sagen jedem Kundigen deutlich genug, dass in allen Kulturländern Trennung von Staat und Kirche eine Aufgabe der nächsten Zukunft ist, soweit diese Trennung nicht schon durchgeführt ist, wie in Amerika und Frankreich. Wenn es für Deutschland nicht den Anschein hat, als könnte diese Forderung in nächster Zeit ver-

wirklich werden, so liegt das an historisch gewordenen Verhältnissen, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Gewiß werden aber unsere freiheitlichen Parteien nicht die Hand dazu bieten, um den schon vorhandenen Fesseln, die Staat und Kirche verknüpfen, eine neue hinzuzufügen."

Aehnlich schreiben die „M. N. N.“ in Nr. 238 in einem Nachwort zum Münchener Lehrertag:

„Wenn aber vielfach der Ansicht Ausdruck gegeben wird, — auch von einzelnen Rednern wurde dies getan —, die weltliche Schule werde schließlich doch einmal kommen, so geschieht dies im Hinblick auf die stetig fortschreitende Entwicklung im politischen und wirtschaftlichen Leben, im Hinblick auf die allgemeine kulturelle Fortentwicklung, die unaufhaltsam von der Einflussphäre der Kirche immer weiter abrückt und selbständige Wege wandelt. Auch bei uns werde, wie in Frankreich, die Trennung von Kirche und Staat einmal kommen, und dann werde die weltliche Schule in ihre Rechte treten trotz der Kraftanstrenzungen der Zentrumsparthei, wenn sie dann noch am Ruder sein sollte. Das die Meinung vieler. Wie die Verhältnisse indessen heute liegen, müssen wir dem Abgeordneten Schubert recht geben, wenn er sagt: „Unsere Zeit ist für solche Forderungen noch nicht reif genug!“ Dies hätten auch die Bremer Herren einsehen sollen, nachdem soeben ihre Anträge einhellig abgelehnt worden waren.“

Ob aber die Reife der Zeit nicht rasch sich vollziehen werde, steht dahin. Die Zunahme der Sozialdemokraten und des Unglaubens besonders in protestantischen Kreisen sprechen nicht unbedeutlich dafür. Überblickt man die große wie die kleine Literatur und achtet man weniger auf das ruhige Volksleben, so möchte man glauben, die Katastrophe stehe schon in nächster Nähe. Die Sucher einer neuen Religion, der Religion ohne Offenbarung, ohne Übernatürlichem, ohne Christus und Kirche, sind zahlreich und deren Schriften berückend und allverbreitet. Es gibt eine „Deutsche Liga für weltliche Schule und Moralunterricht“, als deren Ziel angegeben wird: „Befreiung der Schule von jeder kirchlichen Bevormundung und Erziehung des konfessionellen Religionsunterrichtes in der Schule durch Moralunterricht im Sinne einer gemeinsamen, menschenverbindenden Lebenskunde“. Diese Liga versendet von Charlottenburg aus Flugblätter, welche das angegebene Ziel fördern sollen. Den Konfessionen gegenüber treten sie sanft auf, betonen aber, daß dieselben samt und sonders beseitigt werden müssen, damit Friede und Eintracht unter den Menschen hergestellt werde. Das Christentum überhaupt wird mit einer Geringsschätzung behandelt, die unglaublich erscheint. Nach den Darstellungen dieser Literatur, die mit Wissenschaftlichkeit prunkt, hat es keinen Segen der Menschheit gebracht, den die Menschheit nicht schon vor seinem Entstehen gehabt hätte und der nachher besser ohne dasselbe gewesen wäre. Die intellektuellen und moralischen Fortschritte stellten sich ohne dasselbe ein. Was in der Bibel Brauchbares steht, ist den heidnischen Schriftstellern entnommen und Christus hat überhaupt keine neue Lehre in die Welt gebracht. Ein ehemaliger Kavallerieoffizier Oskar Michel hat ein umfangreiches Buch geschrieben, das jetzt in zweiter Auflage ausgegeben wird mit dem Titel: „Vorwärts

zu Christus, fort mit Paulus, deutsche Religion". Auf dem Titelblatt des Buches ist ein Drache zu sehen, den eine eisengepanzerte Faust zerdrückt. Der Drache ist Paulus. Michel will in seinem Buche das Giftgewürm Paulus, den religiösen und moralischen Brunnenvergifter totmachen, die Menschheit endlich und endgültig befreien von der juggestiven Macht dieses Ungeheuers. Es dreht einem das Herz im Leibe um, wenn man nur einige solcher Bücher, Zeitschriften und Flugschriften liest und sieht, daß mit allen Waffen der Entstellung und Verdrehung, die es gibt, Unglaube und Häresie gegen Religion und Kirche kämpfen. In Belgien, in der Schweiz zeigen sich die gleichen Strömungen, in Italien tagte am 29. und 30. Juni in Mailand der Kongreß der italienischen Freidenker, von etwa 200 Teilnehmern besucht, der nach Schaffung von Gesetzen rief, wie sie Frankreich hat. Und auch Spanien besitzt ein Ministerium, das kulturfälpferischen Geist zeigt. Kurz, wohin immer der Blick sich wendet, überall geht es gegen die katholische Kirche, ihre Einrichtungen und ihre Lehre, so daß einem das zaghaftes perimus der Apostel auf die Luppen kommen und trüber Pessimismus die Seele besfallen möchte. Aber trotzdem darf man nicht verzweifeln. Es gibt des Guten in der Welt noch ungeheuer viel. Die Streiter Gideons stehen überall auf dem Platze und sie werden eher mehr als weniger. Die Kirche Christi hat eigentlich noch nie irdisch-gute Zeiten gehabt, nicht selten schlechtere als jetzt. Siegreich hat sie alle Stürme bisher bestanden -- wohl unter schwerem Kreuz und bitteren Leiden -- und unüberwindlich steht sie da, weil auf ihrem Schild die göttliche Verheißung eingegraben ist: Die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen. Aber das entbindet niemanden von der strengen Verpflichtung, für die Kirche zu arbeiten und zu kämpfen, den kleinlichen häuslichen Hader zu lassen, und ehrlich und aufrichtig verbo et opere dem Stellvertreter Christi zu folgen. Geschähe das nicht, wie es leider in Frankreich nicht geschehen ist, so könnte freilich der Herr seinen Sturmwind auch über andere Völker und Nationen senden, damit die Tenne von der Spreu gereinigt werde. Vielfach werden jetzt in den Zeitungen und Zeitschriften die Ursachen, welche die französischen Zustände herbeigeführt haben, angegeben und erörtert, und es mag bei allen seine Richtigkeit haben, aber eine scheint uns gewöhnlich nicht genugsam hervorgehoben zu werden: Die nationale Selbstüberhebung. Wer seit Menschengedenken mit Franzosen, auch Geistlichen, zusammengekommen, der wird diese maßlose nationale Ueberhebung gesehen und gefühlt haben. Politisch hat dieser Stolz seine Demütigung bei Sedan gefunden, kirchlich im gegenwärtigen Trennungsgesetz. Sechsunddreißig Jahre haben noch nicht genügt, die politisch-militärische Niederlage wettzumachen, hoffentlich wird die kirchliche nicht so lange brauchen. Aber wie dem auch sei, möge Frankreich eine heilsame Lehre bilden für andere, und da möchten wir sagen: Gallia docet, oder vielmehr doceat!

England. 1. Das Schulgesetz hat seinen mühsamen Weg durch die Debatten des Unterhauses gemacht, ohne viel Wolle an den Dornen zu lassen. Alle Punkte, die ich in meiner letzten Chronik erwähnte, sind mit großer Majorität angenommen worden. Den Irlandern sei die gebührende Ehre gespendet, daß sie ihr bestes getan haben, die Bill zu hemmen, obwohl ihr bestes nicht gut genug war. Auch die Lords haben den Vorschlag in zweiter Lesung angenommen, doch mit Drohung, ihn wesentlich zu verändern, ehe er das hohe Haus verläßt. Am 23. Oktober fangen die Beratungen wieder an. Angefichts der allgemeinen Opposition im Lande und der Lauerheit im Ministerium selbst hofft man zuversichtlich, daß die Lords die Bill verwerfen werden.

So standen die Sachen, als die parlamentarischen Ferien anfingen. Und dann geschah etwas wunderbares, unerhörtes, unglaubliches. Was steht im Gesetze von 1902? Jeder Mann in England, vom ersten Minister bis zum letzten Schulmeister, jeder Politiker, sei er konservativ oder liberal, jeder Geistliche und Laie antwortet: die Regierung übernahm alle Schulen, zahlte die Lehrer aller Konfessionen für den Unterricht, den sie gaben. Was tadelte man daran? Daß der religiöse Unterricht auf Kosten der Steuerpflichtigen falle und daß die Lehrer aus der Religion geprüft werden müssen. Darum wurde das Volk aufgeheizt und die Regierung gestürzt und das neue Gesetz entworfen. Und jetzt stellt sich heraus, daß alle im Irrtum waren! Das Gesetz von 1902 legt den Verwaltungen nicht die Pflicht auf, für den religiösen Unterricht zu zahlen. Also besteht keine Romsteuer, keine Kirchensteuer, keine Prüfung. Der ganze Lärm ist grundlos und auch das neue Gesetz. Das hat der höchste Gerichtshof im Lande entschieden in einem Prozeß zwischen der Verwaltung und den Schulbehörden in einem Teile der Grafschaft Yorkshire. Die Verwaltung hatte von den Gehältern der Lehrer etwa 10% abgezogen unter dem Vorwande, daß sie für Religionsunterricht nichts zu zahlen habe. Die Lehrer klagten, gewannen ihren Prozeß in erster Instanz, verloren ihn aber in der zweiten. Es kam noch an das Herrenhaus appelliert werden -- aber das hat jetzt Ferien. Die Interpretation des Gesetzes durch den höchsten Gerichtshof ist bindend für alle. Das Resultat ist augenblicklicher Wirrwarr, aus dem sich keiner zu helfen weiß. Es läßt sich hoffen, daß die Lords sich die richterliche Entscheidung zu Herzen nehmen werden und die Bill, die grundlose, zwecklose Bill verwerfen werden. Das Gesetz von 1902 war recht im Geist, schlecht im Buchstaben: der Buchstab hat es getötet, wird der Geist es wieder beleben?

2. Die königliche Kommission, vor zwei Jahren eingesetzt, um über die religiösen Zustände in der anglikanischen Kirche zu berichten, hat ihre Arbeit vollendet und ihre Resultate veröffentlicht. Vorsitzender war der Erzbischof von Canterbury, die Mitglieder waren alle Männer, die allgemeines Zutrauen genossen, Zeugen

aller Stände und Parteien wurden gehört, alle Streitfragen in Lehre und Ritual wurden gründlich untersucht. Die gewissenhafte Arbeit hatte volle zwei Jahre gedauert und im Juni erschien der Bericht, von allen einstimmig unterzeichnet. Das Dokument ist zu lang, um es ganz zu zitieren; es genüge anzudeuten, daß dessen allgemeiner Ton den protestantischen Tendenzen der Anglikaner treu bleibt und den Neuerungen der Ritualisten oder Hochkirchlichen feindlich ist. Kleinere Innovationen, die bloß zur Verschönerung des Gottesdienstes beitragen, werden sanft behandelt; nicht so die katholisierenden Lehren, wie z. B. der Opfercharakter der Eucharistie (Messe), Anbetung des hochheiligen Sakramentes, Aufrufung der Mutter Gottes und der Heiligen. Zu diesen Lehren bekennen sich die meisten Ritualisten: die Kommission weist dieselben scharf zurück als unanglikanisch. Es ist vorauszusehen, daß die Vorkämpfer der katholisierenden Partei sich den Dekreten der Kommission nicht unterwerfen wird. Maßregeln werden getroffen, den Gehorsam und die Einformigkeit im protestantischen Sinne herzustellen. Es fängt hier jedenfalls ein neues Kapitel in der Geschichte der Nationalkirche an.

3. Auf katholischem Boden, besser in katholischen Köpfen, hat sich ein Verlangen nach ausländischer, katholischer Wissenschaft rege gemacht. Um es zu befriedigen, hat vor zwei Jahren der gelehrte Jesuit Thurston eine katholisch-theologische Bibliothek angefangen. Die Autoren sind, so viel ich weiß, alle Engländer; die Sammlung soll etwa 20 Bände von kleinem Formate haben und ist für „Gebildete“ bestimmt. Nur ein Band ist bis jetzt erschienen. Unterdessen fiel es einem anderen Manne ein, denselben Zweck durch Übersetzung der besten ausländischen Bücher zu erreichen. Der Einstall kam anfangs Mai; am Ende desselben Monates stand das Unternehmen schon auf festen Füßen. Verschiedene Bände sind schon im Druck; eine lange Serie steht in Aussicht. Von deutschen Autoren sind bis jetzt drei auf der Liste: P. Grisars Geschichte Romis und der Päpste im Mittelalter, Schells Christus (!) und Schotts Missale Romanum.

Battle, 20. August 1906.

J. Wilhelm.

Kurze Fragen und Mitteilungen.

I. (Vor- und Ehrenrechte der Geistlichen nach österreichischem Recht.) Benützte Literatur: 1. Schey, Dr. Josef Freiherr von, Das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für das Kaiserthum Österreich¹⁶, Wien, Manz 1899. 2. Das österreichische Strafgesetz¹⁸, Wien, Manz 1897. 3. Rieder, Dr. Franz, Handbuch der k. k. Verordnungen über geistliche Angelegenheiten für sämtliche Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, mit Ausnahme von Ungarn und Siebenbürgen. 3 Bände. Wien, Mayer & So., 1847. 4. Bachmann, Dr. Theodor, Lehrbuch des Kirchenrechtes mit Berücksichtigung der auf die kirchlichen Beziehungen bezug nehmenden österreichischen Gesetze und Verordnungen¹⁷. 2 Bände. Wien, Braumüller 1851. 5. Scherer, Dr. Rudolf Ritter von,

Handbuch des Kirchenrechtes. 2 Bände. Graz, Moser 1886. 6. Aichner, Dr. Simon, Compendium juris ecclesiastici ad usum Cleri⁶. Brüzen, Weger 1900. 7. Linzer „Theol.-praktische Quartalschrift“, Jahrgänge 1880, 1883, 1885, 1889, 1891, 1893, 1896. 8. Die Gejeze der römischen Kaiser über die Immunitäten des Klerus von Otto Grashof im Archiv für katholisches Kirchenrecht. 37. Band (1877), S. 256—293. 9. Riffel, Kaspar, Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielheim 1836. 10. Bellarmine, Franz Romulus Robert, Disputationes de controversiis christianae fidei adversus huius temporis haereticos. Venetiis, Joannes Malachinus 1721 (Im tom. II De exemptione clericorum disputatio cap. I. D.).

Wohl in allen Kulturstaaten werden den Tieren einer Religion gewisse Vor- und Ehrenrechte zuerkannt. Da braucht man nur die verschiedenen Rechtsbücher durchzublättern; insbesondere schützte die weltliche Gesetzgebung in christlichen Staaten die Kleriker gegen Gewalttätigkeiten. Wurde, wie Scherer in seinem Kirchenrecht¹⁾ sagt, der Klerikalstand als ein eigenberechtigter wie bevorrechteter vom christlichen Staat anerkannt, so erwuchsen im Lauf der Zeit dem Klerus ganz bedeutende Vorrechte und Freiheiten, die wir gemeiniglich „als geistliche Immunitäten in zeitlichen Dingen“ zusammenzufassen pflegen. Es sind I. das „Privilegium immunitatis personalis“, wonach der Klerus vom Militärdienste befreit war, ebenso von den übrigen persönlichen munera sordida²⁾; II. das privilegium fori des besonderen Gerichtsstandes und III. das privilegium competentiae.³⁾

Heute haben diese drei Privilegien ihre zivil- und staatsrechtliche Bedeutung mehr oder minder verloren; nur kümmerliche Überreste davon haben sich gerettet. Kreislich gilt gewiß auch hier das Sprichwort: „Jedes Ding hat zwei Seiten.“ Diese hervorragenden Staatsprivilegien haben zum Teil dazu beigetragen, daß durch Neid, Streitigkeiten, Mätschlichkeit u. s. w. vielfach der Laienstand der Kirche entfremdet wurde. Gleichwohl hält „die Kirche auch heute noch am Prinzip der Ziernlichkeit solcher staatlichen Vorrechte des Klerus fest“.⁴⁾

Wie gesagt, kümmerliche Überreste haben sich erhalten, zu denen einige Vorrechte getreten sind, die die moderne Rechtspflege einerseits, die Dienste, welche die Geistlichkeit heute dem Staaate leistet, andererseits mit sich brachten. Wir sind weit entfernt davon, durch Zusammenstellung der staatlichen Privilegien des Klerikalstandes diesem irgendwie das Gepräge einer eigenen Kaste aufdrücken zu wollen. Nein! Der Priester ist mitten aus dem Volke herausgenommen und soll mitten im Volke als geborener geistlicher Führer desselben für dasselbe alle seine Kräfte einsetzen! Es hat jedoch jeder Stand seine Rechte, die zu gebrauchen sein gutes Recht ist. Warum soll die Geistlichkeit — wir sprechen hier nicht speziell von der katho-

¹⁾ Scherer, Dr. Ritter Rudolf von, Handbuch des Kirchenrechtes, I. Bd., S. 397. — ²⁾ a. a. O. S. 399. — ³⁾ Für die allmähliche Entwicklung der geistlichen Immunitäten sei verwiesen auf Riffel, Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, S. 158 ff. und Grashof im Archiv f. k. Kirchenrecht, 37. Jahrg., S. 256 ff. — ⁴⁾ Scherer, Kirchenrecht S. 398.

lischen Geistlichkeit, die aufzuzählenden Vor- und Ehrenrechte kommen meist ununterschieden den Geistlichen sämtlicher anerkannten Kirchen und Religionsgenossenschaften zu — keine staatlichen Rechte und auch Privilegien besitzen, Privilegien, die dem Klerus als einem Intelligenzstande, vermöge seiner dem Staate zu leistenden und geleisteten Dienste und in Abetracht des Umstandes, daß dieselben historisch begründet sind, gebühren, zumal sogar bei den heidnischen Völkern die Priester sich besonderer Privilegien erfreuten?

An die Spitze stellen wir den Artikel 16 des zwischen Papst Pius IX. und Kaiser Franz Josef I. im Jahre 1855 abgeschlossenen Konkordates, in dem vom Kaiser versprochen wird, für die Aufrechthaltung der Ehrung der katholischen Kirche, ihrer Liturgie, Diener u. s. w. Sorge tragen zu wollen. Er lautet:

„Augustissimus imperator non patietur, ut ecclesia catholica eiusque fides, liturgia, institutiones sive verbis, sive factis, sive scriptis contemnatur aut ecclesiarum Antistites vel Ministri in exercendo munere suo pro custodiendâ praesertim fidei et morum doctrinâ et disciplinâ ecclesiae impediantur. Insuper efficax, si opus fuerit, auxilium praestabit, ut sententiae ab episcopis in clericos officiorum oblitos latae executioni demandentur. Desiderans praeterea, ut debitus juxta divina mandata sacris ministris honor servetur, non sinet quidquam fieri, quod dedecus eisdem afferre, aut eos in contemptum adducere possit, immo vero mandabit, ut omnes imperii sui magistratus et ipsis archiepiscopis seu episcopis et clero quacumque occasione reverentiam atque honorem eorum dignitati debitum exhibeant.“

Es folgen die Vor- und Ehrenrechte:

I. Das geistliche Kleid als solches darf nicht beschimpft oder verhöhnt werden. [Die Beschimpfung des Ornatcs der evangelischen Geistlichen ist nach Urteil des Deutschen Reichsgerichtes vom 11. März 1882, die Beschimpfung eines „Gebrauches“ der evangelischen Kirche im Sinne von § 166, R.-St.-G. (Entscheidungen des Reichsgerichtes in Strafsachen 6, 1882, 88—91); dies gilt selbstredend auch von der Amtstracht des katholischen Priesters. Cfr. Scherer, Handbuch des Kirchenrechtes, I. Bd. S. 434.]

II. Körperliche Verlegerungen der Geistlichen in oder wegen Ausübung ihres Berufes ziehen unter allen Umständen eine erhöhte Strafe nach sich. [§ 153 des Strafgesetzbuches: „Dieses Verbrechens (der schweren körperlichen Beschädigung aus § 152) macht sich auch derjenige schuldig, der... einen Geistlichen, einen Zeugen..., während sie in der Ausübung ihres Berufes begriffen sind, oder wegen derselben vorsätzlich an ihrem Körper beschädigt, wenn auch die Beschädigung nicht die im § 152 vorausgesetzte Beschaffenheit hat.“]

III. Bei Verhaftung und Festhaltung kathol. Geistlichen muß Rücksicht auf die Standesehrre genommen werden. (Also Wagen, wenn möglich Nachtzeit und dergleichen [Gesetz 7. Mai 1874 (R.-G.-Bl. 50) § 29.]

IV. An Sonn- und Feiertagen dürfen Geistliche weder vor die Gerichte noch vor politische Behörden geladen werden. [Hofdekret vom 17. März 1791, § 4, n. 3.]

V. Bei feierlichen Audienzen hat der Klerus den Vortritt vor dem Militär und der Beamenschaft. [Scherer a. a. L. S. 433 Ann. 20.]

VI. Geistliche können zur Uebernahme einer Vormundschaft oder Kuratel nicht verhalten werden. [B.-G.-B. §§ 195 und 281.]

VII. Geistliche können zu Geschworenen nicht bestimmt werden. [Ges. 23. Mai 1873 (R.-G.-Bl. 121) § 3, n. 3.]

VIII. Die in der Seelsorge definitiv angestellten Geistlichen¹⁾ haben ipso facto das aktive Wahlrecht und zwar vom Tage der Anstellung an.

IX. Geistliche haben das Recht, die Wahl in die Gemeindevertretung abzulehnen und können anderseits nicht zu Gemeindevorständen gewählt werden. Darin stimmen die provinziell verschiedenen Gemeindeordnungen überein. Cfr. Mayrhofer, Handbuch für den politischen Verwaltungsdienst, 2. 1880, 184 ff. bei Scherer S. 401 Ann. 41.

X. Was einem Geistlichen (in der Beichte)²⁾ oder sonst unter dem Siegel geistlicher Amtsverschwiegenheit anvertraut wird, ist unvergleichliches Amtsgeheimnis und kann er darüber nicht vernommen werden. [Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 (R.-G.-Bl. 119) § 151, 1.]

XI. Das sogenannte privilegium oder beneficium competentiae Kanzleidekrete vom 8. Juli 1791 und vom 13. November 1835, Gesetz vom 21. April 1882 (R.-G.-Bl. 123), wonach die Seelsorger und geistlichen Pfründner den in anderen öffentlichen Diensten stehenden Personen in der Weise gleichgiltt werden, daß nach § 1 nur ein Drittel ihres Dienstesinkommens in Execution gezogen werden kann und denselben jedenfalls ein Jahresbezug von 1600 K (nach § 2 den Defizienten ein Ruhegenuss von 1000 K) frei bleiben muß, (Vergleiche zur näheren Orientierung die Ausführungen des Prälaten Pinzger in der „Theol. prak. Quartalschrift“, 1883, 1. Heft, S. 239.

XII. Was die Verpflichtung auslangt, Soldaten in die Häuser aufzunehmen, schreibt Fürstbischof Dr. S. Aichner in seinem

¹⁾ Pfarrkooperatoren gehören zu den in der Ortsseelsorge bleibend verwendeten Geistlichen. [Entscheidung des I. K. Reichsgerichtes vom 24. Oktober 1879, Nr. 197.] Vgl. auch Quartalschrift 1880, S. 409 und 1885, S. 702. — ²⁾ Für das Beichtsiegel ist ein Staatsprivileg überflüssig, weil dasselbe ex iure naturali und ex iure positivo divino (saltem implicito) geboten ist. Cfr. Gury, Compendium theologiae Moralis² pag. 380.

Kompendium¹⁾: „Ab onere, milites in domos suas recipiendi liberantur a) Aedificia tum divino cultui dicata, tum curae infirmorum aliorumve indigentum destinata. b) Monasteria monialium, virorum vero nonnisi illae aedificii partes, in quibus iidem habitant. c) Tum animarum curatores, tum altioris gradus viri ecclesiastici confessionum receptarum, sed tantummodo quoad illa habitaculi spatia, quae ipsis stricte necessaria sunt sive ad inhabitandum sive ad functiones tum sacras tum officii sui peragendas.“ [Gesetz vom 11. Juni 1879 (R.-G.-Bl. 34) n. 93.]

XIII. In Amtssachen sind die geistlichen Ämter portofrei, das heißt, die Korrespondenz der geistlichen Ämter aller vom Staate anerkannten Konfessionen in allen ihren hierarchischen Abstufungen ist in Religions-, Ehe-, Schul- und sonstigen amtlichen Angelegenheiten von der Entrichtung der Portogebühr befreit. [Gesetz vom 2. Oktober 1905. Vgl. dazu Quartalschrift 1885, 1. H. S. 215; 1891, 4. H. S. 991; 1893, 1. H. S. 240; 1896, 1. H. S. 237 und 4. H. S. 1003.]

XIV. Vom allgemeinen Wehrgezege sind praktisch die Mitglieder des geistlichen Standes ausgenommen. [Gesetz vom 11. April 1889. Vgl. dazu den Aufsatz des Florianer Chorherrn Brandl in der Quartalschrift 1889, 4. H. S. 808—812.] Um das Wesentliche hiefür kurz zu wiederholen, sei angeführt der

§ 31: „Die Kandidaten des geistlichen Standes jeder gesetzlich anerkannten Kirche und Religionsgemeinschaft sind, wenn sie zur Zeit der Stellung in diesem Verhältnisse sich befinden und assentiert werden, über ihr Ansuchen in die Erfsatzreserve einzuteilen (§ 18a). Sie sind zur Fortsetzung der theologischen Studien im Frieden und im Kriege von jedem Präsenzdienste, von der militärischen Ausbildung, von den periodischen Waffenübungen und von den Kontrollversammlungen enthoben.“

Die gleiche Begünstigung wird außerdem zuerkannt:

a) Jenen, welche zur Zeit ihrer Einreihung (1. Oktober) entweder die theologischen Studien beginnen oder Novizen eines geistlichen Ordens sind.

Wie man sieht, sind diese Begünstigungen — dieselben machen auf Vollzähligkeit keinen Anspruch — nur noch ein schwaches Bild jener drei großen oben zitierten Privilegien, deren sich die Geistlichkeit im katholischen Mittelalter erfreute. Aber item — es sind Begünstigungen. Mir fehlt das Wissen und es paßt auch nicht tieher, auf den alten Streit der Theologen einzugehen, ob die Immunität des Klerus oder die staatlichen Klerikal-Privilegien unmittelbar, mittelbar oder überhaupt juris divini seien.²⁾ Um nochmals auf den schon in der Einleitung ausgesprochenen Gedanken zurückzukommen: Die Kirche hält an der Ziernlichkeit von Staatsprivilegien für ihre Diener nach wie vor fest, aber — schließe

¹⁾ I. c. pag. 246 seq. — ²⁾ Vgl. darüber Hergenröther, Dr. S., Katholische Kirche und christlicher Staat, 2, 1872, 760 ff., 837 ff. und Bellarmine, Robert im tom. II. cap. I D (de exemptione clericorum) seines Monumentalwerkes Disputationes de controversiis christiana fidei adversus huius temporis haereticos.

Dr. Aichner¹⁾: „Quotiescumque vi religionis fideique languescente inter gentes christianas contingit, ut huiusmodi privilegia, quae fundamentum habent in sensu religioso populi erga ecclesiam reverentiā, invidiam hominum potius quam commoda pro ecclesiā inferant; tunc sedes apostolica non rigide (praedictis) privilegiis insistere solet, sed tamen concedere non potest, ut prout libet, a sola potestate civili aboleantur.“

St. Florian.

Johann Chrys. Gspann.

II. (Die Missionstätigkeit des Kapuzinerordens.)

Seit den letzten 20 Jahren nahm die Missionstätigkeit des Kapuzinerordens einen gewaltigen Aufschwung. Betrug im Jahre 1886 die Zahl der Missionäre nur 408, so betrug sie am 1. Jänner 1. J. 834, und zwar 586 Priester und 248 Laienbrüder; die Zahl der Bekehrungen 272, im letzten Jahre aber 1202; die Zahl der Katholiken 158.976, im letzten Jahre aber 1.958.638. Demgemäß hat sich auch die Arbeitslast der Missionäre verdoppelt und verdreifacht. In dem den Kapuzinern zugewiesenen Missionsgebiet befinden sich 116.926.802 Un- oder Irrgläubige. Die Zahl der dem Kapuzinerorden vom Heiligen Stuhle angewiesenen Missionsdistrikte beträgt 35, nämlich 6 in Europa, 10 in Asien, 3 in Afrika, 13 in Amerika, 3 in Ozeanien. Den Patres unterstehen 284 Stationen, 469 Kirchen und Kapellen, 348 Bruderschaften, 386 Schulen, 336 Friedhöfe, 93 Krankenhäuser, 67 Waisenanstalten und 43 Kollegien zur Heranbildung von Missionären. Von ihrem segensreichen Wirken gibt Zeugnis die Tatsache, daß im letzten Jahre von den Patres 29.936 Predigten gehalten, 20.689 Schulkinder unterrichtet, 27.258 Taufen gespendet wurden. Die Zahl der Kommunikanten betrug 1.441.157, der Firmlinge 95.482, der Ehen 5410, der Begräbnisse 5813.

Ried i. J. (D.-De.). P. Franz Maria Biesenberger O. C.

III. (Statistik des Kapuzinerordens.)

Laut dem in der offiziellen Ordenszeitschrift „Analecta Ordinis Minorum Capuccinorum“ vol. XII., fasc. III. enthaltenen Ausweise zählte der Kapuzinerorden am 1. Jänner 1906 insgesamt 9970 Mitglieder, und zwar 4848 Priester, 1617 Profes-Kleriker, 331 Kleriker-Novizen, 3021 Laienbrüder und 163 Laiennovizen. Diese verteilen sich auf 57 Provinzen mit 713 Klöstern (557 Konvente und 156 Hospize). In Österreich befinden sich 8 Provinzen: die österreichisch-ungarische mit 13 Klöstern, 82 Patres, 22 Klerikern und 71 Laienbrüdern; die böhmisch-mährische mit 18 Konventen, 3 Hospizien und 55 Patres, 15 Klerikern und 59 Laienbrüdern; die galizische mit 7 Klöstern, 28 Patres, 12 Klerikern und 21 Laienbrüdern; die kroatische mit 3 Klöstern, 14 Patres, 7 Klerikern und 14 Laienbrüdern; die polnische mit 2 Konventen, 11 Patres, 1 Kleriker und 5 Laienbrüder; die steirische mit 13 Klöstern, 2 Hospizien, 74 Patres, 19 Klerikern und

¹⁾ Compendium j. e. pag. 244.

54 Laienbrüdern; die südtirolische mit 9 Novizien, 2 Hospizien, 106 Patres, 48 Klerikern, 54 Laienbrüdern; die nordtirolische mit 23 Novizien, 5 Hospizien mit 239 Patres, 57 Klerikern und 146 Laienbrüdern. An der Spitze des Ordens steht seit dem Jahre 1884 der hochwürdigste P. Bernhard von Andermatt (Schweiz). Unter seiner Regierung entwickelte sich der Orden trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse von Jahr zu Jahr zu immer höherer Blüte. Als Protektor des Ordens fungiert der in Österreich als ehemaliger Runtius in Wien wohlbekannte Kardinalbischof Antonius Aglardi. Die Zahl der den Kapuzinern unterstehenden Mitglieder des III. Ordens beträgt 865.874.

Nied. i. S.

P. Franz Maria Biesenberger O. C.

IV. (Dispensatio in voto.) Sophronius macht das Gelübde, entweder ins Kloster zu gehen oder in der Welt ewige Keuschheit zu bewahren. Infolge schwerer Gründe bittet er den Regularen P. Adalbertus um Dispens und erhält sie per commutationem: er solle, da es ihm in seinen Verhältnissen nicht schwer falle, monatlich die heiligen Sakramente empfangen und monatlich den ganzen Psalter (dreifachen Rosenkranz) einmal verrichten, u. zw. beides durch 7 Jahre. — Ist dies in der Ordnung? Ja. Denn: 1. Das Gelübde ist nicht reserviert, weil nicht auf etwas ganz Bestimmtes abgelegt; ferner, weil der Ausdruck: „Kloster“ auch eine Kongregation bezeichnen kann. (Auch wenn ein Institut mit feierlicher Profess gemeint ist, aber bloß gelobt wurde, „seinen Beruf zu versuchen“, ist das Gelübde nicht reserviert.) 2. falls P. Adalbert in einem Institut ist, das die Privilegien der Mendicantes besitzt z. B. Jesuit, Redemptorist, so hat er ex commissione superiorum so lange er nicht säkularisiert ist die Dispensgewalt; 3. daß aber in vorliegendem Falle nicht förmlich dispensiert, sondern kommutiert wurde, ist gerechtfertigt, da es ein besonders ausgezeichnetes Werk war, das gelobt wurde; 4. das aufgelegte Werk ist (supposita Sophronii opportunitate) nicht zu groß und nicht zu leicht, der Zeitraum von 7 Jahren entschieden kongruent; 5. die „commissio superiorum“ braucht er nicht ausdrücklich zu erhalten, sie ist wohl ex usu implicite da im Willen der Obern, daß er Beicht höre; 6. er kann auch extra confessionem dispensieren.

Wien.

P. Honorius Nett O. F. Min.

V. (10jährige Besitzdauer eines Vermögens zur Bemessung des Gebührenäquivalentes.) Eine Anstalt verlangte, daß bei ihrem Bekenntnis am 1. Jänner 1901 alle jene Vermögensstücke auszuscheiden seien, die noch nicht 10 Jahre in ihrem Besitz sind. Das Finanz-Ministerium entschied aber, daß nur jene Werteffekten auszuscheiden seien, bei deren Erwerb eine Prozentualgebühr bezahlt wurde. Der Verwaltungsgerichtshof hob aber mit dem Erkenntnis vom 31. Dezember 1904, Z. 13.929, diese Rechtsanschauung als ungeseztlich auf, nach welcher die nicht im Wege formeller Schenkung oder des Erbganges erworbenen Bestandteile des beweglichen Vermögens ohne jede Rücksicht auf die vorausgegangene Besitzdauer dem Gebührenäquivalente zu unterziehen sind. Also

auch Erwerbungen durch Ankauf von Wertpapieren aus Zinsenertrag oder Schenkungen ad manus u. dgl. verfallen erst nach 10jährigem Besitz der Besteuerung mit dem Gebührenäquivalenten. Ant. Pinzger.

VI. (10jähriger freiwilliger Aufenthalt in einem Kloster begründet die Gemeindezugehörigkeit.) Anna S. hatte sich schon mehr als 10 Jahre bei den Schützlingen in Baumgartenberg in Aufenthalt befinden. Als sie dann in ein Irrenhaus kam, wurde die Aufnahme in den Gemeindeverband Baumgartenberg beansprucht. Die Gemeinde wehrte sich dagegen, da sie in dieser Zeit polizeilich nicht angemeldet und in Baumgartenberg also unbekannt war. Zudem sei die Anna S. zuerst als Büßerin, Korrigendin und später als Nonne in Baumgartenberg untergebracht worden und kann daher ihr Aufenthalt nicht als freiwilliger im Sinne des § 2 des Heimatsgesetzes angesehen werden. Der Verwaltungsgerichtshof fand aber in seinem Erkenntnis vom 4. Jänner 1906, Z. 27, die bezügliche Beschwerde im Gesetz nicht begründet. Der § 2 des Gesetzes vom 5. Dezember 1896 stellt zur Aufnahme in den Gemeindeverband nach 10jährigem, ununterbrochenen Aufenthalt nicht zur Bedingung, daß während desselben den bestehenden Meldevorschriften entsprochen wurde. Hierzu kommt, daß Anna S. freiwillig im Kloster blieb, ohne die Ordensmitgliedschaft erlangt zu haben und daß es ihr jederzeit frei stand, das Kloster zu verlassen. Nach den geprüften Erhebungen war aber auch niemals eine behördliche Verfügung wegen Abgabe der Anna S. in eine Besserungsanstalt getroffen worden und erscheint die freiwilligkeit des Aufenthaltes in Baumgartenberg evident. — A. P.

VII. (Für 10jährige Erteilung des Religionsunterrichtes eine besondere Remuneration.) Nach § 10, 11, 14 des niederösterreichischen Landesgesetzes vom 25. Dezember 1904 werden die für die klassenweise Erteilung des Religionsunterrichtes zu gewährenden Jahresremunerationen der Religionslehrer nach einer im öffentlichen Schuldienst zugebrachten zehnjährigen ununterbrochenen und zufriedenstellenden Dienstleistung um je 10 Kronen für jede wöchentliche Unterrichtsstunde erhöht, was zur Voraussetzung hat, daß eine solche Dienstleistung entsprechend nachgewiesen werden kann. Die Erhöhung ist im Wege des Bezirksschulrates zu effektuieren. — A. P.

VIII. (Wachskerzen für den Altar.) Im Linzer Diözesanblatt berichtet ein Fachmann, daß er 56 Proben von Altarkerzen auf deren Reinheit untersucht habe, wovon 43 Muster verschürt und nur 13 Muster als zulässig erkannt wurden. Von letzteren waren 7 vollkommen rein, während 6 doch mehr als 90% Wachs enthielten. Von den 43 Mustern war bei einem gar kein Wachs, bei den andern 7 bis hinauf zu 88% Wachs enthalten. Die Zusätze bestanden aus Stearin, Ceresin und Paraffin in verschiedenen Mengenverhältnissen; auch wurde konstatiert, daß zur Täuschung die äußeren Schichten mehr Wachs enthielten als die inneren. Es erscheint angezeigt, daß nur solche Altarkerzen angenommen werden, über welche der Vieferant einen Garantieschein aussellt, auf Grund dessen er eventuell ge-

klagt werden könnte. Eine verlässliche Prüfung könnte man durch die städtische Lebensmittel-Untersuchungsstation erlangen.

A. P.

IX. (Verwendung der Ertragsüber schüsse aus dem Kirchenvermögen zur Pfarrdotation.) Zur Kongrua des Pfarrers in Plaunau wurde der abgängige Betrag per 318 Kronen aus den Ueberschüssen der Filiale Zabanos genommen. Die dagegen erhobene Beschwerde wurde vom Verwaltungsgerichtshof mit Erkenntnis vom 17. November 1904, Z. 12.119, abgewiesen und zwar unter Berufung auf § 54 des Gesetzes vom 7. Mai 1874. Hier nach können die Ueberschüsse, welche aus den Renteen des kirchlichen Vermögens durch eine längere Reihe von Jahren in Ersparung gebracht werden, zu anderen kirchlichen Zwecken, zu welchen auch die Dotation des Seelsorgers gehört, verwendet werden. Allerdings heißt es auch im Gesetze, daß eine solche Heranziehung des Kirchenvermögens zulässig sei, wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß das betreffende Vermögen zu dem damit gewidmeten kirchlichen Zwecke nicht vollständig benötigt wird. Die Beschwerde behauptet nun, daß diese „Sicherheit“ im Hinblick auf den Neubau der Pfarrkirche und Errichtung einer neuen Pfarre, wo das Vermögen der Filiale Zabanos in besonderer Weise in Anspruch genommen wird, nicht mehr vorhanden sei, dem wurde entgegnet, daß, sobald das Vorhandensein von Ueberschüssen, welche durch eine längere Reihe von Jahren sich ergaben, feststeht, die verlangte „Sicherheit“ angenommen werden kann, da bei dem Mangel von Bestimmungen über die Bedingung der Sicherheit der staatlichen Kultusverwaltung ein freies Ermeessen zukommt. In einem weiteren Erkenntnis vom 17. November 1904, Z. 12.120, daß unter einer „längerem Reihe von Jahren“, nach welchem der Durchschnitt für Einkommenüber schüsse des Kirchenvermögens zum Zwecke der Verwendung für die Dotation berechnet wird, auch ein bloß dreijähriger Zeitraum inbegriffen ist. Denn drei Jahre umfassen mehr als zwei Jahre, der kürzesten Zeit von Jahren, also sind drei Jahre eine „längere Reihe von Jahren“. Die Schlussfolgerung dieser staatlichen Entscheidungen ist wohl die, das vorhandene Geld fleißig zu verwenden zur Aufbesserung der Kirchenbediensteten, zur Renovierung, Errichtung von Fonden für bestimmte Kirchenzwecke (Altar, Glocken, Orgel u. dgl.)

A. P.

X. (Heldkapellen-Errichtung.) Wenn eine Heldkapelle benediciert werden soll, so muß ein Plan dem Ordinariate vorgelegt und ein Revers ausgestellt werden, daß die Kapelle stets unter der Jurisdiktion des Ortspfarrers stehe, daß darin kein Opferstock errichtet und daß für die Erhaltung Sorge getragen werde. Die Jurisdiktion des Pfarrers erstreckt sich hauptsächlich auf die Anbringung anständiger Bilder und Fernehaltung ungeziemender Ausschmückung oder sonstigen Missbraches. Was aber die Erhaltung betrifft, so kann hiefür beim Pfarramte eine Obligation, mindestens 100 Kronen, erlegt oder eine Verpflichtungsurkunde ausgestellt werden behufs Intabulation der Erhaltungsservitut bei der betreffenden Realität. Eine solche lautet z. B.:

„Zu meinem Hause Nr. 10 in Ramling in der Katastralgemeinde Kasten gehört die auf meinem Grunde, Parzelle 34, stehende von mir erbaute Kapelle und verpflichte ich mich, für mich und meine Besitznachfolger im Hause die Zustandshaltung dieser Kapelle für immerwährende Zeiten aus Eigenem zu tragen. Zur Sicherheit dieser Verpflichtung bestimme ich einen Haftungsbetrag per 100 Kronen und verpfände hierfür meine obgenannte Realität und bewillige ich die Einverleibung des Pfandrechtes ob des Haftungs betrages per 100 Kronen für die Zustand- und Herhaltung der Feldkapelle bei obiger Realität zugunsten der Pfarrkirche Baumgarten.“ (Datum, legalisierte Unterschrift, Intabulationsklausel.)

Diese Urkunde ist im Pfarrhause zu hinterlegen und eine Abschrift davon beim Besitzer der Realität.

A. P.

XI. (Portofreiheit amtlicher Berichte auf Erlagscheinen.) Bei Inanspruchnahme der Portofreiheit müssen die Erlagscheine auf der Rückseite mit der im Artikel V des Gesetzes vom 2. Oktober 1865 vorgeschriebenen Bezeichnung (Portofreie Dienstfache und N exh.) versehen sein. Es kann demnach bei Einsendung offizieller Gelder an das bischöfliche Ordinariat oder an die Dekanatsämter die Bestimmung der angewiesenen Geldsumme auf der Rückseite des Erlagscheines unter Beifügung der vorgeschriebenen amtlichen Bezeichnung portofrei kurz angegeben werden. Sonst sind bekanntlich 5 Heller für die schriftliche Mitteilung auf den Erlagscheinen zu entrichten.

A. P.

XII. (Erklärung von Gen. 3, 14.) „Es sprach Jahve Elohim zur Schlange: Weil du dies getan, sollst du verflucht sein unter allem Vieh und allem Getier des Feldes. Auf deinem Bauche sollst du kriechen und Staub fressen alle Tage deines Lebens.“ „Unter allem zahmen und wilden Getier“ zwingt, Gen. 3, 14 auf die Schlange als Tier zu beziehen. Das Schlangentier trifft der Fluch Jahves: „In ihrem Sein geschändet, mit Recht verflucht sie die Schlange“¹⁾. Als Folge des göttlichen Fluches wird genannt, daß die Schlange auf dem Bauche kriechen und Staub fressen werde alle Tage ihres Lebens. Aus den Worten: „Auf deinem Bauche sollst du kriechen“ haben manche geschlossen, daß die Schlange vordem auf andere Weise sich bewegte.²⁾ Das folgende: „und Staub sollst du fressen alle Tage deines Lebens“ hat man dahin erklärt, dies sei nicht so zu verstehen, als ob die Schlange sich vom Staube förmlich nähren würde, sondern sie müsse gelegentlich solchen mitverschlucken, wenn sie sich mit dem Mäule am Boden hinbewege. — Begegnen uns in der Bibel keine Stellen, die Licht ausgießen über Gen. 3, 14?

In Ps. 71, 9, bei Ps. 49, 23 und Mich. 7, 17 bedeutet die Redensart *terram lingere* (תְּלַכֵּד) besiegt, unterworfen, verdemütigt werden. In der zuletzt genannten Stelle findet sich ferner beigefügt: *sicut serpentes*.

¹⁾ J. Milton. Das verlorene Paradies. 10. Ges., V. 168 f. — ²⁾ Wir begnügen uns, nachstehende Verse aus Ed. Blatthys *Weltenmorgen* (2. und 3. Aufl., Freiburg i. B., 1903, S. 220) anzuführen:

„O armer Drache! Deine kurzen Füße,
Und die dran hängen, deine Flatterflügel
Verlierst du: auf dem Bauche mußt du kriechen
Und Erde fressen wie ein Wurm — das wurmt dich! —“

Zollen uns das nicht Ringerzeige sein, mit terram comedere in Gen. 3, 14 einen ähnlichen Sinn zu verbinden? Auch im Assyrischen besagt Staub fressen soviel als gedemütiigt, zu schanden, ehrlos werden.¹⁾ Nehmen wir aber terram comedere im übertragenen Sinn, so können wir wegen des parallelismus membrorum auch das vorhergehende Glied nicht mehr buchstäblich auffassen. Unsere Stelle will dann sagen: Das auf dem Bauche kriechen und das Staubbessen, das du bisher physisch getan, soll von nun an auch noch in einem anderen Sinne dir zukommen: Du sollst ein Gegenstand tiefster Verachtung und Verabschebung sein.

Linz.

Dr. Fruhstorfer.

XIII. (Die Beobachtung des 6. Gebotes vom ärztlichen Standpunkte aus dringend empfohlen.) Die volkstümliche Monatschrift „Gesundheitslehre“, redigiert von Dr. Heinrich Kantor, Warnsdorf, brachte in der Nummer 12 vom 1. März 1906, Seite 198, einen höchst bemerkenswerten Artikel aus der Feder Dr. Kranichs von Münster. Es sind „Briefe eines Vaters und Arztes an seinen Sohn.“ Unter anderem äußert sich der doctor medicinae also:

„Ausschweifungen auf geschlechtlichem Gebiete sind nach allen Richtungen äußerst nachteilig. Ihnen zumeist dankt eine große Zahl unserer Männer ihr frühzeitiges Siechtum, ihre Unfähigkeit, ihrem Beruf in unverminderter Kraft bis über die Vollkraft menschlicher Jahre hinans zu obliegen. Die Enthaltsamkeit, die das weibliche Geschlecht schon um seiner äußeren Ehre willen üben muß und kann, soll und kann auch der Mann beobachten. Ja, nach dem heutigen Stande ärztlichen Wissens ist der Mann dazu sogar bei seiner inneren Ehre schon um deswillen verpflichtet, weil er selbst bei äußerlicher Gesundheit doch Krankheiten, die die ganze Familie unglücklich machen müssen, übertragen kann. Es muß deshalb nicht bloß vom moralisch-sittlichen, sondern auch vom ärztlich-wissenschaftlichen Standpunkt durchaus gefordert werden, daß außerehelich auch der Mann geschlechtliche Enthaltsamkeit übe. Zeichne dich also auch in diesem Punkt vor anderen aus und verhindere durch den Ernst und die Unbengsamkeit deiner Grundsätze jede Versuchung, dich wankend zu machen und dadurch deine und deiner nachkommenen Familie Zukunft in Frage zu stellen. In der Stellung zu diesen Fragen dir gegenüber wirst du auch stets den wahren Freund erkennen. Ist er auch anderen Sinnen als du, so wird er doch niemals als Versucher an dich herantreten, sondern deine einmal ausgesprochenen Grundsätze der Enthaltsamkeit nur ehren und billigen und selbst für dich eintreten, wenn andere auf unzarte oder witzelnde Weise deine Grundsätze zu untergraben versuchen.“

Als oberster Grundsatz im Verkehr mit dem andern Geschlecht muß dir stets gelten, auch in seinen Gliedern vorab den Mitmenschen zu erkennen, nicht aber in jedem Weibe nur das Weib zu sehen. Es ist entwürdigend für Mann und Weib, nicht nach dem geistigen Gehalte zu werten und gewertet zu werden. Bist du aber einmal im

¹⁾ B. Zapletal, Alttestamentliches. Freiburg (Schweiz) 1903, S. 18.

Begriffe, von diesem Wege abzuweichen, so frage dich stets, was deine Mutter dazu sagen würde! Die ehrliche Antwort auf diese Frage wird dir dein Verhalten in unzweifelhafter Weise vorschreiben: Wilst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an."

Diese wahrhaft goldenen Worte aus der Feder eines Laien verdienen es wohl, vom hochwürdigen Zeelsorgklerus möglichst verbreitet zu werden, namentlich bei der heraureichenden Jugend. Der Nachmann auf ärztlichem Gebiete läßt also die Pflege der „gesunden Sinnlichkeit“ nicht gelten.

Mautern.

Dr. Josef Höller C. Ss. R.

XIV. (Luther oder Lüder?) Jüngst wurde mitgeteilt, daß der Maurerpolier J. Baumgärtner aus Burgoberbach Dr. Martin Luther und seine Lehre ein „Lüder“ genannt habe und deshalb zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt sei. Im Anschluß an diese Mitteilung dürfte es vielleicht interessieren, zu erfahren, daß der Name „Lüder“ ursprünglich Luthers Familienname gewesen ist. Denn Luther selbst unterzeichnet seine Briefe des öfteren neben Luther und Lutherus auch mit Lüder, so die Schreiben an: den Prior A. Lohr vom 16. Juni 1514 Enders Briefwechsel Luthers I, 19; Spalatin vom 26. Dezember 1515 (End. I, 27), 24. August und 19. Oktober 1516 (End. I, 47, 65); 3. April 1517 (End. I, 94; Michael Tressel vom 22. Juni und 25. September 1516 (End. I, 44 53); Lang vom 6. August und 4. September 1517 (End. I, 104 und 107); Stampitz vom 13. Dezember 1518 (End. I, 320). Auch in dem Briefwechsel Scheurl's, eines Rechtsgelehrten in Nürnberg, mit Luther redet nach der „Mitteld. Volksztg.“ jener diesen mit Lüder an und unterzeichnet Luther mit Martin Lüder, so in den Briefen vom: 2. Jänner, 27. Jänner, 1. April, 6. Mai, 30. September 1517 (End. I, 79, 84, 92, 98, 112, 119, 110). Einmal im Schreiben an Spalatin vom 8. Juni 1516 (End. I, 41) lesen wir als Unterschrift Luther. Auch ein allerdings unrichtig in das Jahr 1519 datierter Brief an Spalatin (End. I, 288) trägt die Unterschrift Lüder. Eck nennt ferner in seinem Briefe an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen vom 8. Nov. 1519 (End. I, 227) Luther Lüdder. Nach Humanisten Weise verwandelt Luther seinen Namen des öfteren auch in Eleutherius, so zuerst im Schreiben an Spalatin vom 11. Nov. 1517 (End. I, 122) oder in Cluther (End. I, 178). Als Ludher ist, wie Köstlin (Martin Luther 1875, I, 21) schreibt, Luther bei der Erfurter Universität inskribiert, als er Student wurde. Und die Möhraer Geschlechtsgenossen Luthers schrieben ihren Namen bis Anfang des 17. Jahrhunderts als Lüder, Lüder, Lüder. Der heutige Ausdruck „Lüder“ trägt ohne Zweifel etwas Beschimpfendes an sich, und wenn jener Maurerpolier mit diesem Ausdruck den sogenannten Reformator und seine Lehre hat beschimpfen wollen, so verdient dies eine scharfe Verurteilung, weil dadurch die religiösen Gefüle der Protestanten verletzt werden müßten.

Pränumerations-Einladung pro 1907.

Mit dem Jahre 1907 beginnt die „Theol.-prakt. Quartalschrift“ ihren **Sechzigsten** Jahrgang. Die Redaktion glaubt bisher mit aller Gewissenhaftigkeit den Anforderungen nachgekommen zu sein, welche an eine theologisch-praktische Quartalschrift mit Recht gestellt werden können. Sie hat die **praktischen** Bedürfnisse fest im Auge gehalten und will mit Gottes Hilfe den Titel der Zeitschrift „praktisch“ immer treuer zur Geltung bringen, und zwar mit möglichster Berücksichtigung der eigenartigen Verhältnisse der verschiedenen Länder, wenn sie auch nicht erkennen kann, daß gerade dieses Feld, welches sie mutig betreten hat und nimmer verlassen will, ein schwieriges und durch die örtlichen Verschiedenheiten besonders erschwertes ist. Bei der vorzugsweise praktischen Tendenz sind jedoch auch hervorragende, zeitgemäße, wissenschaftliche Abhandlungen durchaus nicht ausgeschlossen, wie wir sie auch im laufenden Jahre gebracht haben. Ebendaselbe wollen wir auch für den nächsten Jahrgang versprechen, wenn uns das gleiche Wohlwollen der Pl. Tit. Herren Abnehmer hiezu in den Stand setzt.

Die Redaktion erachtet es als ihre vornehmste Pflicht, beim Schlusse des Jahrganges allen Pl. Tit. verehrten Herren Mitarbeitern ihren wärmsten Dank auszusprechen und um ihre fernere Mithilfe zu bitten.

Zugleich beehrt sich die Redaktion alle Pl. Tit. Herren Pränumeranten zur **recht baldigen Erneuerung der Prämumeration** mit dem Bemerkung ergebenst einzuladen, daß das **1. Heft noch vor Weihnachten I. J. erscheinen** wird.

Man pränumeriert auf die Quartalschrift am einfachsten mittelst Postanweisung unter der Adresse: **An die Redaktion der Quartalschrift in Linz, Herrenstraße Nr. 37.**

Die Redaktion ist zugleich Administration und Expedition der Quartalschrift. Auch die Postämter des Auslandes und alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Der **Preis** für den Jahrgang ist bei direkter Zusendung der einzelnen Hefte durch die Post von Seite der Redaktion für die Herren Abnehmer **7 Kronen oder 6 Mark 48 Pfennige** (mittelst Postauftrag 7 Mark) oder **8 Franks 75 Centimes oder 1 $\frac{3}{4}$ Dollar**. Auch im Wege des Buchhandels kostet die Zeitschrift dasselbe.

Adressänderungen wollen sofort angezeigt werden.

Ergebenst zeichnet

Die Redaktion.

Linz a. d. D., den 1. Oktober 1906.

Inserate.

Ein neuer Band der Heilsorger-Praxis:

Hilling, Dr. N., Univ.-Prof. Die römische Kurie.

Ein kurzes Handbuch für die Kenntnis der gegenwärtigen Verfassung und ein kanonistischer Führer für den praktischen Verkehr mit den obersten Behörden in Rom. XII u. 324 Seiten. Geb. in Taschenformat M. 1.80 = K 2.16.

Was der Verfasser während seines längeren Aufenthalts in der ewigen Stadt durch persönlichen Verkehr mit den römischen Behörden kennen lernte, hat er zu dem vorstehenden Werkchen über die römische Kurie verarbeitet.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Im Verlage von J. P. Bachem in Köln ist soeben erschienen:

Legenden-Studien

von Dr. H. Günter

a. o. Professor der Geschichte an der Universität Tübingen.
Geheftet M. 3.60 = K 4.32. Gebunden M. 4.50 = K 5.40.

Grosses Aufsehen erregte Professor Dr. Günter auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft im Oktober 1905 zu München durch einen Vortrag über Legendenbildung.

Lebhafte Diskussion entspann sich an diesen Vortrag, und allseitig wurde der Wunsch ausgesprochen, Professor Dr. Günter möge den Vortrag ausarbeiten, mit wissenschaftlichem Apparat ausstatten und möglichst bald der Öffentlichkeit übergeben. Diesem Wunsche hat Professor Dr. Günter durch vorliegendes Buch entsprochen.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

In allen Buchhandlungen ist vorrätig die soeben erschienene dreizehnte, von der hl. Abläffkongregation approbierte und als authentisch anerkannte Auflage von:

Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch.

Handbuch für Geistliche und Laien,
nach den neuesten Entscheidungen und Bewilligungen der heil. Abläffkongregation bearbeitet von

P. Franz Behringer S. J.

Konsulter der hl. Kongregation der Ablässe.

XXIII u. 859 Seiten nebst Formularen IV u. 64 Seiten.
Broßl. M. 7.40 = K 8.88, gebunden in 2 Teilen M. 9.80 = K 11.76.

Das als vortreffliches Nachschlagewerk eingebürgerte Buch ist die einzige vollkommen zuverlässige Sammlung der Ablässe, weil sie genauest mit der offiziellen römischen Recolte übereinstimmt.

Soeben sind erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das Erbrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches in seinen wichtigsten Bestimmungen unter kurzem Hinweis auf sein Verhältnis zum natürlichen und kirchlichen Rechte. Von Professor Dr. J. Behringer. 8°. 124 S. M. 1.—.

Das Weihwasser und seine Bedeutung für den katholischen Christen. Von P. H. Theiler (O. Cist.). Mit oberhirtl. Genehmigung. 8°. 40 S. 60 Pf.

Hauschatz-Bibliothek. 7. Bändchen. — Im Lande der Samurai. Roman aus der Geschichte des modernen Japan. — Das Kreuz im Osten. Episode aus dem russisch-japanischen Kriege. Von A. Hruščka. 12°. (258 u. 52 S.) M. 1.50, in Leinwandband M. 2.—.

Konrad von Megenberg Traktat „De limitibus parochiarum civitatis Ratisbonensis“. Ein Beitrag zur Geschichte des Pfarrinstituts aus dem 14. Jahrh. Kritisch untersucht und herausgegeben von Dr. Ph. Schneider. 8°. 176 S. M. 2.80, in Halbfanzband M. 3.60.

Praxis solemnium functionum Episcoporum cum appendicibus pro Abbatibus mitratis et Protonotariis Apostolicis juxta ritum Romanum. Ed. B. Favrin. Gr. 8°. 152 S. M. 2.80, in Halbfanzband M. 3.60.

In 3., sehr vermehrter Ausgabe:

Die römischen Katakomben. Von Dr. A. Weber. Mit vielen Abbildungen. 8°. 208 S. M. 2.—, in Leinwandband M. 3.—.

Verlag von **Friedrich Pustet** in **Regensburg**.

M. 1.— = 1.20 K. Oe. W. = 1.25 Fr.

Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz.

Neuigkeiten unseres Verlages:

Riedl, Sonntags-Predigten. Fünfte Auflage. K 3.60.

„ **Gelegenheits-Predigten.** Vierte Auflage. K 4.—.

Schwillinsky, Christenlehr-Predigten:

Erster Band, zweite Aufl., (Vom Glauben). K 3.60.

Zweiter Band, zweite Aufl., (Hoffnung u. Liebe). K 3.60.

Weinhofer, Predigten über das allerheiligste Altarsakrament. K 2.80.

In den nächsten Wochen erscheinen:

Horáček, Religiöse Vorträge für die reifere Jugend. Dritter Zyklus. K 4.—.

Erzählungen für Jugend und Volk:

Band 12. Groner, Aus vergangenen Tagen. Fünf Erzählungen aus verschiedenen Jahrhunderten. Gebunden K 2.—.

Band 13. Thetter, Die sieben Schwaben. Erzählung aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. K 2.—.

Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kempten und München.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Novitäten und Neuauflagen:

Ceremoniale für Priester, Leviten, Ministranten und Sänger von Dr. Andr. Schmid, Direktor des Georgianums in München, o. ö. Univ.-Prof., erzbischöf. geistl. Rat. Dritte, vermehrte Auflage. Gr. 8°. XX und 476 S. Mit 150 Illustrationen. Preis: brosch. M. 6.— = K 7.20, in Halbfarz geb. M. 8.— = K 9.60.

Die neue Auflage dieses bewährten rubrizistischen Handbuches ist nach Inhalt und Ausstattung vollständig und gründlich umgestaltet. Inhaltlich ist vor allem zu bemerken, daß sämtliche Titate nach der jüngsten offiziellen Revision der Decrete der Ritencongregation eingefügt und numeriert sind, so daß das Buch nach jeder Hinsicht dem neuesten Stand der Rubrizistik entspricht. Auch stofflich ist eine bedeutende Erweiterung eingetreten. Neuerlich präsentiert sich das Buch in größerem Formate als die älteren Auflagen und mit 150 Textillustrationen auf Kunstdruckpapier, wie sie andere Werke auf diesem Gebiete nicht aufweisen. Wir zweiheln nicht, daß das Werk in seiner neuen Gestalt namentlich in den Priesterseminaren freudige Aufnahme finden wird. Das Buch wird aber auch sicher noch Priester, die in der Praxis stehen, interessieren, da es gleichzeitige in nie versagendes Nachschlagewerk in rubrizistisch-liturgischen Fragen bildet.

Gottesflammen. Nachgelassene eucharistische Predigten von Josef Raphael Kröll. 8°. 368 S. Preis: brosch. M. 3.— = K 3.60.

Krölls Predigten zeichnen sich durch Kraft, Originalität und Fülle der Gedanken, wie durch schwungvollen Ausdruck aus. Geistlichen, die sich fortwählig auf ihre Predigten vorbereiten, werden Krölls Angelreden Stoff und Anregung in reichem Maße bieten. Die homiletische Literatur über die hl. Eucharistie ist außerdem nicht stark vertreten, so daß eine vorzügliche Predigtsammlung gerade über dieses Thema auf gute Aufnahme rechnen darf.

Geistliche Sonnenblume. Ein Gebetbuch. Mit bischöflicher Approbation. Dritte Auflage. 8°. 264 S. Preis: M. 1.80 = K 2.16.

Ein alteingesührtes, namentlich in klösterlichen Instituten sehr beliebtes Gebet- und Be- trachtungsbuch.

Ausgeführte Katechesen über die katholische Sittenlehre. Bearbeitet von Heinr. Stieglitz, Stadtpräparatör in München. Mit bischöflicher Approbation. Dritte, verbesserte Auflage. 8°. Birka 27 Bogen. Preis: brosch. M. 3.— = K 3.60, in Leinwand geb. M. 3.60 = K 4.32.

Ausgeführte Katechesen über die katholische Glaubenslehre für das sechste Schuljahr. Bearbeitet von Heinr. Stieglitz, Stadtpräparatör in München. Mit erzbischöf. Approbation. Vierte, verbesserte Auflage. 8°. 352 S. Preis: brosch. M. 2.40 = K 2.88, in Leinwand geb. M. 3.— = K 3.60.

Diese beiden Bändchen haben längere Zeit vollständig gefehlt, da der Verfasser derselben einer vollständigen Revision unterzog, und erscheinen daher die neuen Auflagen wesentlich verändert und verbessert. Vorstehende Bändchen sind die ersten beiden unserer Sammlung von Katechesen nach der sogenannten Münchener oder psychologischen Methode, die sich im Laufe weniger Jahre fast überall fest eingebürgert hat.

Der sel. Niklaus von Flüe. (IV. Band der Sammlung illustrierter Heiligenleben.) Von G. Baumberger. Mit 24 Abbildungen und 2 Kunstdruckbeilagen. Preis: geb. M. 3.— = K 3.60.

Ein herrliches Lebensbild über den sel. Niklaus von Flüe. Baumberger versteht klar und fühllich, lebhaft und anregend zu schreiben, und beweist das auch in diesem Buch. Man gewinnt aus dem Buche eine klare lebendige Vorstellung, was der sel. Nikolaus gewesen ist als Gatte und Vater, Bürger, Beamter und Krieger, als Einsiedler und Buß- und Friedensprediger. Treffliche Illustrationen unterstützen den Text. Wir hoffen, daß durch dieses Werk die Verehrung des Seligen vertieft und vermehrt und seine Heiligsprechung uns zeitlich näher gerückt werde.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien, I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Haan, Henricus, S. J., Philosophia naturalis. In usum scholarum. Editio tertia emendata. 8°. (XII u. 254.) M. 2.60 = K 3.12; geb. in Halbfraunz M. 3.80 = K 4.56.

Meschler, Moriz, S. J., Der göttliche Heiland. Ein Lebensbild, der studierenden Jugend gewidmet. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu. 8°. (XVIII u. 670.) M. 4.50 = K 5.40; geb. in Halbleder M. 6.50 = K 7.80.

Das Leben Jesu ist die wahre Hochschule, das wahre Pädagogium der Jugend aller Welt und aller Zeiten. Dieses Leben wird der studierenden Jugend geboten: ein Leben Jesu nach den Evangelien, in geschichtlichem Zusammenhang, seiner inneren und äusseren Bedeutung nach für das Christentum und die Kirche und mit besonderer Würdigung des Charakterbildes Jesu nach den Ausführungen der besten katholischen Schriftstellerlärer.

— **Das Leben unseres Herrn Jesu Christi, des Sohnes Gottes, in Betrachtungen. Sechste Auflage. Mit einer Karte von Palästina zur Zeit Jesu. Zwei Bände. 8°. (XXXII u. 1240.) M. 7.50 = K 9.—; geb. in Halbfraunz M. 11.— = K 13.20.**

Münsterblätter, Freiburger. Halbjahrsschrift für die Geschichte und Kunst des Freiburger Münsters. Herausgegeben vom Münsterbauverein. II. Jahrgang, 1. Heft. gr. 4°. (48.) Mit 48 Textabbildungen M. 5.— = K 6.—. Jährlich 2 Hefte zu je M. 5.— = K 6.— mit zahlreichen Abbildungen und Kunstbeilagen.

Diese neue Publikation hat sich zur Aufgabe gemacht, das herrliche Bauwerk nach jeder Richtung zu würdigen und bis in die kleinsten Details zu erforschen. Der allgemein verständlich gehaltene Text wird durch ein ausserordentlich reiches Bildermaterial erläutert.

Quadrupani, P. Karl Joseph, Barnabit, Anleitung für fromme Seelen zur Lösung der Zweifel im geistlichen Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Dr. Ewald Bierbaum. („Aszetische Bibliothek“.) Achte, vermehrte Auflage. 12°. (VIII u. 184.) M. 1.20 = K 1.44; geb. in Leinwand M. 1.70 = K 2.04.

Rauschen, Dr. Gerhard, a. o. Professor der Theologie an der Universität und Religionslehrer am Königlichen Gymnasium zu Bonn, Grundriss der Patrologie mit besonderer Berücksichtigung der Dogmengeschichte. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. 8°. (XVI u. 254.) M. 2.40 = K 2.88; geb. in Leinwand M. 2.90 = K 3.18.

Das Buch ist bereits in französischer, italienischer und polnischer Uebersetzung erschienen; eine spanische Uebersetzung ist in Vorbereitung.

Smolka, Stanislaus von, Erinnerung an Leo XIII. Gedanken über die weltgeschichtliche Bedeutung seines Pontifikates. 12°. (VIII u. 108.) M. 1.— = K 1.20; geb. in Leinwand M. 1.60 = K 1.92.

Diese zuerst in polnischer Sprache erschienene Schrift hat schon in einer französischen Uebersetzung die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Die Verlagshandlung glaubt auch dem deutschen Publikum durch Vermittlung dieser Gedanken einen Dienst zu erweisen.

Wittig, Dr. Joseph, Priester der Diözese Breslau, Kaplan am Campo Santo, Die altchristlichen Skulpturen im Museum der deutschen Nationalstiftung am Campo Santo in Rom. Festschrift zur Silberhochzeit des deutschen Kaiserpaars herausgegeben vom Priesterkollegium am Campo Santo. (15. Supplementheft der Römischen Quartalschrift.) gr. Folio (144 S. u. 6 Tafeln.) M 15.— = K 18.—.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien; I., Wollzeile 33.

Soeben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Belser, Dr. Joh. Ev., ord. Professor der Theologie an der Universität zu Tübingen, *Die Briefe des heiligen Johannes*. gr. 8°. (X u. 166.) M. 3.— = K 3.60; geb. in Leinwand M. 4.— = K 4.80.

Bibliotheca ascetica mystica. Series operum selectorum quae consilio atque auctoritate eminentissimi et reverendissimi domini Antonii Cardinalis Fischer, archiepiscopi Coloniensis, denuo edenda curavit Augustinus Lehmkühl S. J. 12°.

Memoriale vitae sacerdotalis. Auctore Claudio Arvisenet, olim canonico et vicario generali Trecensi in Gallia. — *De sacrificio Missae*. Tractatus asceticus continens proxim attente, devote et reverenter celebrandi. Auctore Ioanne Cardinali Bona Ord. Cist. (XVI u. 426.) M. 3.— = K 3.60; geb. in Leinwand mit Lederrücken M. 4.— = K 4.80.

Diese „Bibliotheca ascetica mystica“ soll eine Reihe aszetischer und mystischer Schriften der bewährtesten Verfasser der Vorzeit in einer neuen handlichen Ausgabe weiteren Kreisen zugänglich machen. Sie wendet sich dabei zunächst an die hochw. Geistlichkeit sowohl des weltlichen als des Ordensstandes und erscheint daher in lateinischer Sprache.

Zunächst werden noch erscheinen: Bayma, *De studio religioso*; Blosius, *Manuale vitae spiritualis*; Bona, *Principia et documenta vitae christiana*; S. Franc. Salesius, *Theotimus seu de amore Dei*; S. Thomas von Aquin, *De perfectione vitae spiritualis*; B. Gertrudis *Insinuationes divinae pietatis*; Ven. L. de Ponte, *Dux spiritualis*; *Preciosa sensa et caelestia lumina*; Scupoli, *Pugna spiritualis*; event. noch weitere Schriften des hrw. Blosius, des hl. Thomas, der hl. Theresia, des hl. Johannes vom Kreuz u. a.

Feder, Alfred Leonhard, S. J., *Justins des Märtyrers Lehre von Jesus Christus*, dem Messias und dem menschgewordenen Sohne Gottes. Eine dogmengeschichtliche Monographie. gr. 8°. (XIV u. 304.) M. 8.— = K 9.60.

Das Werk behandelt in eingehendster Weise Justins Lehre von Jesus Christus: nicht nur die „Christologie“ im gewöhnlichen Sinne, sondern auch die Lehre von der Messianität und die Lehre von der zweiten Person der Dreifaltigkeit.

Kellner, Dr. K. A. Heinrich, o. ö. Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Bonn, *Heortologie* oder die geschichtliche Entwicklung des Kirchenjahres und der Heiligenfeste von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zweite, vollständig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. gr. 8°. (XII u. 304.) M. 6.— = K 7.20; geb. in Leinwand M. 7.20 = K 8.64.

Unter den Einrichtungen der christlichen Kirche sind die Festtage und deren Feier unstrittig diejenige Institution, welche im Laufe der Zeiten am meisten dem Wandel und den Veränderungen unterworfen war. Der Verfasser fasst seinen Gegenstand vor allem als Erkenntnisobjekt der historischen Wissenschaft auf, nicht als Mittel der religiösen Erbauung.

Kempf, Friedrich, Münsterarchitekt, und **Karl Schuster**, Kunstmaler, *Das Freiburger Münster. Ein Führer für Einheimische und Fremde*. Mit 93 Bildern. 12°. (VIII u. 232.) Geb. in Leinwand M. 3.— = K 3.60.

Das vornehmste Baudenkmal Badens hat in diesem Führer durch zwei berufene Fachleute eine ausführliche literarische Bearbeitung erfahren. Der Führer legt im ersten Teil die Geschichte des Münsters vor, beschreibt und erklärt im weiteren den Bau und seine Merkwürdigkeiten geschichtlich, künstlerisch und technisch. Die mit grosser Sorgfalt ausgewählten Illustrationen unterstützen die Beschreibung in instruktiver Weise.

Leitz, Dr. Anton, *Divisionspfarrer*, *Apologetische Vorträge*. 12°. (VIII u. 234.) M. 2.40 = K 2.88; geb. in biegsamem Kunstleder M. 3.— = K 3.60.

Die Themen sind samt und sonders von aktuellster Bedeutung und bei aller Gründlichkeit der Behandlung doch in eine Form gekleidet, daß sie von jedem Zuhörerkreise verstanden werden können.



121. bis 140. Tausend

wird soeben ausgegeben von

Die vollkommene Reue, ein goldener Himmelschlüssel.

Dem guten Christenvolk an die Hand gegeben von **J. von den Driesch**, Pfarrer in Kirchhoven. Mit einem Vorwort von **P. Aug. Lehmkühl S. J.** Mit oberhirtlicher Genehmigung.

Einzelpreis 10 Pf. = 12 h, 50 Stück M. 4.50 = K 5.40,
100 Stück M. 8.— = K 9.60.

Geistliche Herren, Instituts-Vorsteher u. s. w. 1 Probestück kostenfrei!

Über dieses vortreffliche Büchlein schreibt P. Lehmkühl:

„Diese Unterweisung über den Alt vollkommener Liebe und Reue, wie sie in der kleinen Schrift in trefflicher Weise gegeben ist, würde ich für eines der besten Andenken halten, welches bei der Entlassung aus der Schule den einzelnen Kindern mit ins Leben könnte gegeben werden und für eine der segensreichsten Lehungen, welche einem Kranken nie fehlen, und welche denen, die Krankendienst üben, jemals zur Hand sein sollte. Überhaupt wird ein Seelsorger, der das vorliegende Schriftchen allen seinen Seelsorgsbeauftragten zu Händen gibt, denselben eine überaus große Wohltat erweisen.“

Wir haben diesen Worten nichts hinzuzufügen, sie sagen alles, was zum Lobe des Büchleins gesagt werden kann, und zwar mit voller Wahrheit.

(Theol.-pratt. Quartalschr.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung. Verlag: **J. P. Bachem, Köln.**

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

Beitsschrift für katholische Theologie.

XXX. Jahrgang 1906.

Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K österr. Währung — 6 M.

Inhalt des 3. Heftes.

A b h a n d l u n g e n . J. Stufler, Die Erlösungstat Christi in ihrer Beziehung zu Gott S. 385

C. A. Kneller, Die Berufung der Konzilien (2. Art.) S. 408

E. Dorsch, Die Wahrheit der biblischen Geschichte in den Anschauungen der alten christl. Kirche (4. Art.) S. 430

M. Viehl, Zur Disputation des Joh. Duns Scotus über die Unbesetzte Empfängnis S. 454

Dr. H. Siebert, Die Heiligenpredigt des ausgehenden Mittelalters S. 470

F. Krüs, Sittengesetz u. Tatsachen S. 492

N e z e n s i o n e n . A. Lehmkühl, Probabilismus vindicatus (H. Noldin) S. 549. — J. Antonelli, Medicina pastoralis (H. Noldin) S. 555. — A. Lehmen, Lehrbuch der Philo-

sophie, Theodicee (J. Stufler) S. 559. — J. Brüd. Lehrbuch d. Kirchengesch. 9. Aufl. von Dr. J. Schmidt (R. Kirch) S. 561.

N. Milasch, Das Kirchenrecht der morgenländ. Kirche (M. Hofmann) S. 564.

Dr. J. Huber, Grundzüge der Logik u. Noetik (J. Stufler) S. 567. — Herders Konversations-Lexikon, 5. Bd. (F. Hartcher) S. 570.

A n a l e t t e n . Drei unedierte Chrysostomus-Texte einer Baseler Handschr. (S. Haider) S. 572. — Beiträge zur Kirchenrecht. Literatur (M. Hofmann) S. 583. — Beiträge z. sozialen Literatur (M. Hofmann) S. 587. — Die christl. Kunst (A. Kröß) S. 593. — Christenverfolgungen (A. Kröß) S. 594.

Kleinere Mitteilungen S. 595

L i t e r a r i s c h e r A n z e i g e r Nr. 108 S. 13*